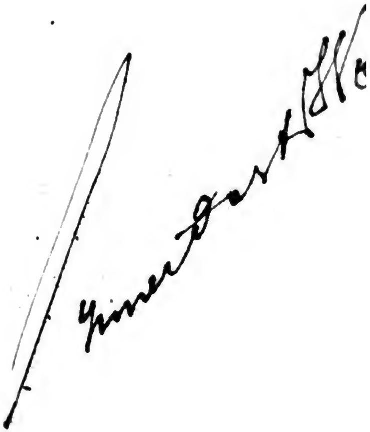
PANTHEON DER DEUTSCHEN:

2

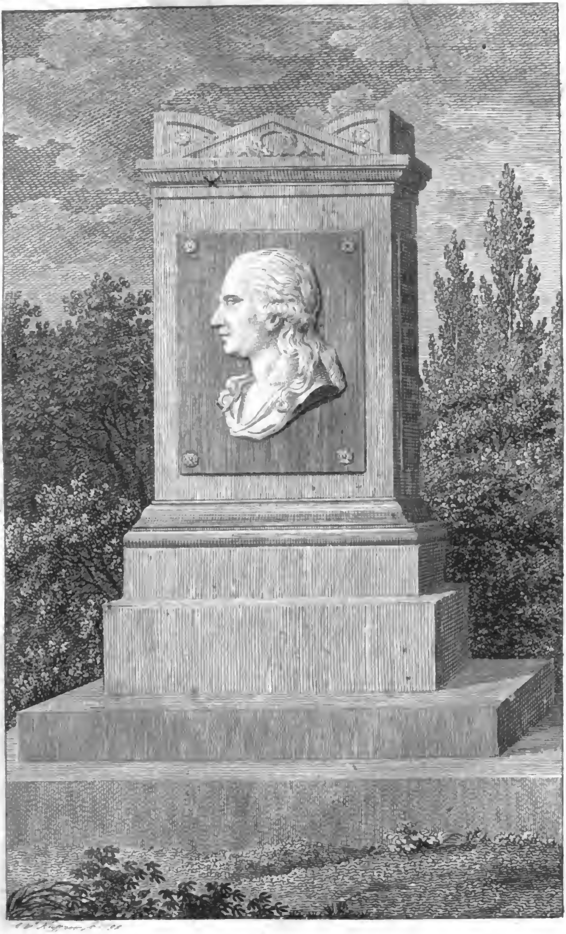
Digitized by Google

Biogr. C.
244^{c}/2
Pantheon

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Pantheon der Deutschen

Zweiter Theil.

Chemnitz 1795

bey Karl Gottlieb Hofmann.

216

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

GESCHENK FRESENIUS

Digitized by Google

Dem erhabnen Schuz

Sr. Majeſtät

Friedrich Wilhelm

des Zweiten

Königs von Preuſſen

Digitized by Google

weihet

dieſen zweiten Theil des Pantheons
der Deutſchen

in tiefſter Unterthänigkeit

der Verleger.

Digitized by Google

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ew. Königl. Majeſtät haben mir einen entſcheidenden Beweis Ihres hohen Beifalls zu der Unternehmung des gegenwärtigen Pantheons der Deutſchen zu geben geruhet, indem Allerhöchſt-Dieſelben durch ein allergnädigſtes Handſchreiben mir geſtatteten, Ihren glorwürdigen Namen dieſem Werke vorzuſezen.

Digitized by Google

Indem ich von dieſer allergnädigſten Freiheit Gebrauch zu machen mich unterfange, wage ich es, den Ausdruk meiner tiefſten Devotion vor Ew. Königl. Majeſtät niederzulegen.

Ew. Königl. Majeſtät

Chemnitz am 1. März 1796.

allerunterthänigſter
Karl Gottlieb Hofmann.

Digitized by Google

Vorrede.

Die faſt durchgångig gute Aufnahme des erſten Theils dieſes Pantheons iſt mir au=ßerordentlich angenehm und ſchmeichelhaft geweſen. Bei Anſicht dieſes zweiten Theils verhoffe ich auch, daß man mein Beſtreben, mich dieſer Aufmerkſamkeit immer würdi=ger zu machen, nicht verkennen wird. Nur aber wünſchte ich, daß das deutſche Publi=kum noch thätiger mitwirken möchte, ſo, daß ich noch weit mehr, als bisher geſche=hen, in den Stand geſetzt würde, die größt=möglichſte Vollkommenheit bei dieſem Na=

Digitized by Google

tionalwerk erreichen zu können. Jedoch ich lebe der guten Hofnung, daß die ſchon dafür ſo ſtark gewonnene Zuneigung nicht nur nicht erkalten, ſondern vielmehr noch inniger und wärmer werden wird.

Es ſind mancherlei Urtheile, Aufſätze und Recenſionen über den erſten Theil erſchienen. Ich habe mir alles geſammelt, und das Ganze macht einen ſeltſamen Contraſt aus. Lob und Tadel wechſelt da wunderlich mit einander ab. Ueber einiges habe ich mich im Reichsanzeiger erklärt. Hier iſt nun der Ort nicht, dies zu wiederholen und mich auch über das übrige zu erklären. Denn es würde dieſe Erklärung zu weitläuftig ausfallen und gewiß faſt ſelbſt ein kleines Bändchen ausfüllen. Indeſſen hat mich doch die Luſt angewandelt, dies Alles unter dem beſondern Titel: Geſchichte des Pantheons der Deutſchen — einmal druk-

Digitized by Google

ken zu laſſen, und wenn ſich Käufer dazu finden ſollten, es auch bei den künftigen Bänden fortzuſetzen.

Manche gegründete Erinnerungen ſind benutzt worden. Eine der vorzüglichſten davon, die mir ſogleich gefiel, war die, daß doch jede Biographie oder Charakteriſtik ein Ganzes für ſich ausmachen und nicht ſo durch drei verſchiedene Aufſätze, wie im erſten Theil geſchehen, zerſtückelt ſeyn möchte. Bei Leſſings und Leibnitzens Biographie iſt dies auch hier ſchon befolgt worden, ſo wie es auch in den folgenden Theilen eben ſo genau wird befolgt werden. Nur beim Rudolph von Habsburg kam die Erinnerung zu ſpät. Denn der Aufſatz davon war damals ſchon abgedruckt; doch aber ſind die Kupfer dahin zu ſtehen gekommen, wo ihrer im Texte ſelbſt Erwähnung geſchehen iſt.

Digitized by Google

Noch eine andere Erinnerung und Auf- forderung an mich, deren ich hier in vieler Rückſicht, und beſonders zu meiner Recht- fertigung, gedenken muß, war auch die, daß ich nicht ſo viele, nicht gerade ſechzehn Kupfer, wie ich verſprochen, wohl aber wenigere, allein dafür auch ſehr gute Blät- ter liefern ſollte. Ich finde dieß auch ſehr gegründet. Allein wem ſoll man's nun recht machen? Mancher, und ich muß es aus Erfahrung frei geſtehen, der größte Theil des deutſchen Publikums, will für ſein Geld recht viel haben. Und vielleicht dürfte mir deshalb wohl gar mancher Käu- fer meines Pantheons abſpringen, wenn er ſehen ſollte, daß ich bei einigen Theilen weniger Kupfer lieferte, als ich Anfangs verſprochen habe. Doch ich will mich nicht irre machen laſſen; ja ich habe in dem gegenwärtigen Theile ſchon ein Kupfer we-

Digitized by Google

niger geliefert, als in dem erſten, kann aber gewiß hier öffentlich die heiligſte Verſicherung ablegen, daß mir die gegenwärtigen funfzehn Kupfer ein anſehnliches mehr gekoſtet haben, als jene ſechszehn im erſten Theile, wie ſolches Kunſtkenner ſchon werden einſehen und beurtheilen können.

Bei denen, die ſich über die lange Verſpätigung dieſes zweiten Theils ſehr beklagt haben, könnte ich mich mit vielen Gründen und Hinderniſſen, die ich zu bekämpfen hatte, ſattſam entſchuldigen; ich will aber lieber davon ſchweigen, zumal ich jetzt gewiß verſprechen kann, daß das Verſäumte reichlich wieder eingehohlt werden ſoll, dadurch, daß der dritte Theil zuverläßig in der nächſtkünftigen Michaelismeſſe erſcheinen wird, auf den die zeither gewöhnlichen Beſtellungen aber ſchlechterdings zu Johannis müſſen eingegangen ſeyn.

Digitized by Google

Der Inhalt dieſes dritten Theils iſt: 1) Kopernikus, von Herrn Hofrath Lichtenberg in Göttingen; 2) Churfürſt Moritz von Sachſen von Herrn Profeſſor Woltmann in Jena; 3) Ulrich von Hutten, vom Herrn Kanzleidirektor Wagenſeil in Kaufbeuern, und endlich 4) Herrmanns Schlacht mit ihren Folgen, von Herrn Finanzſekretär Schlenkert in Dresden.

Ich kann auch nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit mehrern patriotiſchen Beförderern dieſer meiner Unternehmung, die mich mit Rath und That unterſtützt haben, meinen verbindlichſten Dank zu entrichten. Möchte ſich doch ihre Anzahl immer noch mehr vermehren! Möchten doch Sie alle, die Sie dies leſen, aufgemuntert werden, unter Ihren Freunden nichts unverſucht zu laſſen, ſich für dieſes Pantheon zu in-

Digitized by Google

tereſſiren und es immer weiter zu verbreiten! Welche Wonne würde es dann nicht für mich ſeyn, wenn ich ſo thätig unterſtützt, zur Belebung des ſonſt ſo allgemein beklagten verlöſchten deutſchen Patriotismus meinen Theil mit beitragen könnte. Und in dieſer Rückſicht würde es mir, und gewiß auch den übrigen Freunden und Beförderern meines Pantheons, ſehr angenehm ſeyn, wenn die übrigen Käufer dieſes Werks, deren Namen noch nicht mit ſind vorgedruckt worden, mir ſelbige bald wollten wiſſen laſſen, damit ich ſie den folgenden Theilen könnte vorſetzen laſſen, um ſonach der d[illegible]ren Nachwelt die Beförderer kennen lernen zu laſſen, deren thätigen Mitwirkung und Beihülfe ich allein die Ausführung dieſer Unternehmung zu verdanken habe.

Uebrigens wage ich hier nochmals die

Digitized by Google

Wiederholung meiner ſchon an andern Orten gethanen Bitte an Teutſchlands berühmte Schriftſteller, ihren Beitritt zu dieſem Werke mir nicht zu verſagen, durch den allein ich in den Stand geſetzt werden kann, die hier ausgeführte ſchon ſo allgemein für glücklich anerkannte Idee zur Befeſtigung unſers Nationalruhms und zur Belebung eines heilſamen Patriotismus immer mehr zu verfolgen.

Chemnitz, am 1. März, 1796.

Karl Gottlieb Hofmann.

Digitized by Google

Kupfererklärung.

Das Titelkupfer ſtellt das Leſſingen zu Wolfenbüttel errichtet werdende Denkmahl, und die Titelvignette das Aeußere des Pantheons zu Rom vor.

Weil Herr Schubert in Meißen bei Entwerfung der zu Leſſings Karakteriſtik gekommenen Kupferſzenen ſich mehr nach derjenigen Schilderung gerichtet hat, welche in dem bei Voß in Berlin 1793 herausgekommenen erſten Theil von Leſſings Leben, herausgegeben von ſeinem Bruder, ausführlich vorgetragen wird, und es vielleicht nicht zu glauben iſt, daß alle Leſer des Pantheons auch jene Lebensbeſchreibung Leſſings ſogleich bei der Hand haben werden, um ſich von dem Inhalt der Vorſtellung dieſer beiden Kupferblätter gehörig unterrichten zu können, ſo verhoffe ich nichts Unzwekmäßiges zu unternehmen, wenn ich die

Stellen, auf die ſich dieſe zwei Kupfer beziehen, hier mit abdrucken laſſe. Die erſte Stelle, welche das Kupfer Leſſings Gehorſam gegen ſeine Aeltern ſchildert, ſteht S. 73 u. 74. und iſt folgende:

„Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren „Sohn zeitlich und ewig verloren.“ (Nämlich über die von Leipzig aus erhaltene Nachricht, daß ihr Sohn nicht blos ein Komödienſchreiber geworden ſey, ſondern auch mit lauter Komödianten umgehe.) „Der Vater „ſah ihn am Rande des Verderbens, woraus er ihn „plözlich zu reißen für das Beſte hielt. Er ſchrieb als„bald dem ausſchweifenden Jünglinge: „Setze dich, „„nach Empfang dieſes, ſogleich auf die Poſt, und „„komme zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank, und „„verlangt dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“ „Leſſing ohne Bedenken macht ſich auf, wie er ſteht „und geht, und ſiehe! es fällt ein ſtarker Froſt ein. „Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; ſie wünſcht, ſo „ſehr ſie ſeine Zurükberufung betrieben, daß er dieſes„mal nicht gehorchen möge: denn nun fällt ihr ſein gu„tes, weiches Herz, ſein Gehorſam und die Unbeſorgt„heit für ſich ſelbſt ein, mit der er ſich auf den Weg be„geben werde. Sie macht ſich die bitterſten Vorwürfe, „und fühlt, daß es doch beſſer geweſen ſey, er wäre mit „Freigeiſtern und Komödianten weiter umgegangen,

„als auf dem Poſtwagen erfroren. Sie kann die Zeit „nicht erwarten, in der er kommen ſoll; tauſendmal des „Tages rüft ſie angſtvoll ſich tröſtend aus: „Er wird „„nicht kommen! Ungehorſam lernt ſich in böſer Ge„„ſellſchaft!“ Aber er kommt, tritt in die Stube halb „erfroren. Man freuet ſich, den zweimal verloren ge„gebnen Sohn wieder zu ſehen, und iſt nur beſorgt, „daß ihm der ausgeſtandne Froſt nachtheilig werden „möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann „die Mutter den Gedanken nicht bei ſich behalten: „Warum biſt du auch in der Kälte gekommen? Liebſte „Mutter, Sie wollten es ja, antwortet er ganz harm„los, und klappert dabei an Händen und Füßen. Es „ahndete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und „ich freue mich herzlich darüber. Nur aus dem Ver„weiſe, der ihm zugedacht war, ward eine herzliche Un„terredung, wobei kein andrer Wortwechſel vorfiel, „als den der verſchiedne Geſichtspunkt verurſachte, aus „welchem beide Theile das Theater betrachteten.“

Die zweite Stelle, auf die ſich das Kupfer: Leſſing beweiſt ſeine Urtheile, bezieht, ſteht S. 230. u. 31. „Den Rektor an der Marien-Magda„lenen-Schule beſuchte er zuweilen auf der Bibliothek. „Leuſchner hatte eine Commentatio super Elpisti„cis rectius explicandis zu Hirſchberg 1750 heraus-

„gegeben, die Leſſing irgendwo kritiſirt hatte. Mit „dieſer Kritik war aber der Verfaſſer unzufrieden, und „Leſſing erfuhr es. Was hatte er zu thun? Er kam „einſt mit ſeinem Freunde Kloſe auf die Bibliothek, „und zog einen Folianten und Quartanten nach dem „andern hervor, um ihm daraus ſein Urtheil über ihn „zu beweiſen. Leuſchnern, einem ſanften gefälligen „Manne, der nach keiner Art von Streit mit Leſſin-„gen ſich ſehnte, ward kalt und warm darüber. Sie „haben Recht; es iſt nicht zu leugnen, ſagte er bei je-„dem Buche, und trug es mit eben ſo großer Geſchwin-„digkeit an Ort und Stelle, als es Leſſing hervor-„zog.“

Der Verleger.

Digitized by Google

Da das zu S. XVII gehörige Kupfer: Leſſing beweiſt ſeine Urtheile, durch einen Unfall verunglückt iſt, der Verleger ſich's aber zum unverbrüchlichſten Geſetz gemacht hat, kein ſchlecht gearbeitetes Blatt aufzunehmen, ſo wird ſelbiges bei Ablieferung des dritten Theils zur Michaelis-Meſſe 1796 mit ausgegeben werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fortgeſeztes Verzeichniß

der patriotiſchen Beförderer

des

Pantheons der Deutſchen.

Digitized by Google

Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm der Zweite, König von Preuſſen.

Ihro Majeſtät Sophie Charlotte, Königin von Großbrittanien.

Se. Königliche Hoheit Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preuſſen.

Se. Königliche Hoheit Prinz Ernſt von Großbrittanien.

Se. Durchlaucht der regierende Herzog Karl zu Meklenburg-Strelitz.

Se. Durchlaucht der regierende Fürſt Friedrich Wilhelm Leopold zur Lippe.

Se. Hochfürſtl. Durchlaucht Karl Anſelm zu Thurn und Taxis.

Se. Durchlaucht Prinz zu Schwarzburg-Sondershauſen, Chur-Hannövriſcher Major.

Digitized by Google

Herr Aalderk, Hommes op de Landſchaps Bunder Polder.

Die Kaiſerl. privilegirte Akademiſche Kunſt- und Buchhandlung in Augsburg.

Herr Buchhändler Albrecht in Wolfenbüttel.

- Joſeph Allioli in Sulzbach in der Obern Pfalz.
- Stiftsrath von Ampach in Wurzen.
- Andreä, Direktor der geheimen Forſt-Kanzelei in Berlin.

Die Andreäſche Buchhandlung in Frankfurt am Main.

Herr Johann Immanuel Anſchütz, Hausverwalter des St. Georgenhoſpitals in Leipzig.

- Johann Gottfried Anton in Lauban.
- Hauptmann von Arentſchild des 10ten Kavallerie-Regiments Prinz Wallis.
- Geheime Juſtiz- und Kammer-Gerichts-Rath von Arnim auf Heinrichsdorf in Weſtpreußen.
- Prediger W. Aſchenberg in Kronenberg.

Die Augsburger Leſegeſellſchaft.

Herr Barmeier in Kaſſel.

- Johann Auguſt Bauer, der Rechtsgelahrheit Kandidat zu Eiſenberg im Herzogthum Gotha.
- M. Johann Friedrich Auguſt Baumann in Leipzig.

Der Magiſtrat zu Bautzen.

Herr Buchhändler Beer in Leipzig.

- Inſpektor Behm zu Teſſin im Meklenburgiſchen.

Digitized by Google

Herr Beidek in Chemnitz.
= Artillerie-Kapitän Berger in Dresden.
= Kammerrath Bergmann in Rudolſtadt.
= Andreas Bertoldi, Entrepreneur der Opera Buffa in Dresden.
= Bürgermeiſter Gottlob Auguſt Beſcherer in Forſt.
= Caſſirer Beſchorner in Dresden.
= Kammerdiener Beſtelmeyer in Anſpach.
= Organiſt und Schullehrer Billker zu Grethſyhl.
= W. von Blankenhagen, Aſſeſſor im Gerichtshofe Peinl. Sachen der Rigiſchen Statthalterſchaft.
= Notarius Böhme in Güſtrow.
= Buchhändler Bohn in Hamburg.
Die Herren Buchhändler Bohn und Comp. in Lübek.
= Buchbinder Boldeus in Norden.
= Kaufmann W. Borchers in Wener.
= Kammerherr von Borck auf Falkenburg in Weſtpreuſſen.
= Rittmeiſter von Borcke, Burg- und Schloßgeſeſſen auf Regenwalde und Labes, auf Stargardt in Pommern.
= Chur-Hannövriſcher General-Major von Botmer.
= Kaufmann Bredt genannt Wichelhauſen in Barmen.
= Buchhändler Brönner in Frankfurt am Main.
= Diakonus Brükner in Marklissa.
= Conr. U. Buſemann zu Böhmerwolde.

Digitized by Google

Die Herren Johann Carl Buvillier und Sohn in
Frankfurt am Main.

Herr Lieutenant von Chatron.
= Diakon Chriſtoph in Augsburg.
= Baron von Cloſter auf Philippsburg.
Fräulein Wilhelmine von Cloz zu Röthges am Raub=
ſchloß.
Herr Subrektor Clüſener in Detmold.
= D. Cober in Hamburg.
= Sekretär C. B. Coenring in Aurich.
Das Poſtamt in Coerlin.
Die Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen.
Herr Forſtrath Cramer in Naumburg.
= Buchhändler Cruſius in Leipzig.
= Stadt= und Amtsſchreiber Cuhorſt in Liebenzell.

Herr Buchhändler Daenzer in Düſſeldorf.
= Buchhändler Dieterich in Göttingen.
= Dirkſen, der Theologie Kandidat in Grethſyhl.
= Paſtor Domke, in Ober=Pritſchen bei Frauſtadt
in Südpreußen.
= General=Accis=Inſpektor Drabitius in Forſt.
Die Herren Buchdrucker Dürr und Sohn in Leipzig.

Herr M. Georg Chriſtoph Eckart in Leipzig.
= Buchbinder Eckhoff in Emden.

Digitized by Google

Herr P. W. Eichenberg in Frankfurt am Main.
= Major von Einſiedel auf Scharfenſtein.
= Carl Siegmund Emmerich, Churfürſtl. Sächſ. Floßmeiſter in Freyberg.
= M. Engel in Plauen.
= Amtsverwalter Engelſchall in Oelßnitz im Voigtlande.
Die Herren Buchhändler Erhard und Löfflund in Stuttgart.
Fräulein Charlotte von Erneſt auf Naundorf.
Herr Kaufmann Eſche d. ält. in Chemnitz.
= Kaufmann Eſche d. jüng. in Chemnitz.
= Commiſſionsrath Ettinger in Gotha.

Herr Land=Rath des Deutſch=Cronſchen Kreiſes von Falkenhayn auf Lüben in Weſtpreuſſen.
= Kaufmann Feldhoff zu Mellmann.
Die Herren Buchhändler Felſeckers ſel. Söhne in Nürnberg.
Herr Georg Fiſchereder, Pfarrer in Oberöſtreich.
= Kandidat Flamm in Dresden.
= Buchhändler Fleiſcher d. ält. in Leipzig.
= Buchhändler Fleiſcher d. jüng. in Frankfurt am Main.
Der Magiſtrat zu Frankfurt am Main.
= Kammerrath Frege in Leipzig.
= Kaufmann Johann Adam Fritzſch in Leipzig.
= Buchhändler Frommann in Züllichau.

Digitized by Google

Herr Kaufmann Garrels in Leer.
= Apotheker Gaupp zu Kirchheim an der Ek.
Die Herren Buchhändler Gehr und Comp. in Breslau.
Herr Friedrich Benjamin Geller in Niesky bei Görlitz.
= von Gersdorf der Erſte, Lieutenant und erſter Adjutant im Königl. Preuß. Infanterie=Regiment Hiller von Gertringen.
= G. von Gilſa, Heſſen=Caſſelſcher Obriſt und Chef des Land=Regiments Ziegenhayn.
= Oberamtmann von Glan auf Stickhauſen.
= Ingenieur von Glan in Wener.
= Kaufmann C. L. Göbel in Schlingen.
= Goldhagen, der Apothekerkunſt Befliſſener in Leer.
Der Magiſtrat zu Görlitz.
Herr Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig.
= M. Grahl, Paſtor in Waldkirchen.
= Buchhändler Grattenauer in Nürnberg.
= Kaufmann Grave in Bremen.
= geheime Commerzienrath von Grönefeld in Wener.
= Paſtor Groskopf zu Varenholz.
= Kaufmann Großmann zu Reichenbach in Schleſien.
= D. Günz zu Schloß Waldheim.
= Gyra, macedoniſcher Kaufmann in Chemnitz.

Digitized by Google

Herr Kaufmann Haertel in Leipzig.
= Amtmann von Halem in Dortmund.
= Chur-Hannövriſcher General-Major von Hammerſtein.
= Regierungs-Sekretär Hann in Dresden.
Der Magiſtrat zu Hannover.
Herr Deichrichter Harringa in Hatzum.
= Buchhändler Hartknoch in Riga.
= D. Heinrichſohn in Wagrien.
= D. Heinſius in Sorau.
= Kaufmann Heker d. ält. in Chemnitz.
= Advokat B. Z. Helwig in Stralſund.
= Buchhändler Hertel in Leipzig.
= Karl Philipp Heſſe in Hamburg.
= Adminiſtrator Heßling in Emden.
= Kaufmann J. G. Heuſer in Kronenberg.
= Regierungs-Rath D. Heyd in Stuttgard.
= Karl Gottlob Heymann, Churfürſtl. Hof-Küchſchreiber in Dresden.
= Hofrath Heyne in Göttingen.
= Poſt-Direktor Hillingh in Emden.
= Buchhändler Hilſcher in Leipzig.
= Buchdrucker Höfer in Zwickau.
= Kanzler und geheime Rath von Hoffmann in Dieskau.
= Jan Lubberts Holtkamp in die Bonder Hammerich.
= Major von Honſteette.
= Prediger Hoppe zu Victorbuhr.
= Buchhändler Horvath in Potsdam.

Digitized by Google

Herr Chriſtian Friedrich Edler von Hummitzſch, Amts-Hauptmann der Herrſchaft Forſt und Pförten.

Herr Chriſtian Friedrich Jacob, Kantor zu Lychen.
- Kaufmannsdiener Jemiſch aus Plauen.
- Iſehoeb, Königl. Poſt-Sekretär zu Reichenbach in Schleſien.
- Kaufmann Jung in Elberfeldt.
- M. Juriſch, Prediger in Schönſtädt bei Weiſſenſee.

Herr Schauſpieler Kaffka.
- Buchhändler Kaffke in Stettin.
- Kaufmann Kellner zu Reichenbach in Schleſien.
- Hofjäger von Keßinger in Ertödel.
- Poſtmeiſter Keſtner in Detmold.
- Kaufmann Wilhelm Klotz in Calbe.
- M. Franz Auguſt Knaups aus Leipzig.
- Kaufmann J. A. Knecht in Schlingen.
- Sekretär Knoch in Detmold.
- Karl Koepke in Hamburg.

Sr. Excellenz der Königl. Kaiſerl. wirkliche Kammerherr, Ritter des Maltheſer-Ordens und Obriſter Graf von Kolowrat Liebſteinsky zu Reichenau.

Herr Buchhändler Johann Friedrich Korn d. ält in Breslau.

Digitized by Google

Herr Buchhändler Wilhelm Gottlieb Korn d. jüng. in Breslau.
- Samuel Krauß aus Dresden.
- Kaufmann Fried. Chriſtian Kreßner in Dresden.
- Buchhändler Krieger in Gieſſen.
- Buchbinder J. P. Krimmelbein in Elberfeldt.
- Kaufmann J. D. Krull in Emden.
- Amtshauptmann C. A. R. von Kyaw auf Haynewalde.

Herr Bürgermeiſter Landgraf in Hohenſtein.
- Stadtkaſſier Langbein in Arnſtadt.
- Kauf- und Handelsmann Leers in Gera.

Der Magiſtrat zu Leipzig.

Herr Johann Joachim Lopan in Hamburg.

Die Herren Buchhändler Lotter und Komp. in Augsburg.

Se. Excellenz Johann Karl Ludwig regierender Graf zu Löwenſtein-Wertheim, Chur-Braunſchweig-Lüneburgiſcher General-Major.

Der Magiſtrat der Kaiſerl. freien Reichsſtadt Lübek.

Herr J. O. Lüderßen, Amtmann und Administrator Aerarii Senatus in Braunſchweig.
- M. Ludwig in Roſtok.
- Kaufmann Ludwig d. ält. zu Peterswaldau in Schleſien.
- Senator Lutteroth in Mühlhauſen.

Digitized by Google

Herr Buchhändler Mäcken in Leer in Oſtfriesland.
- Richter Maubach in Hueckeswagen.
- M. Meiner in Freyberg.
- Pfarrer Mercklein in Alten Muhr.
- L. Meſcher in Weyer.
- M. Franz Jacob Theodor Meyer, Paſtor zu Nuſſe.
- Oberförſter Meyer zu Rothemühle in Pommern.
- Diakonus Meyland in Breitenbach.
- Kaufmann J. Moll in Lennep.
- J. G. Müller in Kronenberg.
- Friedrich Samuel Murſinna, privatiſirender Gelehrter zu Halle im Magdeburgiſchen.

Herr Friedrich Nagel, der Theologie Kandidat aus Bahn in Pommern.
- J. G. Neef in Kronenberg.
- Major von Nehrhoff vom Regiment Prinz Anton in Groſſenhain.
- Kaufmann J. Neviandt zu Mellmann.
- Kaufmann P. G. Neviandt zu Mellmann.
- Buchhändler Nicolovius in Königsberg.
- Niemeier zu Herbershauſen.
- G. W. L. Nienaber, der Apothekerkunſt Befliſſener aus Vörden im Hochſtift Osnabrück.

Frau von Noſtitz.

Herr Karl Heinrich von Oeſterlein, Sekretär des Rigiſchen Kriminal-Gerichtshofes.

Digitized by Google

Die Herren Buchhändler, Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürch.

Herr Stadt-Kämmerer Otto zu Reichenbach in Schleſien.

Herr Veſperprediger Petſche, in Freyberg.

Die Herren Buchhändler Gebrüder Pfähler in Heidelberg.

Herr Carlo Antonio Piatti, italieniſcher Kaufmann in Meißen.

Die Pitraſche Buchhandlung in Berlin.

Herr Pohle, Evangeliſcher Paſtor in Glatz.

= Poſtſekretär Pralle in Celle.

= Traugott Püſchmann in Adorf.

= Buchhändler Karl Friedrich Putſcher in Chemnitz.

Herr Christian Gottlieb Ranftler, Gräfl. Brühl. Rent-Amtmann zu Pförten.

= Johann Gottfried Raſpe, Spediteur und Gaſthalter im Reiter zu Leipzig.

= Freiherr von Rehden, Königl. Preuß. geheimer Kriegsrath, Herr der Herrlichkeit Ryſum in Oſtfriesland.

= Chriſtian Ferdinand von Reiboldt, Amtshauptmann des Voigtländiſchen Kreiſes auf Taltitz.

= Amtmann Reinewald in Hükeswegen bei Elberfeldt.

= D. Reiniger in Groſſenhain.

Herr Karl Auguſt Graf von Reiſach, Maltheſerordens Ritter, Churpfalzbaierſcher Kämmerer und Oberjagdamts-Commiſſär in Nürnberg.
- Hofmedikus D. Reuß in Stuttgard.
- Amtsrath Ribbentrop zu Varenholz.

Die Richterſche Buchhandlung in Dresden.

Herr Kandidat Richter.
- Stadtſchreiber Ritter in Zſchopau.
- Gerichtsdirektor Roch in Lichtewalde.
- Rordorff, Königl. Stadt-Acciſe-Inſpektor zu Reichenbach in Schleſien.
- C. W. Röſſing in Leer.
- Buchhändler Rothe in Gera.
- Amtsrath Röttefen zu Barkhauſen.

Frau Wittwe C. Rübel in Barmen.

Se. Excellenz Graf Eric Ruuth, General-Gouverneur in Schwediſch Pommern und Rügen, Reichsherr, Kanzler der Akademie zu Greifswalde, Ritter und Kommandeur der Königl. Orden, auch Ritter des Waſa-Ordens in Stralſund.

Herr Saarbach, Geograph zu Reichenbach in Schleſien.
- Peter von Sacken, Erbherr der Sentenſchen und Riddeldorfſchen Güter, Herr auf Frauenburg in Curland.
- M. A. Sallberg, Kabinetsprediger bei Sr. Excellenz Graf Ruuth in Stralſund.
- Regierungs-Regiſtrator Schäfer in Dresden.

Die Schäferſche Buchhandlung in Leipzig.

Digitized by Google

Herr Lieutenant Schanz, des 7ten Churhannöverſchen Kavallerie-Regiments.
= geheime Archivarius Scheibel in Schwerin.
= Kaufmann Gottlob Friedrich Scheibner d. jüng. in Chemnitz.
= Domainenrath Schelten in Leer.
= Ausmiener Schelten in Leer.
= Auguſt Scheppach, Churfürſtl. Hof-Küchſchreiber in Dresden.
= Buchhalter und Handl. Comp. Verwandter J. M. Schill in Calw.
= Regierungsrath Schlottwein auf Beſeriz und Dahlen in Meklenburg-Strelitz.
Se. Excellenz Reichsgraf von Schmettow, Königl. Preuß. Kammerherr und Legationsrath zu Pommerzig in der Neumark.
Herr Diakonus Schmidt zu Emmendingen im Breisgau.
= Schmieder, Lieutenant beim Sächſ. Artillerie-Corps in Meißen.
= Banco-Buchhalter Schnakenberg in Berlin.
= Lieutenant u. Regiments-Quartiermeiſter Schneider vom Regiment Prinz Anton in Groſſenhain.
Die Herren Kunſt- und Buchhändler Schneider und Weigel in Nürnberg.
Herr Bürgermeiſter Schnigenberg in Margonin.
= Kammerherr von Schönberg in Chemnitz.
= Major von Schönberg auf Wittgensdorf.
Se. Excellenz Graf von Schönburg.
Herr Gottlob Friedrich Schönherr in Altenburg.

Digitized by Google

Herr Brauherr Schönitz in Dresden.
- Kaufmann G. A. Schröder in Leer.
- Buchhändler Schröder in Braunſchweig.
- Nicolaus Schubaek, Gelehrter in Hamburg.
- Poſtverwalter Schubart in Bremen.
- von Schueler, Lieutenant des Königl. Preuß. Füßilier-Bataillons von Pellet in Bunzlau.
- Deichvoigt Schulze in Hohenſtorff an der Elbe.
- Schulze aus Mallaga.
- Schurig in Zwickau.
- Sprachmeiſter Schwarz in Dresden.
- Schwürtz, Königl. Preuß. Poſt-Kommiſſar und Kämmerer in Gleiwitz in Oberſchleſien.
- Peruquier Seidel zu Reichenbach in Schleſien.
- Seif in Lemgo.
- Hofprediger M. Senſenſchmidt in Rochsburg.
- Buchhändler Siegert in Liegnitz.
- Capitän von Simolin zu Jateln in Curland.
- Andreas Sinkenthaler zu Eperies in Ungarn.

Se. Excellenz Reichsgraf Julius von Soden, Kön. Preuß. Miniſter und Geſandte in Nürnberg.

Herr Capitän Heinrich von Stangen in Belzig.

Die Steinerſche Buchhandlung in Winterthur.

Herr Karl Wilhelm Steinert in Chemnitz.
- Stoll in Dresden.

Se. Excellenz Graf zu Stollberg-Wernigerode d. ält.

Herr Johann Auguſt Stöltzer auf Markliſſe, Schadewalde und beider Rittergüter Pertinenzien.
- Süßbrich zu Gnadenfrei in Schleſien.

Digitized by Google

Se. Excellenz Herr Kämmerherr Graf Taube in Stralſund.

Herr Commiſſionsrath Johann Auguſt Thiele von Thielenfeld auf Kemnitz.

= Kaufmann M. Thome in Kronenberg.

Se. Excellenz Graf von Thurn und Valſaſina, Churfürſtl. Sächſ wirklicher geheime Rath und Obriſthofmeiſter bei Sr. Durchlaucht dem Prinzen Anton in Dresden.

Herr Karl Wilhelm Thurneyſen in Frankfurt am Main.

= Buchhändler Troſchel in Danzig.

Herr Rechnungsreviſor Ulmer in Anſpach.

= Cornelius Unger d. jüng. in Eibenſtok.

Die Herren Buchhändler Vandenhök und Ruprecht in Göttingen.

Frau Johanna Wilhelmina Sophia Vogel in Weiſſenfels.

Herr Joachin Gottfried Vogel, Buchbinder in Lauban.

= Buchhändler Franz Anton Vogelſänger in Troppau.

= Hauptmann Volger, 7ten Chur-Hannöverſchen Cavallerie-Regiments.

Die Buchhandlung des Waiſenhauſes in Halle.

Herr Kammer-Calculator Weber in Aurich.

Digitized by Google

Herr Weiße, Evangeliſch Lütheriſcher Prediger in Wargonin.
" Kandidat C. G. Weitenkampf aus Walde im Meklenburgiſchen.
" Oberamtmann Wenkebach in Emden.
" Karl von Werder in Halle im Magdeburgiſchen.
" F. W. von Weyrauch, Ruſſ. Kaiſerl. Hofrath Gouv. Poſtdirektor und Ritter in Mitau.
" Finanz-Canzelliſt Wiemann in Dresden.
" Poſtmeiſter Wieſinger in Leer.
" Kaufmann Wiſchmann in Elberfeldt.
" Simon Joſeph von Wiſinger, Pfalzbaierſcher Landes-Regierungs-Archivarius zu Amberg in der Obern Pfalz.
" Makler Mich. Wöbbe in Hamburg.
" Amtsverwalter Johann Gottlob Wolf in Oberrabenſtein.
" Kaufmann Woltersdorf in Roſt.
" Kaufmann J. A. Wulfing in Barmen.

Herr D. Zahn, ausübender Arzt in Calw.
" Karl Georg von Zangen, Fürſtl. Heſſ. Darmſtädtiſcher Regierungsrath und Oberbeamte zu Langgäns.
Der Magiſtrat zu Zeitz.
Der Magiſtrat zu Zittau.

Digitized by Google

Bildniß

des

Kaiſers Rudolph von Habsburg

mit

deſſen Lebensgeſchichte

im Umriſſe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rudolph von Habsburg wurde am 1. Mai des Jahres 1218 in der Schweiz gebohren. Sein Vater, Albert der Vierte von Habsburg, ſtarb auf einem Kreuzzuge nach Paläſtina im Jahre 1240. Rudolph wurde am Hofe des Kaiſers Friedrichs des Zweiten, welcher ihn aus der Taufe gehoben hatte, erzogen. Er brachte ſeine Jugend in kriegriſchen Uebungen zu, in denen er ſich ſehr hervorthat. Den Kaiſer Friedrich begleitete er auf allen ſeinen Zügen vom Jahre 1230 bis zum Jahre 1242, in welchem er den Kaiſerlichen Hof verließ.

Da ſeine angeſtammten Güter nicht beträchtlich waren, ſo ſuchte Rudolph, dem Geiſte der damaligen Zeiten gemäß, während des, nach dem Tode des Kaiſers Friederichs des Zweiten (1250) eingetretenen, Zwiſchenreiches ſein Vermögen durch Gewaltthätigkeit und Raub zu vermehren. Bald beraubte er die Länder ſeines Vor-

Digitized by Google

munds, des Grafen von Lauzenburg, bald ſeinen Oheim den Grafen von Kyburg, bald die Grafen von Toggenburg, Rapperſchwyl, oder Nidau, bald andere Edle und Prälaten. Den Hugo von Teuffenſtein belagerte er in ſeinem Schloße, beſtach die Beſatzung, drang hinein, und durchbohrte den Ritter mit ſeinem Schwerte.

Im Jahre 1260 zog er, an der Spize eines Haufens tapferer Helvetier, dem Böhmiſchen Könige Ottokar zu Hülfe, ſchlug die Hungarn, verfolgte ſie bis nach Presburg, und kehrte noch in demſelben Jahre mit ſeiner Schaar nach ſeinem Vaterlande zurük.

Walther von Geroldsek war im Jahr 1261 zum Biſchofe von Strasburg ernannt worden. Dieſer rief Rudolph, in einem Streite, den er mit den Bürgern der Stadt Strasburg hatte, um Beiſtand an. Im folgenden Jahre (1262) führte auch wirklich Rudolph, gemeinſchaftlich mit dem Biſchofe, gegen die Stadt Strasburg Krieg. Allein er entzweite ſich mit dem Prälaten, ließ ſich von den Bürgern der Stadt Strasburg zu ihrem Schirmvogte wählen, und ſtritt an ihrer Spize

gegen den Biſchof. Als dieſer bald nachher ſtarb, machte Rudolph mit ſeinem Nachfolger im Jahre 1263 Frieden, und in dieſen wurde die Stadt Strasburg mit eingeſchloſſen. Der neu erwählte Biſchof Heinrich mußte ſich dazu verſtehen, mit Bewilligung des Domkapitels, dem Grafen Rudolph die, von ſeinem Oheim Hartmann, Grafen zu Kyburg, dem Hochſtifte Strasburg vergabten Güter ſeines Hauſes wieder zurück zu geben, wogegen Rudolph die eroberten Städte dem Hochſtifte zurück gab.

Bald nachher (am 27. November 1264) ſtarb der alte Hartmann, Graf zu Kyburg und Landgraf zu Thurgau, Rudolphs Oheim. Mit ihm ſtarb ſein uralter Stamm aus, und Rudolph erbte alle ſeine beträchtlichen Güter.

Von dieſer Zeit an war Rudolph in unaufhörliche Fehden verwickelt, in denen er ſich Ruhm und Anſehen erwarb. Die Einwohner der Städte wurden damals von dem benachbarten Adel auf mancherley Weiſe gekränkt und beleidigt, ohne daß ſie gegen dieſe Gewaltthätigkeiten an ihren Beleidigern ſich hätten rächen, oder ſich vor denſelben Ruhe verſchaffen können. Klagen konnten ſie auch nicht,

Digitized by Google

weil während des Zwiſchenreiches die Gerechtigkeit nicht verwaltet wurde, indem bloß das Fauſtrecht galt, und jeder that was ihm gut dünkte. Es blieb ihnen daher kein anderes Mittel übrig, um ſich Ruhe zu verſchaffen, als ſich unter den Schuz irgend eines mächtigen Edelmanns in ihrer Nachbarſchaft zu begeben, der nachher alle ihre Fehden zu ſeinen eigenen machte, und jede Beleidigung, welche einer unter ſeinem Schutze ſtehenden Stadt angethan wurde, ſo rächte, als ob ſie ihm ſelbſt geſchehen wäre. Die Stadt Zürich wählte zu ihrem Schirmvogte Rudolph von Habsburg, der ſie gegen die Gewaltthätigkeiten eines ſtolzen Edelmanns, des Freiherrn von Regensberg beſchützen ſollte, deſſen zahlreiche Burgen die Stadt umgaben, und dieſelbe, nach dem eigenen Ausdrucke des Freiherrn, wie einen Fiſch im Netze gefangen hielten. Im Jahre 1266 nahm die Fehde zwiſchen Habsburg und Regensberg ihren Anfang. Auf einer Seite waren Rudolph und die Stadt Zürich; auf der andern der Edle von Regensberg, nebſt ſeinen Freunden, den Grafen von Toggenburg, Rapperſchwyl, Nidau und Arberg, und den Edlen von Eſchenbach und Ringgenberg. Innerhalb zweier Jahren hatte

Digitized by Google

Rudolph die meiſten Schlöſſer des Herrn von Regensberg und ſeiner Verbündeten, theils durch Liſt, theils durch Gewalt, eingenommen, ſo daß ſich endlich Regensberg genöthiget ſah, die Stadt Zürich um Frieden und um einen ruhigen Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern zu bitten, welches ihm auch im Jahre 1268 bewilligt wurde.

Im Jahre 1267 zog Rudolph gegen die Bürger von Baſel, um ſich an denſelben, wegen eines ſeiner Ritterſchaft angethanen Schimpfes, zu rächen. Die Gegend um die Stadt verheerten ſeine Krieger ganz, und die Stadt wurde belagert, ſo daß ſich dieſelbe genöthigt ſah, um Frieden zu bitten. In den folgenden Jahren (von 1268 bis 1273) war Rudolph in einem beſtändigen Kriege mit dem Biſchofe von Baſel, dem er großen Schaden zufügte. Die Bürger der Stadt kämpften für ihren Biſchof. In einem Ausfalle, den ſie, unter Anführung ihres Bürgemeiſters, des Ritters Hugo Marſchall, thaten, war Rudolph in großer Gefahr gefangen zu werden. Nur ſein ſchnelles Pferd rettete ihn. Rudolph gerieth darüber in große Erbitterung gegen die Stadt, und der bürgerliche Krieg wurde mit außerordentlicher Härte und Grauſamkeit ge-

Digitized by Google

führt; ſo ſehr daß den Kriegsgefangenen die Füſſe abgehackt wurden. Baſel ward eng eingeſchloſſen, und, wie ein berühmter Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, alles wurde verwüſtet, was ſorgfältige Hausväter mit unſchuldigem Fleiſſe über den Trümmern der vormaligen Raurachiſchen Pracht angebaut und gepflanzt hatten.

Auf kurze Zeit ruhten Rudolphs verheerende Krieger, von ihrer traurigen Arbeit ermüdet, aus, als die Nachricht im Lager ankam: Rudolph wäre zu Frankfurt am 30. September 1273 von den Kurfürſten zum Römiſchen Könige gewählt worden. Rudolph ſelbſt erſtaunte über die unerwartete Nachricht, welche nicht nur im Lager, ſondern in ganz Helvetien, die lebhafteſte Freude erweckte. Seine Unterthanen eilten nach Brugg, um ſeiner Gemahlinn zu ihrer Erhöhung Glück zu wünſchen, und ſelbſt die Bürger von Baſel, die Feinde die er bekriegte, öffneten die Thore, erſuchten ihn, mit allen ſeinem Volke in die Stadt zu kommen, baten ihn um Verzeihung wegen aller Beleidigungen, und errinnerten ihn, wie aus einer gleichzeitigen, noch jezt vorhandenen, Urkunde erhellt, an den Vers:

Laedere qui potuit, aliquando prodeſſe valebit.

Digitized by Google

Rudolph ſöhnte ſich großmüthig mit ihnen aus; verſicherte ihnen, daß alle vormalige Feindſchaft vergeſſen ſeyn ſollte; befahl einen Landfrieden auszurufen; ließ die Kriegsgefangenen los; ſöhnte ſich mit dem Biſchofe, unter billigen Bedingungen, aus; und zog, in Begleitung des Helvetiſchen und Schwäbiſchen Adels, nach Aachen, um ſich daſelbſt die Krone Karls des Großen aufſetzen zu laſſen.

Im Jahre 1275 hatte Rudolph zu Lauſanne eine Zuſammenkunft und Unterredung mit dem Papſte Gregor dem Zehenten, von welchem er ſich als Deutſcher Kaiſer anerkennen ließ, und welchem er zugleich verſprach, einen Kreuzzug nach Paläſtina zu unternehmen. Da aber der Papſt bald nachher (am 10. Januar 1276) ſtarb, ſo hielt ſich Rudolph ſeines Verſprechens entledigt.

Zur Herſtellung der Sicherheit, Ruhe und Ordnung in Deutſchland, reiſete Rudolph, bald nach ſeiner Krönung, im Südlichen Deutſchland herum. Im Jahre 1274 hielt er ſeinen erſten Reichstag zu Nürnberg. Zwei Deutſche Fürſten, die mit Rudolphs Kaiſerwahl unzufrieden waren, hatten es verſäumt, ſich, der hergebrachten Gewohnheit gemäß, innerhalb des erſten Jahres nach

ſeiner Krönung, von ihm das Lehen reichen zu laſſen, und ihm den üblichen Eid der Treue zu ſchwören — dieſe waren: Ottokar, König von Böhmen, und Heinrich, Herzog von Niederbayern, welcher dem Könige Ottokar ſchmeichelte, damit ihn derſelbe gegen ſeinen Bruder, den Pfalzgrafen, unterſtützen möchte. Ueber die Gründe, welche den König Ottokar bewogen, der Kaiſerwahl zu widerſprechen, ſtimmen die Geſchichtſchreiber nicht überein. Einige behaupten, daß Ottokar für ſich ſelbſt die Kaiſerwürde geſucht habe; andere melden: Ottokar habe es für beſchimpfend gehalten, einen Mann als Kaiſer über ſich zu erkennen, welcher mehrere Jahre vorher, in dem Kriege gegen die Hungarn, unter ſeinen Befehlen geſtanden hätte; noch andere behaupten: Ottokars Geſandte wären von den Kurfürſten bey der Kaiſerwahl ausgeſchloſſen worden, weil damals die Böhmiſche Wahlſtimme zweifelhaft geweſen ſey, indem die Herzoge von Bayern auf zwei Kurſtimmen (eine wegen Bayern, die andere wegen der Pfalz) Anſprüche gemacht hätten.

Was aber auch immer der Grund von Ottokars Abneigung gegen Rudolph geweſen ſeyn mag; ſo

Digitized by Google

war doch dieſer Ottokar ein höchſt gefährlicher Feind. Er, der mächtigſte Deutſche Fürſt, war König von Böhmen, Marggraf zu Mähren, Herzog zu Oeſterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen; dabei ein tapferer Krieger, der ſich ſchon durch manchen Sieg großen Ruhm erworben hatte. Gegen ihn ſollte der Graf von Habsburg kämpfen; von ihm ſollte er ſich die Kaiſerkrone erſtreiten! Wohl mag damals Niemand geglaubt haben, daß Rudolph aus einem ſo ungleichen Kampfe ſiegreich zurückkommen würde: aber das Glück iſt nicht immer auf Seiten des Mächtigern; und bei keiner Gelegenheit wird es deutlicher, als im Kriege, wie viel das Schickſal vermag, und wie unſicher die Berechnungen ſind, die ſich auf Wahrſcheinlichkeit gründen.

Weder Heinrich von Niederbayern, noch Ottokar erſchien auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1274. Sie erhielten eine neue Einladung nach Wirzburg, wo ſie eben ſo wenig erſchienen, und endlich eine dritte Ladung nach Augsburg auf den 15. Mai 1275. Hier kamen zwar ihre Abgeſandten an, aber bloß um gegen Rudolphs Kaiſerwahl zu proteſtiren, und dieſelbe für ungültig zu erklären.

Digitized by Google

Nunmehr weigerte ſich Rudolph den König Ottokar, der das Lehen nicht empfangen hatte, als Herzog von Oeſterreich anzuerkennen. Die Reichsfürſten erklärten Ottokar in die Reichsacht, und entſchieden, daß nicht Böhmen, ſondern Bayern im Beſitze der Kurſtimme ſei: Ottokar rüſtete ſich, ſeine Rechte mit gewaffneter Hand gegen Kaiſer und Reich zu vertheidigen.

Bei dem Kriege, welchen Rudolph im Nahmen des Reiches jezt führen mußte, wurde er von den Reichsfürſten nur wenig unterſtüzt: es war damals ſchon beinahe eben ſo ſchwer als jezt, eine Reichs-Armee zu Stande zu bringen. Mit den wenigen Reichsfürſten, die ſich bei ihm einfanden, zog der Kaiſer dem Könige Ottokar entgegen. Doch verſäumte Rudolph nicht, ehe er ſich in einen bedenklichen Kampf mit einem ſo mächtigen Fürſten einließ, ſich durch Bündniſſe zu verſtärken, und die Anzahl ſeiner Feinde zu vermindern. Er ſöhnte ſich mit dem Herzoge Heinrich von Nieder-Bayern aus; ertheilte ihm die Reichs-Lehen; und verſprach ſeine Tochter Katharina mit Otto, dem Sohne des Herzogs, zu vermählen, auch Oberöſterreich als einen Brautſchatz der Prinzeſſin mitzugeben.

Digitized by Google

Mit dem Grafen Mainhard von Tyrol und Görz machte Rudolph ein Bündniß, deſſen Bedingungen waren: daß Rudolphs älteſter Sohn, Albrecht, mit der Tochter des Grafen, Eliſabeth, ſich vermählen ſollte, dagegen der Graf verſprach, in Krain und Kärnthen einzufallen. Ein anderes Bündniß machte Rudolph mit dem Könige von Hungarn, welcher verſprach Ottokar anzugreifen, wogegen Rudolph eine ſeiner Töchter dem Herzoge Andreas von Sclavonien, dem Bruder des Hungariſchen Königs, zuſagte.

Nun rückte der Kaiſer, über Regensburg und Paſſau, in Oeſterreich ein, und bemächtigte ſich des ganzen Landes, die Städte Wien und Kloſterneuburg ausgenommen. Wien wurde mehrere Wochen lang von Rudolph belagert, und vielleicht würde es ihm nicht gelungen ſeyn, ſich derſelbigen zu bemächtigen, wenn nicht der Graf Mainhard, nachdem er Krain, Kärnthen und Steiermark erobert, mit einer zahlreichen Armee ſich vor Wien mit Rudolphen vereinigt hätte. Rudolph wollte, nach dieſer Vereinigung, mit einer vergeblichen Belagerung nicht länger Zeit verlieren, ſondern ohne Aufſchub den König Ottokar in ſeinem Lager

Digitized by Google

angreifen. Ottokar war weit entfernt ſo etwas zu vermuthen; denn zwiſchen ihm und dem Kaiſer floß die Donau, und ein ſolcher Strom ſchien in jenem Zeitalter, in welchem die Kunſt Truppen über die Flüſſe zu ſetzen noch unbekant war, ein unüberſteigliches Hinderniß zu ſeyn. Allein Rudolph hatte, wie gleichzeitige Schriftſteller verſichern, ſchon vorher die Schiffbrücken erfunden, und er bediente ſich derſelben bei dieſer Gelegenheit, zum nicht geringen Erſtaunen beider Armeen. Schon war die Brücke ſo weit fertig, daß ſeine Truppen anfiengen überzugehen, als Ottokar, der nunmehr erſt einſah, mit was für einem Feinde er Krieg führte, ſich zu Unterhandlungen erbot, die ſich am 21. November 1276 mit einem Friedens-Schluſſe endigten. Ottokar mußte dem Kaiſer Oeſterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen abtreten, und wurde dagegen mit Böhmen und Mähren belehnt; auch mußte Ottokar fußfällig vor Rudolph um Verzeihung bitten.

Die Gemahlinn des Königs Ottokar war über die Bedingungen des geſchloſſenen Friedens höchſt mißvergnügt. Sie machte ihrem Gemahle bittere Vorwürfe darüber, und ruhte nicht eher, als bis

Digitized by Google

derſelbe am 11. November 1277 einen heftigen, mit Schimpfwörtern angefüllten, Brief an Rudolph ſchrieb, und dem Kaiſer aufs Neue den Krieg erklärte. Jetzt wurde der Kaiſer von den Reichsfürſten noch weniger unterſtützt, als das erſtemal, und die Macht, welche er dem Könige Ottokar entgegen ſetzen konnte, war ſehr unbeträchtlich. Um ſich die Wiener geneigt zu machen, erklärte er ihre Stadt für eine freie Reichsſtadt, und zog dann mit dem Oeſterreichiſchen, Helvetiſchen und Schwäbiſchen Adel, gegen Ottokar. Jenſeits der Donau vereinigten ſich auch die Hungariſchen Hülfstruppen mit ihm. Am 26. Auguſt 1278 kam es zwiſchen beiden Armeen zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Sieg lange Zeit unentſchieden blieb. Endlich wurden die Böhmen in die Flucht geſchlagen, und der König Ottokar blieb auf dem Schlachtfelde. Eine Folge dieſer Niederlage war die Eroberung von Mähren, welches Rudolph ſogleich in Beſitz nahm. Bald nachher wurde ein neuer Friede geſchloſſen; und Rudolph, welcher die Macht ſeines Hauſes bei jeder Gelegenheit durch Heirathen auszudehnen ſuchte, blieb auch hier dieſem Grundſatze getreu. Der junge König von Böhmen (der

Digitized by Google

Sohn Ottokars) verlobte ſich mit der Tochter des Kaiſers Gutha; der Marggraf von Brandenburg, Otto mit dem Pfeil (einer der nächſten Anverwandten des jungen Königs von Böhmen) erhielt eine andere Tochter des Kaiſers, die Prinzeſſin Hedwig, zur Gemahlinn; und Rudolph, der Sohn des Kaiſers, verlobte ſich mit Ottokars Tochter, der Prinzeſſin Agnes.

Ein ununterbrochenes Glück begleitete den Kaiſer bei allen ſeinen Unternehmungen, und der große Stifter des Oeſterreichiſch-Habsburgiſchen Kaiſerſtammes verſtand die Kunſt, die Gelegenheiten, welche das Glück ihm darbot, zu Vergrößerung ſeines Hauſes zu benutzen. Am 27. Dezember 1282 ließ er, auf dem Reichstage zu Augsburg, ſeine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit Oeſterreich, Steiermark, Krain und der Windiſchen Mark belehnen. In der That hatte auch der Kaiſer das gegründetſte Recht (in ſo fern man Eroberung für ein Recht gelten laſſen will) auf dieſe Länder, die er allein, und beinahe ohne alle Hülfe von Seiten des Reiches, erobert hatte.

So wie aber das allwaltende, und die Begebenheiten der Menſchen wunderbar lenkende,

Schickſal niemals zugiebt, daß das Glück der Sterblichen rein und ungetrübt ſei; ſo wie es immer den Honigbecher deſſelben mit etwas Wermuth vermiſcht darreicht: ſo erfuhr auch Rudolph, gerade zu der Zeit, da ihm alles gelang, einen Unfall, welcher ſein Herz mit Gram und Kummer erfüllte, und ſeine Freude mäßigte. Der Prinz Hartmann, ſein dritter Sohn, ſein Liebling, den er ſo hoch *achtete*, daß er *ihm*, und nicht dem *älteſten*, die Kaiſerkrone nach ſeinem Tode zu hinter*laſſen* wünſchte, dieſer hoffnungsvolle Prinz fuhr, in Begleitung vieler tapfern Ritter, den Rhein hinab, um ſich zu ſeinem Vater zu begeben, und mit demſelben ſich des Sieges über den König Ottokar zu freuen. Unterhalb Breiſach, da wo der Strom ſich in mehrere Inſeln theilt, bey dem Orte Rheinau, ſchlug der Kahn um — und Hartmann ertrank mit ſeinem ganzen Gefolge. Etwas unbeſtimmt iſt die Zeit, wenn dieſer Unfall ſich ereignete. Daß ſich derſelbe am 20. Dezember 1282 ſolle zugetragen haben, wie die Geſchichtſchreiber melden, bleibt darum unwahrſcheinlich, weil ſieben Tage nachher, am 27. Dezember, Rudolph ſeine beiden andern Söhne mit Oeſterreich belehnte.

Digitized by Google

Aus einem Briefe des Kaiſers an den König von England Eduard, deſſen Tochter Hartmann heirathen ſollte, ſcheint zu erhellen, daß das Unglück zu Ende des Jahres 1281 ſich zutrug.

Rudolphs Vorliebe für ſeinen Sohn Hartmann war nicht ungegründet. Hartmann zeichnete ſich früh durch große Thaten aus, am meiſten aber in dem Kriege gegen den Grafen Philipp von Savoyen. Philipp hatte, nach dem Tode ſeines Bruders Peter, die Landeshoheit über Savoyen erhalten. Er war einer der mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit, denn er beſaß, außer ſeinen Erbländern, auch noch, vermöge ſeiner Gemahlinn, die Grafſchaft von Hochburgund. Dieſem Grafen von Savoyen hatten, während den Zeiten der Anarchie, die Berner Treu und Gehorſam geſchworen, und ihn zu ihrem Schirmherrn angenommen, unter der Bedingung, daß der Vertrag aufhören ſollte, ſobald Deutſchland wieder einen Kaiſer haben würde. Als nun der Kaiſer Rudolph im Oktober 1275 durch die Schweiz nach Lauſanne reiſete, um ſich daſelbſt mit dem Papſte Gregor dem Zehenten zu unterreden, beriefen ſich die Berner auf ihren geſchloſſenen Vertrag, unterwarfen ſich wieder dem

Kaiſer und Reich, und ſagten ſich von dem Grafen Philipp los. Philipp war gleich bereit, ſeine Rechte gegen den Kaiſer mit gewaffneter Hand zu behaupten. Schon rüſtete er ſich zum Kriege, als der Papſt und der König Eduard von England die Vermittlung übernahmen, und den Streit beilegten. Allein einige Jahre nachher entſtanden zwiſchen Philipp und Rudolph neue Streitigkeiten. Die Stiefſöhne Philipps von Savoyen, die Grafen von Hochburgund, Pfalzgraf Otto und ſein Bruder Reinold von Mümpelgard, nahmen dem Biſchofe von Baſel die Stadt Bruntrut weg. Der Biſchof klagte darüber bei dem Kaiſer, und der Kaiſer ſandte den Grafen wiederholte Befehle, die eingenommene Stadt zurück zu geben. Die Grafen achteten dieſer Befehle nicht. Da zog Rudolph gegen ſie aus, nahm Mümpelgard ein, ſchlug ihre vereinigten Truppen, und verfolgte ſie bis unter die Mauern der Stadt Beſançon. Dieſe Stadt war ſtark befeſtigt, und Rudolph wollte nicht mit einer Belagerung viel Zeit verlieren. Er begnügte ſich daher mit der Unterwerfung der Grafen, und hob die Belagerung im Jahre 1281 auf.

Indeſſen hatte Philipp, der Graf von Savoyen, der Stadt Freiburg im Uechtlande neue Zölle aufgelegt, und dieſe Stadt war klagend bei dem Kaiſer eingekommen. Rudolph, der keine Ungerechtigkeit duldete, ſandte den Biſchof Wilhelm von Lauſanne zu dem Grafen, um ihn zu bewegen, daß er von ſeinem Vorhaben, die Freiheiten der Stadt Freiburg zu kränken, abſtehen möchte. Philipp, welcher damals vier und ſiebenzig Jahr alt, und ſchon ſeit fünf Jahren waſſerſüchtig war, gab dem Biſchofe auf ſeine Vorſtellungen ſchnöde Antwort. Dadurch ſah ſich Rudolph genöthigt, gegen den Grafen von Savoyen (1281) zu Felde zu ziehen. Er eroberte das Wadtland, kam bis nach Lauſanne, und nöthigte den Grafen Philipp, um Frieden zu bitten. In dieſem Zuge zeichnete ſich Rudolphs Sohn, Hartmann, ſo ſehr aus, daß ihm der König von England Eduard ſeine Tochter zur Gemahlinn verſprach. Eben dieſer Eduard war der Vermittler zwiſchen Rudolph und Philipp. Die Stadt Freiburg wurde entſchädigt, und der Kaiſer nahm von dem Grafen die Huldigung wieder an.

Graf Philipp von Savoyen war deſſen ungeachtet noch nicht ruhig. Weder Alter noch Krankheit

vermochten ſeine Streitſucht zu mildern. Zwei Jahre nachher (1283) ließ er, durch ſeine Parthei zu Lauſanne, ſowohl den Biſchof Wilhelm, als den ganzen dortigen Adel verjagen, und ihre Häuſer zerſtören. Rudolph befahl dem Grafen, dieſen Frevel ernſthaft zu beſtrafen. Als aber Philipp dieſen Befehlen nicht gehorchte, ſah ſich Rudolph genöthigt, zur Herſtellung des Kaiſerlichen Anſehens in jenen Gegenden, gegen Philipp Krieg zu führen. Es kam bald zur Belagerung der Stadt Murten, bei welcher Rudolph, noch eben ſo wie er vormals in jüngeren Jahren gethan hatte, durch perſönliche Tapferkeit ſich auszeichnete. Murten ward eingenommen und der Kaiſer zog jezt vor Payerne, um auch dieſe befeſtigte Stadt zu belagern: allein der König Eduard von England machte abermals den Vermittler, und es wurde im folgenden Jahre (1284) ein Friede geſchloſſen, in welchem der alte Philipp die Städte Murten und Payerne an Rudolph abtrat.

Auch mit dem Könige Karl von Sizilien, dem Bruder des Königs Ludwigs des Neunten von Frankreich, war Rudolph in Streitigkeiten gerathen. Während des langen Zwiſchenreiches hatte

der Papſt Klemens der Vierte, welcher ſich das Reichs-Vikariat anmaßte, Karln im Jahre 1267 den Titel eines Paciarius von Toskana beigelegt, und ihm die Verwaltung dieſes Landes übertragen, jedoch unter der Bedingung: daß er durch einen Eid ſich verbindlich machen mußte, wie er, ſobald ein Römiſcher König ernannt, und von dem Papſte beſtätigt ſein würde, dieſe Stelle wieder niederlegen wollte. Rudolph, welcher als Kaiſer alles auf das ſtrengſte zurückforderte, was während des Zwiſchenreiches dem Reiche war entzogen worden, ermahnte auch zu wiederholten malen den König Karl, ſein Verſprechen zu halten. Karl hörte weder auf dieſe Ermahnungen, noch auf die Kaiſerlichen Befehle. Vergeblich wandte ſich Rudolph an mehrere Päpſte nach einander, an Gregor den Zehenten, an Innocenz den Fünften, an Hadrian den Fünften und an Johann den Ein- und Zwanzigſten. Endlich brachte es Rudolph bei dem Papſte Nikolaus dem Dritten (dem er manche Gefälligkeiten erwies und ſogar das Exarchat im Jahre 1279 zurückgab) dahin, daß er den König Karl von Anjou, dieſes verzärtelte Kind der Päpſte, zwang, das Reichsvikariat über Tos-

Digitized by Google

kana nieder zu legen. Im folgenden Jahre (1280) mußte eben dieſer Karl von Anjou, König von Sizilien, von Rudolph die Grafſchaften Provence und Forcalquier zu Lehen annehmen. Rudolph vergab den Rechten und Anſprüchen des Deutſchen Reiches nicht das Geringſte; er behauptete daher auch dieſe Lehnsverbindung mit dem ehemaligen Burgundiſchen Reiche, ungeachtet die Verbindung ſelbſt nur ſehr ſchwach war, und höchſtens darin beſtand, daß der Vaſall ſeinen Lehensherren, den Kaiſer, nicht bekriegen durfte. Sobald Rudolph die Streitigkeiten mit Karl beigelegt hatte, befeſtigte er den geſchloſſenen Frieden durch eine Heirath, und gab ſeine Tochter Klementia dem franzöſiſchen Prinzen Karl Martel, einem Enkel des Königs Karl von Anjou, zur Gemahlinn.

Die Vermählung der Prinzeſſin Klementia mit dem Prinzen Karl Martel, der nachmals König von Hungarn wurde, geſchah im Jahre 1281, in dem nämlichen Jahre, in welchem der Prinz Hartmann ertrank. Rudolphs Gemahlinn, Gertrud von Froburg und Hohenberg, grämte ſich über den Verluſt ihres geliebten Sohnes und über die Entfernung von ihrer Tochter ſo ſehr, daß ſie

noch in demſelben Jahre (1281) ſtarb. Rudolph hatte ſie im Jahre 1245 geheirathet, und zehen Kinder mit ihr gezeuget.

Die vorzüglichſte Angelegenheit des Kaiſers war die Herſtellung der Ruhe und Sicherheit in Deutſchland. Schon auf dem erſten Reichstage, den er im Jahre 1274 zu Nürnberg hielt, wurden einige Verfügungen gegen die Räubereien des Adels getroffen. Auf einem andern Reichstage, welcher zu Nürnberg im Jahre 1281 gehalten wurde, ließ er die Fränkiſchen Reichsfürſten einen Landfrieden beſchwören, in demſelben Jahre auch die Rheiniſchen Reichsfürſten zu Maynz, die Schwäbiſchen und Baierſchen aber im Jahre 1286. Die widerſpänſtigen Edelleute, die ſich des vermeinten Rechts zu rauben und zu plündern nicht begeben wollten, überzog er mit Krieg, und zerſtörte im Jahr 1284 fünf von ihren Raubneſtern in Schwaben.

Alle die Güter, welche während der Zeiten der Verwirrung und Anarchie unrechtmäßiger Weiſe von dem Reiche abgekommen waren, forderte Rudolph zurück. „Er zwang bereits im Jahre 1276 „den Marggrafen von Baden, Rudolph den Er-

Digitized by Google

„ſten, den Grafen Eberhard von Würtemberg, „und den Grafen von Freiburg, was ſie von Reichs„gütern an ſich gezogen hatten, herauszugeben. „Im folgenden Jahre (1277) trug er die Verwal„tung der Reichsgefälle in Sachſen und Thüringen, „namentlich in den Reichsſtädten Lübek, Goslar, „Mülhauſen und Nordhauſen, dem Kurfürſten Al„brecht von Sachſen und dem Herzoge Albrecht „von Braunſchweig, und, nach deſſen Tod, den „Marggrafen von Brandenburg, Johann, Otto „und Konrad, auf, mit dem Befehle, die in die„ſen Gegenden veräußerten Einkünfte, Güter und „Gerechtſame des Reichs, wieder herbei zu bringen. „Rudolph ſchonte in dieſem Stücke auch der Bi„ſchöfe und Kirchen nicht, indem er unter andern „den Erzbiſchof von Maynz nöthigte, den Bach„gau, den ſeine Vorfahren, nach Friedrichs des „Zweiten Tod, an ſich gezogen hatten, wieder an „das Reich zu geben. Manchmal erlegte er den „Pfandſchilling, um verpfändete Reichsgüter wie„der herbei zu ſchaffen, wie z. B. mit dem Pleiß„ner-Lande geſchehen iſt.“

Im Jahre 1284 vermählte ſich Rudolph zum zweitenmale mit der Prinzeſſin Iſabella, Tochter

Digitized by Google

des Herzogs Hugo des Vierten von Burgund. Die Prinzeſſin war vierzehen, Rudolph aber ſechs und ſechszig Jahr alt. Ihrem Bruder, dem Johann von Chalons von Arlai ſchenkte er die Lehnsherrlichkeit über Neufſchatel, wodurch lange nachher (im Jahre 1389) die Fürſtenrechte über Neufſchatel, durch eine Heirath, von dem Hauſe Chalons an das Haus Oranien gelangten.

Rudolphs Verſuche, die Rechte des Reiches und das Kaiſerliche Anſehen auch in Italien zu behaupten, blieben fruchtlos, und er war viel zu weiſe, als daß er, gleich ſeinen Vorfahren, die Italiener mit Gewalt der Waffen hätte zu bezwingen verſuchen, und darüber alle die herrlichen Anſtalten, die er bereits in Deutſchland gemacht hatte, wieder hätte untergehen laſſen ſollen. Rudolph iſt als Kaiſer niemals in Italien geweſen, er iſt nicht von dem Papſte gekrönt worden.

Der Pfalzgraf Otto von Hochburgund, der doch bereits, mit ſeinem Bruder, dem Grafen Reinold von Mümpelgard, die Unüberwindlichkeit Rudolphs, nicht weniger als ſein Stiefvater, der Graf Philipp von Savoyen, erfahren hatte, wagte es, ſich mit dem Kaiſer in eine neue Fehde ein-

Digitized by Google

zulaſſen. Rudolph forderte von ihm, im Nahmen des Reiches, die Stadt Beſançon zurück. Otto weigerte ſich dieſer Zurückgabe, weil ſich ihm dieſe Stadt ſo lange er leben würde unterworfen hätte. Rudolph zog gegen ihn, und lagerte ſich am Fluſſe Doux. Otto wandte ſich an Philipp den Schönen, König von Frankreich, und bat um Beiſtand. König Philipp ließ dem Kaiſer ſagen: wofern er ſich nicht freiwillig zurückzöge, ſo würden ihn die mächtigen Waffen Frankreichs aus Burgund zu vertreiben wiſſen. Rudolph antwortete auf dieſe ſtolzen Worte nicht weniger ſtolz, und der Krieg wurde fortgeſetzt. Es gelang den Burgundern, ihm die Zufuhr der Lebensmittel abzuſchneiden. Rudolphs Soldaten murrten. Er aber ſprach: „Laſſet uns muthig unſere Feinde an„greifen; denn ſiegen wir, ſo erobern wir die Lebens„mittel wieder, werden wir aber geſchlagen und „gefangen, ſo darf uns der Feind wenigſtens nicht „Hungers ſterben laſſen.“ Der Kaiſer ſetzte muthig über den Fluß, und griff die Burgunder an. Als dieſe ſahen, daß die von Philipp dem Schönen verſprochene Hülfe nicht kam, ergaben ſie ſich, und der Pfalzgraf ſah ſich genöthigt im Jahre

Digitized by Google

1289 von Rudolph zu Baſel die Lehen zu empfangen. Der Graf von Chalons, Rudolphs Schwager, war Vermittler in dieſer Fehde.

Weniger glücklich war Rudolph in einer Belagerung, die er gegen die Stadt Bern im Jahre 1289 unternahm.

Die Vermählung des Königs von Böhmen Wenzel mit der kaiſerlichen Prinzeſſin Gutha hatte, wegen der Minderjährigkeit des Königs, noch aufgeſchoben werden müſſen. Sie gieng aber im Jahre 1286 vor ſich und wurde mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Der Kaiſer beſtätigte ſeinen Schwiegerſohn in der Kurwürde und gab ihm die Stadt Eger, nebſt einigen Schlöſſern in Meiſſen und Lausnitz, zum Heirathsgeſchenk.

Kaum verlohnt es ſich der Mühe, eines vorgeblichen Kaiſers Friedrichs des Zweiten zu erwähnen, welcher im Jahre 1285 in Deutſchland auftrat: da indeſſen dieſe Begebenheit zu ihrer Zeit großes Aufſehen machte, ſo darf dieſelbe doch nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden.

Es gieng unter dem gemeinen Volke in Deutſchland eine Sage, daß Kaiſer Friedrich nicht geſtorben wäre, ſondern daß ſich derſelbe irgendwo auf-

Digitized by Google

hielte, und dereinſt wieder zum Vorſchein kommen würde. Dieſer Sage bediente ſich ein Mann von geringem Stande, Nahmens Tile Kolup (andere nennen ihn Friedrich Holzſchuh) um ſich ein Anſe- hen zu geben. Er war lange Zeit an dem Hofe Friedrichs geweſen, und hatte auch einige Aehnlich- keit mit demſelben: dieß bewog ihn, ſich für den verſtorbenen Kaiſer auszugeben. Da er ſeine Rol- le ſehr gut ſpielte, von Rudolphs Feinden thätig unterſtützt wurde, und in einem Zeitalter auftrat, in welchem der Hang zum Wunderbaren und Auſ- ſerordentlichen unter dem Volke ſehr groß war: ſo gelang es ihm, ſich in kurzer Zeit viele Anhän- ger zu erwerben. Er hatte Friedrichs Miene, Sprache und Gebehrden angenommen, und gab vor, daß er bis jezt in Paläſtina verborgen gewe- ſen wäre. Anfänglich lachte Rudolph darüber, daß ſein Vorgänger wieder von den Todten aufer- ſtanden war; allein die Sache wurde ſehr ernſt- haft. Mehrere Deutſche Städte, unter andern Neuß und Wetzlar, öffneten dieſem Betrieger die Thore, erkannten ihn für den Kaiſer Friedrich, und huldigten ihm. Dadurch wurde Tile Kolup ſo dreiſt, daß er ſogar an den Erzbiſchof von Maynz

ſchrieb, und denſelben einlud, auf ſeine Seite zu treten. Jetzt ſah Rudolph ein, daß es Zeit wäre dem frechen Betrieger Einhalt zu thun. Er hob die Belagerung der Stadt Colmar, vor deren Mauern er ſich befand, auf, und zog mit ſeinem Heere vor Wetzlar, wo Tile ſich damals aufhielt. Die erſchrockenen Einwohner der Stadt erklärten nunmehr dem Tile, daß ſie ihn nicht länger innerhalb ihrer Mauern behalten könnten. Tile verließ die Stadt, und überlieferte ſich dem Kaiſer auf Gnade und Ungnade. Rudolph ließ ihn lebendig verbrennen. Hierin erkennt man freilich die Mäßigung nicht, die Rudolph bei andern Gelegenheiten zeigte. Da aber keine Lobrede auf den Kaiſer, ſondern eine unpartheiiſche Schilderung ſeiner Thaten und Handlungen, der Zweck unſerer Arbeit iſt, ſo durfte auch dieſer Zug nicht übergangen werden.

Zu Anfang des Jahres 1287 ſandte der Papſt Honorius der Vierte ſeinen Legaten, Johann von Tusculum, nach Deutſchland, um daſelbſt für den Päpſtlichen Hof Geld einzutreiben. Honorius wandte ſich an Rudolph, und erſuchte ihn, daß er ſeine Forderungen unterſtützen möchte. Der Kaiſer war darzu eben nicht ſehr geneigt, doch wagte

er es nicht, dem Papſte in ſeinem Anſuchen gerade zu entgegen zu ſein. Er berief die geiſtlichen Fürſten und Prälaten zu Wirzburg zuſammen. Hier verſammelten ſie ſich in der Domkirche, und der Päpſtliche Legat verlangte von ihnen, daß ſie, zur Unterſtützung des heiligen Stuhls, auf vier Jahre den zehenten Theil ihrer Einkünfte dem Papſte abtreten ſollten. Die geiſtlichen Herren waren weit davon entfernt, einem ſolchen Begehren zu willfahren. Der Biſchof Konrad von Tull ſtand auf, und widerſetzte ſich kühn dem Verlangen des Legaten. Er behauptete, daß der Papſt gar kein Recht hätte, eine ſolche Forderung zu machen, und berief ſich auf eine allgemeine Kirchenverſammlung. Der Päpſtliche Legat wurde hierüber ſo erbittert, daß er drohte, den Biſchof ſogleich in den Bann zu thun. Die übrigen Prälaten nahmen ſich ihres Kollegen an, der Legat beſtand auf ſeinem Rechte, und die Prälaten auf dem ihrigen. Die Erbitterung von beiden Seiten gieng ſo weit, daß das Leben des Legaten in Gefahr gerieth. Laut rief er um Hülfe; ſeine Begleiter verließen wehklagend die Kirche, und ſchrien in den Straßen: die Deutſchen Prälaten hätten den Legaten todtgeſchlagen.

Digitized by Google

Der Kaiſer befand ſich zu Wirzburg, er hatte aber der Verſammlung nicht beigewohnt, weil er es weder mit dem Papſte noch mit den Prälaten verderben wollte. Als er den Lärm hörte, ſandte er ſeinen Hofmarſchall, nebſt einigen Trabanten ſeiner Leibwache, nach der Domkirche, um den Legaten gegen alle Gewaltthätigkeiten zu beſchützen. Mit Mühe retteten ſie ihn aus den Händen der erzürnten Biſchöfe. Endlich vermittelten die Erzbiſchöfe von Köln und Trier die Sache dahin, daß dem Papſte der Zehente auf ein paar Jahre bewilligt wurde. Den muthigen Biſchof von Tull beraubte der Papſt ſeines Biſthums, und verwies ihn lebenslänglich in ein Kloſter.

Nicht ganz ſeinem großen und gerechten Karakter gemäß, verfuhr Rudolph gegen das Stift von St. Gallen. Der Hauptzweck Rudolphs während ſeiner ganzen Regierung war, Vergrößerung der Macht ſeines Hauſes, und Erhebung deſſelben zum Range der erſten in Europa. Nun war aber das Haus Kyburg, deſſen Güter Rudolph geerbt hatte, dem mächtigen Stifte von St. Gallen lehnspflichtig. Rudolph beſchloß daher, den Abt von St. Gallen zu erniedrigen, um dadurch

Digitized by Google

der Grafſchaft Kyburg Vortheil zu verſchaffen. Dieſes Syſtem befolgte der Kaiſer ſo lange er lebte, bei mehreren auf einander folgenden Aebten. Auch war er ſo feſt entſchloſſen, daſſelbe auszuführen, und St. Gallen um alle Macht zu bringen, daß er ſogar denjenigen ſeinen Zorn fühlen ließ, die ſich des Stifts annahmen. Als Wilhelm von Montfort (1281) zum Abt erwählt wurde, waren, durch Rudolphs beſtändige Fehden, die Gebäude des Kloſters verfallen, die Gegend um daſſelbe verheert, und ſein Schatz mit ſechszehnhundert Mark Schulden belaſtet. Abt Wilhelm von Montfort ließ es ſich ernſtlich angelegen ſein, dem Stifte wieder aufzuhelfen, und zog ſich dadurch die Ungnade des Kaiſers zu. Rudolph behandelte ihn mit großer Härte. Als nun die Schwäbiſchen Ritter ſich des Abts annahmen, und demſelben ihre Theilnehmung bezeugten, weil er aus einem der älteſten Schwäbiſchen Häuſer abſtammte, wurde Rudolph hierüber ſehr erbittert. Unter dem Vorwande des gebrochenen Landfriedens fiel er in Schwaben ein, verheerte ihr Land, zerſtörte ihre Burgen, und verbot Jedermann, bei Reichspflicht, ihnen beizuſtehen, oder ſich ihrer anzunehmen.

Rudolph berief im Jahre 1291 einen Reichstag nach Frankfurt, in der Abſicht, die Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe zu befeſtigen, und ſeinen Sohn Albrecht zum Römiſchen König wählen zu laſſen. Der Kaiſer hatte um ſo viel größeres Recht, zu hoffen, daß die Reichsfürſten ſeinem Verlangen entſprechen würden, da ein ähnliches Begehren keinem ſeiner Vorgänger abgeſchlagen worden war. Ganz gegen alle Erwartung des Kaiſers wurde ſeine Bitte von den Kurfürſten nicht bewilligt. Sie fürchteten ſich vor der Macht des Hauſes Habsburg, die ihnen gefährlich zu werden ſchien. Vorzüglich war dem Kaiſer der Kurfürſt von Maynz, Gerard von Eppenſtein, entgegen, weil Rudolph, wie oben gemeldet, das Bachgau, welches ſich die Kurfürſten während der Anarchie mit Unrecht zugeeignet hatten, dem Reiche wieder zuwandte. Die Kurfürſten beriefen ſich auf die Dekretalen der Päpſte, in denen es hieß: „daß woſern ein „Bruder dem andern folgte, die Wahlfreiheit der „Fürſten zu Grunde gehen, und es den Anſchein „bekommen würde, als ob die Kaiſerwürde durch „Erbfolge, und nicht durch freie Wahl, erhalten „werde.“

Digitized by Google

Mißvergnügt verließ Rudolph Frankfurt, reiſete in den Elſaß, und wurde dort krank. Er vermuthete, daß ſein Ende nahe wäre, und eilte daher nach Speier, um an dem Begräbnißorte ſeiner Väter zu ſterben. So weit kam er nicht: er ſtarb zu Germersheim, der Stadt die er ſelbſt geſtiftet hatte, am 15. Julius 1291. Ein Jahr vorher (am 11. Mai 1290) war ſein Sohn Rudolph geſtorben: der Kaiſer hinterließ, außer ſeinem Sohne Albrecht, Erzherzog von Oeſterreich, und ſeinem Enkel, Johann von Schwaben (gebohren 1289) keine männlichen Erben.

„So hoch,“ ſagt der Helvetiſche Tacitus, „ſo „hoch ſtieg ein Graf, aus einem Stamme, welchen „vor ihm wenige Völker nennen gehört hatten, „daß, nachdem er, durch Oeſterreich und Elſaß, „Hochdeutſchland wie umfaßt, und hier Franzöſi„ſchen, dort Slawiſchen Fürſten, ſeine Freund„ſchaft wünſchenswerth, und ſeine Waffen furchtbar „gemacht, nach ihm, innerhalb dreißig Jahren, „ſein Sohn und Enkel den Thron der Deutſchen, „und Einer den Thron des Reiches der Tſchechen „in Böhmen beſeſſen, der Marggraf zu Meißen ſie „wegen Thüringen fürchtete, und Hungarn, Bayern

„und Schwaben, mehrmals, und ohne Unterlaß, „durch Kriege oder Unterhandlungen beunruhigt „wurden. Durch die Weisheit Eines Mannes, „durch Rudolph, kam das Haus Habsburg in fünf„hundertjährige hohe Gewalt; und endlich über „Nationen, von welchen Er nie gewußt, in Ländern, „deren Daſein er nicht wähnte. So oft hat Euro„pa von keinem andern Hauſe für die allgemeine „Freiheit gefürchtet; und im Laufe des höchſten „Glückes wurde Habsburg allemal durch ſich ſelbſt „unterbrochen — durch den Mangel weiſer Mäßi„gung, der Kunſt Rudolphs.“

Digitized by Google

Charakteriſtik
des
Kaiſers Rudolph von Habsburg
entworfen
von
Chriſtoph Girtanner
geheimen Hofrath zu Göttingen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unweit des Städtchens Brugg im Kanton Bern in der Schweiz liegen, auf der Spitze eines frei ſtehenden, mit Bäumen und grünem Geſträuche dicht bewachſenen, Berges, welcher ſich über ein anmuthiges und fruchtbares Thal erhebt, die Trümmern des alten Schloſſes Habsburg. Unten im Thale fließt die Aar langſam und feierlich, drängt ſich zwiſchen zweien ſchroffen Felſen tobend hindurch, und gleitet dann wiederum ſanft dahin, durch die reizenden Fluren, in welchen ſich mit ihr die Reuß, und bald nachher auch die Limmat, zwei waſſerreiche Flüſſe, vereinigen. Hier, auf dieſem romantiſchen Hügel, welcher ſich über die lachenden Gefilde erhebt, hier war einſt das Stammhaus des Grafen Rudolph von Habsburg. Dieſe verfallenen Mauern, jetzt eine Zuflucht der Eidechſen, der Schlangen und

Digitized by Google

der Nachteulen, dieſe Ruinen, von dem ewigen Grün des Epheus bekränzt, waren einſt die Wohnung jenes großen Mannes, der auf ſein Zeitalter ſowohl, als auf die Nachwelt, einen ſo entſchiedenen Einfluß hatte, und der es verdient, daß das dankbare Deutſchland in ſeinem Pantheon eine Ehrenſäule ihm ſetze.

In dem Dunkel ungewiſſer Sagen und unbeſtimmter Zeitrechnung verliert ſich der Urſprung des Geſchlechts der Habsburg. Die Schmeichler des Oeſterreichiſchen Hauſes haben es gewagt, zu behaupten, daß ſie den Stammvater deſſelben am Pontus Euxinus entdeckt hätten, und daß ſich ſchon beim Strabo von den Habsburgern Nachricht fände. Dieſe elenden Menſchen, ohne Sinn für wahres Verdienſt, glaubten den großen Rudolph dadurch zu ehren, daß ſie ihm eine lange Reihe barbariſcher Vorfahren andichteten. Sie hielten, verkehrt genug, dafür, es gereiche Rudolphen zum Verdienſte, eine Menge verdienſtloſer Voreltern gehabt zu haben, da doch dieſe Voreltern, wenn ſie auch ganz zuverläſſig bekannt wären, in den Augen des philoſophiſchen Geſchichtſchreibers erſt dadurch einigen Werth bekommen

Digitized by Google

würden, daß der große Rudolph aus ihnen entſprungen war. Die Ahnen adeln niemals den Mann; aber der Mann, deſſen Namen die Muſe der Geſchichte in den Tempel der Unſterblichkeit ſchreibt, adelt ſeine Ahnen.

Das dreizehnte Jahrhundert, das Jahrhundert Rudolphs, war das Zeitalter des Streites zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht, zwiſchen den Päpſten und den Kaiſern. Könige und Fürſten kämpften damals gegen den Deſpotismus der Kirche; und während dieſes Kampfes wurden die Keime der Aufklärung, welche hie und da ſchon aufgegangen waren, gewaltſam zertreten und vernichtet. Die alten klaſſiſchen Schriftſteller, deren Studium ſo großen Einfluß auf die Sitten und die Denkungsart der vorigen Jahrhunderte gehabt hatte, wurden jeẓt auf den hohen Schulen nicht mehr geleſen, und die damaligen Gelehrten ſtudirten, ſtatt dieſer erhabenen Muſter des Geſchmacks, eine erbärmliche, trockne, ſcholaſtiſche Philoſophie, deren höchſter Zweck es war, über alles disputiren, alles vertheidigen, und alles widerlegen zu können. Männer, welche man in jenem Zeitalter bewunderte, welche damals groß und berühmt hießen,

Digitized by Google

geſtanden es laut, daß ſie alle andere Wiſſenſchaften, außer der Logik, verachteten; und auch von dieſer Wiſſenſchaft wollten ſie bloß die Diſputirkunſt, die Dialektik beibehalten. Die Schriften des Ariſtoteles, welche man in fehlerhaften Ueberſetzungen las, erhielten beinahe göttliches Anſehen. Dem Mönche Albert wurde ſogar der Nahme des Großen beigelegt, weil er zuerſt alle Werke des Ariſtoteles, in Ueberſetzungen wie ſie damals zu haben waren, las; einen Kommentar über dieſelben ſchrieb; und die ſcholaſtiſche oder Ariſtoteliſche Philoſophie in die Schulen einführte. Nächſt den Büchern des Ariſtoteles waren die unverſtändlichen, mit dem größten Unſinne angefüllten, Schriften der Araber das vorzügliche Studium der Gelehrten jenes finſtern Zeitalters; und dieſes Studium der Arabiſchen Schriftſteller verpflanzte den, in wärmeren Himmelsſtrichen entſtandenen, Aberglauben nach dem kälteren Europa. Sterndeuterei, Goldmacherkunſt, Zauberei, Wahrſagerkunſt, Magie, Geiſterbeſchwörung, Schatzgräberei, Talismane, Amulete: dieß waren die Gegenſtände, mit deren Unterſuchung die größten Köpfe jener Zeiten ſich beſchäftigten.

Digitized by Google

Chriſtlicher Aberglaube geſellte ſich noch zu dem heidniſchen. Albert ſelbſt behauptete: er hätte Erſcheinungen, Offenbarungen, und Verſuchungen des Satans. Auch rühmte ſich Albert eines ganz beſonderen Beiſtandes der heiligen Jungfrau, deren Lobpreiſungen einen ganzen Band ſeiner zahlreichen Werke anfüllen. Ja, dieſer Mann, dem ſein Zeitalter den Beinahmen des Großen beilegte, war unverſchämt genug, zu verſichern: die Jungfrau Maria hätte ihm in eigener Perſon für ſeine, auf ſie verfertigte Lobgedichte gedankt, und ſie hätte die beſondere Gnade gehabt, ſich ihm zur genaueſten Beſichtigung darzuſtellen, als er ſich vorgenommen, alle körperlichen und geiſtigen Schönheiten der Mutter Gottes zu ſchildern. Damals zweifelte Niemand an der Wahrheit dieſer Behauptung. *a*) Alberts Schüler, Thomas von Aquino und Petrus Hiſpanus (nachmaliger Papſt Johann der Einundzwanzigſte) trugen noch mehr zum Verfall ächter Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſowohl, als zur Beförderung einer abgeſchmackten Diſputirkunſt bei.

---

a) Vit. Albert. Magn. auf der letzten Seite.

Der letztere beſonders erfand die Kunſt, alles zu läugnen, alles zu behaupten, gegen die unumſtößlichſten Wahrheiten Zweifel vorzubringen, und die offenbarſten Unwahrheiten zu vertheidigen. Er war der größte Sophiſt ſeines Zeitalters, und lehrte öffentlich die Wiſſenſchaft, den beſtimmteſten Ausdrücken einen falſchen Sinn unterzuſchieben, und die Worte der Gegner zu verdrehen. Er behauptete und bewies umſtändlich: der Antichriſt und die Schimäre wären Brüder; der Eſel des Antichriſts wäre ein Sohn der Schimäre; Nichts und Niemand könnten ſich in einem Sacke beißen, u. ſ. w. Wenn man die Geſchichte jenes Zeitalters aufmerkſam ſtudirt, ſo geräth man in Zweifel, ob die Vorſehung dem Menſchen, als ſie ihn mit der Vernunft begabte, ein nützliches oder ein ſchädliches Geſchenk gemacht habe, weil man mit Schrecken ſieht, wie nahe Vernunft und Wahnſinn an einander gränzen, und daß es ſogar Zeiten gab, in denen die größten Köpfe alle mehr oder weniger wahnſinnig waren. Schriftſteller, die richtig, zierlich und geſchmackvoll geſchrieben hätten, gab es in jenem barbariſchen, ſophiſtiſchen, ſcholaſtiſchen Jahrhunderte gar nicht, da doch noch

Digitized by Google

im zwölften Jahrhunderte Schriftſteller dieſer Art nicht ſelten geweſen waren. *b*)

In eben dieſes traurige Zeitalter, in das dreizehente Jahrhundert, fällt die Entſtehung der Bettelmönche. Die einzige Abſicht der Mönchsorden war bisher geweſen, ſich durch Kaſteiungen und geiſtliche Uebungen ſelbſt vollkommener, und des Himmelreichs, nach den verkehrten Begriffen die man von demſelben hatte, deſto würdiger zu machen. Jetzt aber entſtanden die Bettelmönche, zwei neue Orden, die es ſich zum einzigen Geſchäfte machten, das Volk zu unterweiſen, zu predigen, und die Ketzer zu bekehren. Dominikus Gusman, ein Spanier ſtiftete den Dominikanerorden; Franz von Aſſiſi, ein Italiener, den Franziskaner-Orden. Beide Stifter machten es ſich ſowohl, als allen ihren künftigen Ordensbrüdern, zur unverbrüchlichen Pflicht, ihren Unterhalt zu erbetteln. Dieſe geiſtlichen Bettelorden breiteten ſich in kurzer Zeit ungemein aus.

---

b) Quoique nous ayons cité divers auteurs du douzieme ſiecle, qui ont écrit avec élégance, ſoit en vers ſoit en proſe, nous n'en pouvons alléguer aucun du treizième. Crevier T. 1. S. 306.

Die Bettelmönche laſen Meſſe, hörten Beichte, ertheilten Ablaß, predigten, zogen überall herum, und lebten auf Koſten der gutherzigen, abergläubigen Dummheit.

Jeder dieſer Orden hatte ſeinen General zu Rom; und durch dieſen General bekam der Papſt den unmittelbarſten Einfluß in alle Länder und Gegenden der ganzen Chriſtenheit. „Wollte von die„ſer Zeit an," ſagt ein berühmter Schriftſteller, *c*) „ein Papſt in irgend einem Reiche Unruhen anrich„ten, wer war ihm dazu geſchickter, als dieſe Bet„telmönche? Kein anderer Geiſtlicher und kein „anderer Mönch kam ſo unter dem niedrigſten Volke, „und ſo weit und breit herum, als Franziskaner „und Dominikaner. Biſchöfe und reiche Benedik„tiner-Mönche konnten, bei ſo vielen liegenden „Gründen, die ſie hatten, gegen die Gnade und „Ungnade der Könige nicht ganz gleichgültig ſein. „Sie wagten es alſo nicht, nach jeder Laune des „Pabſtes ſich zu empören: aber der Mönch, deſſen „ganzes Vermögen eine braune Kutte oder ein

---

c) Spittlers Kirchengeſchichte. S. 309.

„Bettelſack war, konnte nichts verlieren; er konnte „trotzen, wie Diogenes in ſeiner Tonne.“

Die Päpſte, welche einſahen, wie nützlich die Bettelmönche ihrem Anſehen wären, nahmen ſich ihrer thätig an, und ſchenkten ihnen immer größere und ausgedehntere Privilegien. *d*) Die Bettelmönche machten eine Art von ſtehender Armee aus, welche immer bereit war, die Vorrechte und das Anſehen des Papſtes, oder des Päpſtlichen Stuhles, zu behaupten, zu vertheidigen und auszudehnen.

Aber die Begünſtigung, welche die Päpſte den Bettelmönchen auf alle Weiſe angedeihen ließen, wurde bald von dieſen gemißbraucht. Sie mißhandelten die Weltgeiſtlichen, indem ſie dieſelben alles Anſehens bei dem Volke beraubten und ſich ihre Einkünfte zueigneten; ſie thaten Eingriffe in die Rechte der Biſchöffe; indem ſie ſich weigerten unter ihnen zu ſtehen; ſie drängten ſich zu Lehrſtellen auf den berühmteſten Univerſitäten, vorzüglich

d) Die Privilegien, welche die Päpſte Gregor der IX und Innocenz der IV den Bettelorden ertheilten, findet man im Matthaeus Pariſ. ad ann. 1246. S. 466.

auf den hohen Schulen Oxford und Paris; und weigerten ſich, den akademiſchen Geſetzen unterwürfig zu ſein: ja ſie ſtiegen bald zu den erſten Würden in der Kirche empor, und bemächtigten ſich der Erziehung der Jugend beinahe allein. Vergeblich kamen laute und wiederholte Klagen vor den Päpſtlichen Stuhl; vergeblich wurden dieſe Klagen von Königen und Fürſten unterſtützt: die Päpſte waren taub gegen dieſe Beſchwerden; ſie mußten ihren ergebenen Bettelmönchen Nachſicht gewähren, weil der Nutzen, den ſie durch dieſelben erhielten, ſo außerordentlich groß war. Dieſe Mönche erpreßten ungeheure Summen für den Römiſchen Stuhl. Sie brandſchatzten, im Nahmen des Papſtes und für denſelben, Kirchen und Klöſter, und verkauften Ablaß. Ein berühmter alter Geſchichtſchreiber ſagt: die Päpſte hätten ohne Aufhören, ſowohl in Italien als im Auslande, Geld zuſammen gerafft, und ſie hätten die Bettelmönche und Prediger nicht, wie Chriſtus, zu Menſchenfiſchern, ſondern zu Geldfiſchern gemacht. *e*)

---

e) Matth. Paris. ad ann. 1247. S. 492.

Auch dadurch hatten die Bettelmönche auf das Zeitalter ihrer Entſtehung, auf das dreizehnte Jahrhundert, einen höchſt nachtheiligen Einfluß, daß ſie, als Erzieher der Jugend, ſich der beſten Köpfe, theils durch Liſt und Ueberredung, theils durch Gewalt bemächtigten, um dieſelben ihrem Orden einzuverleiben. Auf dieſe Weiſe entzogen ſie der guten Sache der geſunden Vernunft und der Aufklärung diejenigen, welche in der Folge die eifrigſten Vertheidiger und Beförderer derſelben hätten werden können. Die Unverſchämtheit, mit welcher ſie ihre Zöglinge in Mönche verwandelten, war ſo groß, daß die Eltern nicht ohne Beſorgniß ihre Söhne nach den höhern Schulen ſandten, ja daß viele die ihrigen, um ſie dieſer Gefahr nicht auszuſetzen, lieber zu Hauſe behielten, und ſie das Feld bauen ließen. *f*)

Die Bettelmönche waren dabei ſo unwiſſend, daß ſie auf den Univerſitäten nicht einmal der, zur Erlangung des Doktor-Huthes nöthigen, Prüfung auszuſetzen ſich getrauten. Sie ließen ſich oh-

---

f) Anton. a Wood hiſtoria et antiquitates vniverſitatis Oxonienſis. Man ſehe, was in dieſem Werke Armachan, ein gleichzeitiger Schriftſteller, S. 81 ſagt.

ne Prüfung den Doktortittel geben, und verlangten hierin ein eigenes Vorrecht, welches man ihnen endlich, obgleich nicht ohne Schwierigkeit, zugeſtand. Dagegen nannte man dieſe Doktoren der Bettelmönche ſpottweiſe, Wachsdoktoren (Doctores cereatos) weil ſie, ſtatt der Gelehrſamkeit, bloß Doktordiplome hätten, die mit Wachs geſiegelt wären. Auch wurde bald nachher das Mönchslatein in ganz Europa zum Sprichworte. Mit Recht ſagt der große Leibnitz: „das „dreizehnte Jahrhundert war das dummſte nach „Chriſti Geburt. Damals verſchwanden ſchnell „die guten Schriftſteller. Die Bettelmönche, „welche zu jener Zeit entſtanden, zogen alles an „ſich, und verbrannten bald nachher diejenigen le„bendig, die nicht, ſo wie ſie, Irrthümer lehrten, oder „in Unwiſſenheit lebten. In Deutſchland war das „zehente Jahrhundert ein goldenes Jahrhundert, „wenn man es mit dem dreizehenten vergleicht." g)

Nicht nur verfielen die gründlichen Wiſſenſchaften in dieſem Jahrhunderte gänzlich, ſondern es wurden auch noch dem menſchlichen Geiſte von den

---

g) Leibnitii introduct. in ſcript. Brunſvicenſ. ad §.63.

Päpſten Feſſeln angelegt, um ihn in dem kühnen Fluge zu hemmen, den er in den verfloſſenen Jahrhunderten bereits angefangen hatte. Das fürchterliche und unmenſchliche Tribunal der Inquiſition richtete ſeinen blutigen Thron in dieſen traurigen Zeiten zuerſt auf. Kaum waren die Bettelmönche entſtanden, als ſie ſich auch, um ſich bei den Päpſten beliebt zu machen, erboten, Irrthümer und Ketzereien auszurotten. Vorzüglich übernahmen die Dominikaner dieſes Geſchäft.

Der Nahme Ketzer kommt in der Deutſchen Geſchichte zuerſt im dreizehnten Jahrhunderte, in einem Edikte vor, welches Kaiſer Friedrich der Zweite zu Rom bei ſeiner Krönung im Jahr 1220 erließ. Bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gab es im Abendländiſchen Europa nur Eine Kirche, Eine Meinung in Religionsſachen. Von Sekten war keine Rede, weil Niemand prüfte, Jedermann blindlings glaubte. Allein zu Ende des zwölften Jahrhunderts, als das Licht der geſunden Vernunft zu dämmern anfieng, ſtand im ſüdlichen Frankreich, unter Anführung eines Kaufmanns zu Lyon, Petrus Waldus, eine Sekte auf, die den Päpſtlichen Stuhl ernſt-

lich beſorgt machte. Die Waldenſer (ſo nannte man dieſe Neuerer) behaupteten: es fände ſich in der Bibel nichts von den angemaßten Vorrechten und Vorzügen des Papſtes, auch fände man darin weder die Lehre vom Fegfeuer, noch die Lehren von Anrufung der Heiligen, von Seelmeſſen, vom Ablaſſe; oder von dem Verbote der Prieſterehe. Dieſe neue, vernünftige Lehre erhielt im ſüdlichen Frankreich ſowohl, als in Italien, eine ſehr beträchtliche Menge von Anhängern, und der Graf von Toulouſe erlaubte denſelben auf ſeinem Gebiete ihren Gottesdienſt nach ſelbſt erwählter Art zu feiern.

In jenen rohen Zeiten glaubte man noch, daß man Meinungen durch Feuer und Schwert ausrotten könnte, und daß man irgend einen gefährlichen, oder gefährlich ſcheinenden, Saß ganz von der Erde vertilgen könnte, wofern man nur alle diejenigen umbrächte, die denſelben behaupteten. Man wußte damals noch nicht, daß Verfolgung Märtyrer erzeugt, daß der Widerſtand dem Drucke gleich iſt, und daß die Zahl der Anhänger einer jeden Sekte gerade in dem Verhältniſſe zunimmt, als man ſtrenger gegen ſie verfährt. Der ſanfte

Digitized by Google

Geiſt der Menſchlichkeit und Duldung war damals ganz von der Erde verſchwunden, und der Despotismus der Päpſte ſchnaubte Rache gegen jeden, der es auch nur wagte, an ihrer Befugniß zu tyranniſiren im mindeſten zu zweifeln. Recht erwünſcht war daher dem Papſte Innocenz dem Dritten die Entſtehung des Ordens der Dominikaner. Er befahl ihnen, über die Reinigkeit der Lehre zu wachen, und die widerſpänſtigen Ketzer auszurotten. — So entſtand die Inquiſition, als im Jahre 1233 der Dominikanerorden von dem Papſte die Vollmacht erhielt, überall die Ketzer aufzuſpüren, und dieſelben, ohne alle weitere geſetzmäßige Formalitäten, lebendig zu verbrennen.

Auch verübten die Päpſte in jenem Zeitalter ungeheure Gewaltthätigkeiten gegen die Geiſtlichen in ganz Europa. Unter dem Vorwande eines Kreuzzuges, forderten ſie, durch ihre Abgeſandten, unter Androhung des Kirchenbanns, beträchtliche Summen als Beiſteuer. Dergleichen Erpreſſungen wurden ſo oft wiederholt, daß ſich endlich in mehrerern Ländern Europens der Adel und die Geiſtlichkeit den Anmaßungen des Papſtes wider-

Digitized by Google

ſeßten, ohne jedoch mit ihrem Widerſpruche durch= dringen zu können. Wagten es die Fürſten, dem Adel ihrer Länder gegen den Papſt Beiſtand zu leiſten, ſo brachte bald ein fürchterliches Interdikt den Widerſpänſtigen zum Gehorſam. Durch das Interdikt (eine Erfindung des Papſtes Innocenz des Dritten) wurden ganzen Ländern und Völkern alle Gottesdienſtlichen Handlungen unterſagt. „Ein ſchauervoller Anblick,“ ſagt Herr Spittler, „wenn ein ganzes Land mit dem In= „terdikte belegt wurde. Aller äußere Gottesdienſt „mußte auf einmal aufhören; die Altäre wurden „entkleidet; alle Statuen der Heiligen, alle Kreuze „wurden zu Boden geworfen; keine Glocke tönte „mehr; kein Sacrament wurde ausgetheilt; kein „Todter kam auf die heilige Erde des Gottesackers, „ſondern wurde, ohne Gebet und Geſang, in un= „heiliges Land eingeſcharrt; Ehen wurden nicht vor „dem Altare, ſondern in dem Todtengarten einge= „ſegnet. Niemand durfte den andern auf der „Straße grüßen; jeder Anblick ſollte verkündigen, „daß das ganze Land ein Land des Fluches ſei. „Welchen unauslöſchlich tiefen Eindruck mußte „das nicht auf ein Zeitalter voll Aberglaubens ma=

Digitized by Google

„chen, welches den ganzen Gottesdienſt in jene äuſ-
„ſere Zeremonien ſetzte? Wie mußte ein Volk nicht
„ſeinen Regenten verfluchen, der durch ſeine Sün-
„den ein ganzes Land auf ſolche Art um zeitliche
„und ewige Glückſeligkeit brachte?“ *h*)

In eben dieſem Jahrhunderte des Aberglaubens wurde auch, im Jahr 1215, die Transſubſtantiation zum Glaubensartikel erhoben.

Was aber, mehr als alles andere, der Macht der Päpſte einen fürchterlichen Zuwachs verſchaffte, das waren die Kreuzzüge. Die Kreuzfahrer, eine verſammelte Menge aus allen Gegenden Europens, ſtanden unmittelbar unter den Befehlen des Papſtes, für welchen, als für den ſichtbaren Statthalter Chriſti, ſie zu ſtreiten bereit waren. Das Gelübde der Kreuzfahrer, Paläſtina den Händen der Ungläubigen zu entreißen, war ein heiliges Gelübde, zu deſſen Erfüllung die Päpſte zwingen, und deſſen Ausführung ſie, im Namen Chriſti, nach Gefallen lenken konnten. Könige und Fürſten hatten bei dieſem heiligen Kriege keine Gewalt über ihre mitziehenden Unterthanen,

h) Spittlers Kirchengeſchichte. S. 306.

Digitized by Google

ſie waren ſelbſt leidende Werkzeuge in der Hand des Papſtes, dem die Perſonen, das Eigenthum und die Eroberungen der Kreuzfahrer, unmittelbar untergeben waren. Wollte irgend ein Fürſt an dem Kriege keinen Theil nehmen; ſchützte er die Entvölkerung ſeines Landes, oder Mangel an Geld vor; ſo war er dennoch nicht vermögend ſeine Unterthanen zurück zu halten. Dieſe behaupteten: daß in einer Sache, in welcher es darauf ankäme, das Anſehen Gottes und der Kirche gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, bei welcher ewige Belohnungen und himmliſche Kronen den Theilnehmern verſprochen wären, alle menſchlichen Verhältniſſe und Pflichten aufhörten, und daß man Gott mehr gehorchen müßte, als den Menſchen. Die Fürſten wagten es nicht, dem abergläubigen Fanatismus ihrer Unterthanen Einhalt zu thun, und ſich den Befehlen des Papſtes zu widerſetzen; denn in einem ſolchen Falle wurden durch ein fürchterliches Interdikt die Unterthanen gegen ihren Monarchen aufgewiegelt, die Armeen verließen ſeine Fahne, und ſogar ſeine Freunde betrachteten ihn, als einen aus der Kirche ausgeſtoßenen, mit Abſcheu.

Digitized by Google

Außerdem war in dieſem Zeitalter die Macht der Deutſchen Kaiſer ſehr geſunken, und die Macht ihrer Vaſallen, der Deutſchen Fürſten, war in eben dem Maaße geſtiegen. Die Herzoge, die Grafen und die Markgrafen, vormals abhängig von dem Willen des Kaiſers, und von ihm nur auf eine beſtimmte Zeit zum Oberhaupte eines gewiſſen Reichslandes beſtellt, machten ſich allmählich von dem höchſten Oberhaupte des Reiches unabhängig und behielten ihre Würde ſowohl, als die ihnen anvertrauten Ländereien, eigenthümlich, erblich. Dieß gelang ihnen vorzüglich nach den Zeiten Ottos des Großen, während der engen Verbindung zwiſchen Deutſchland und Italien.

Nichts hat vielleicht mehr dazu beigetragen, die Fortſchritte der Kultur in Deutſchland aufzuhalten und zu verzögern, als dieſe Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland; ſo ſehr ſich auch Otto darüber freuen mochte, daß er nun wieder den Titel eines Römiſchen Kaiſers trüge, und daß er, eben ſo wie vormals Karl der Große, die Longobardiſche Krone auf ſein Haus gebracht hätte.

Digitized by Google

Dieſe Römiſche Kaiſerkrone brachte Otto den Großen und ſeine Nachfolger in engere Verhältniſſe und in nähere Verbindung mit dem Papſte; ſie nöthigte Otto und ſeine Nachfolger zu öfteren Reiſen nach Italien, zu einer langen Abweſenheit von Deutſchland; und ſie war die erſte Veranlaſſung zu der Unabhängigkeit, in welche ſich die Deutſchen Fürſten von den Kaiſern ſetzten: eine Unabhängigkeit, wodurch die Kaiſerwürde in ein bloßes Schattenbild von Größe verwandelt wurde. Deutſche Armeen wurden, eine nach der andern, nach Italien geführt; dadurch ward Deutſchland entvölkert und gerieth gänzlich in Verfall.

Die feineren Italiener, welche die rauheren Deutſchen verachteten, trugen unwillig das Deutſche Joch. Sie konnten nicht anders, als mit gewaffneter Macht, zum Gehorſam gezwungen werden. Sobald die Deutſchen Truppen Italien verließen, empörten ſich die Italiener; ſobald dieſe Truppen abermals erſchienen, unterwarfen ſie ſich wieder, und fielen abermals ab, ſobald jene Truppen ſich wieder nach Deutſchland zurückzogen. Waren die deutſchen Kaiſer in Italien, ſo empörten ſich ihre Vaſallen, die deutſchen Fürſten;

Digitized by Google

waren ſie in Deutſchland, ſo empörten ſich die Italiener. An Ruhe, an Frieden war, unter ſolchen Umſtänden, gar nicht mehr zu denken.

Um dieſe Zeit fiengen auch die Päpſte an, mit den Kaiſern zu wetteifern und immer neue, ungegründete Forderungen zu machen. Otto der Große hatte mit der Geiſtlichkeit und mit dem Volke zu Rom ausdrücklich, durch einen beſonderen Vertrag, feſtgeſetzt: daß kein Papſt gewählt und eingeweiht werden ſollte, ohne die Genehmigung des Kaiſers. Von dieſer Abhängigkeit ſuchten die Päpſte ſich zu befreien. Sie arbeiteten daran unaufhörlich von Gregor dem Siebenten bis zu Alexander dem Dritten, welchem es endlich unter Kaiſer Friedrich dem Erſten gelang. Weit ſchwerer wurde es ihnen, auch den zweiten Plan auszuführen, der darin beſtand, nicht nur das geiſtliche, ſondern auch das weltliche Oberhaupt der Erde zu ſein, und das Abendländiſche Kaiſerthum, wie ein Lehen, nach Gefallen zu vergeben, oder zurück zu nehmen. Die Deutſchen Kaiſer widerſetzten ſich einer ſo kühnen Anmaßung des Papſtes, und den heftigſten Streit darüber führte der große Kaiſer Frie-

Digitized by Google

drich der Zweite, der Pflegevater Rudolphs von Habsburg. Es ſei uns erlaubt, dieſes ausführlicher zu entwickeln.

Schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts wollte der Papſt Benedikt der Achte eine ſolche Anmaßung durchſetzen. Er übergab dem Kaiſer Heinrich dem Zweiten einen goldenen Apfel, mit dem Bedeuten, daß er ſich von nun an als den Herrn der Welt anzuſehen habe, daß er ſich aber dabei errinnern müße, wem er dieſen großen Vorzug verdanke, nemlich dem Papſte. Benedikt gieng mit Heinrich den Vertrag ein: daß künftig die Papſtwahl der Einwilligung des Kaiſers nicht bedürfen ſolle, um rechtmäßig zu ſein; daß kein Fürſt Kaiſer ſein ſollte, ehe er nicht von dem Papſte dafür anerkannt wäre, und aus ſeinen Händen die Krone empfangen hätte; und daß ein Deutſcher Kaiſer ſich erſt nach der vom Papſte geſchehenen Krönung Römiſcher Kaiſer ſchreiben, vorher aber Römiſcher König nennen ſollte. Kaiſer Heinrich der Dritte ſchaffte dieſen Vertrag ab, und es wurde die Papſtwahl wieder von den Kaiſern abhängig. Allein unter der Minderjährigkeit Heinrichs des Vierten machte

Digitized by Google

ſich der ſchlaue Papſt Gregor der Siebente (Hildebrand) die Umſtände zu Nutz, ſuchte die Papſtwahl abermals von dem Kaiſer unabhängig zu erhalten, that ſogar den Kaiſer Heinrich den Vierten in den Kirchenbann, und erklärte, daß von nun an die Kaiſerwürde nicht mehr erblich, ſondern daß das Deutſche Kaiſerthum ein Wahlreich ſein ſollte. Dieſe Streitigkeiten zwiſchen den Päpſten und den Kaiſern dauerten fort bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als Friedrich der Zweite den Kaiſerthron beſtieg.

Damals ſaß Innocenz der Dritte auf dem Päpſtlichen Stuhle. Er brachte das weltliche Anſehen der Päpſte auf den höchſten Gipfel der Macht, und war, im eigentlichen Sinne des Worts, Herr der chriſtlichen Welt. Kaiſer, Könige und Fürſten, zitterten vor ſeinen Bannſtrahlen, und ganze Nationen fürchteten ſich vor ſeinem Interdikte. Ihm folgte Honorius der Dritte, mit welchem Papſte Kaiſer Friedrich der Zweite den Kampf um die Herrſchaft der Welt begann. An dem Hofe dieſes großen Kaiſers, der in den Wiſſenſchaften ſeine Erholung ſuchte, und an wahrer Gelehrſamkeit ſowohl, als an Bildung

Digitized by Google

des Verſtandes, die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen weit übertraf, wurde der junge Rudolph von Habsburg erzogen. Friederich hatte ihn zu Zürich aus der Taufe gehoben, und vertrat bei ihm Vaterſtelle, als Rudolphs Vater auf einem Kreuzzuge in Paläſtina umgekommen war. Rudolph folgte dem Kaiſer auf allen ſeinen Zügen in Italien, und bildete ſich ſchon frühe in den damals ſo allgemein geſchätzten Ritterkünſten.

Die Sitten der Deutſchen in jenem Zeitalter waren äußerſt roh. Unter dem Adel galt das Fauſtrecht, das Recht des Stärkern. Die Ritter lebten unter ſich in beſtändiger Fehde und nährten ſich von Straßenraub. Alle Berge und Hügel waren voller Raubſchlöſſer, deren adeliche Bewohner die Landſtraßen unſicher machten. Die Söldner, oder Soldaten, welche damals von den Fürſten auf eine beſtimmte Zeit in Dienſt genommen, und dann wieder entlaſſen wurden, begiengen ungeſtraft die größten Ausſchweifungen. Wo ſie durchzogen, da raubten ſie und plünderten. War man ihrer Dienſte nicht mehr benöthigt, ſo wurden ſie zwar entlaſſen, allein ſie trennten ſich nicht. Einer unſtäten räuberiſchen Lebensart ge-

Digitized by Google

wohnt, zogen ſie haufenweiſe umher, verheerten das platte Land, plünderten Städte und Dörfer, oder bemächtigten ſich feſter Burgen und Raubſchlöſſer, aus denen ſie Ausfälle thaten, und die benachbarte Gegend brandſchatzten. Ein Franzöſiſcher etwas ſpäterer Schriftſteller ſchildert die Unthaten dieſer Söldner mit ſehr lebhaften Farben: „Sie verzeh- „ren, oder nehmen nicht bloß," ſagt er, *i*) „ſondern „zerſtören auch ſehr vieles, was ſie gar nicht nu- „tzen können. Kein Huhn, oder Hahn, kein Kalb, „oder Lamm, oder Rind, oder anderes Stück Vieh, „bleibt unverſchont. Der arme Bauer wäre noch „glücklich, wenn die Räuber ſich mit dem begnüg- „ten, was ſie in ſeiner Hütte oder ſeinem Stalle „vorfänden: ſie zwingen ihn aber noch überdieß „durch die ſchrecklichſten Mißhandlungen, daß er „in die Stadt gehen, und ſeinen Gäſten Gewürze, „fremde Weine, Schuhe, Stiefel und Kleider „kaufen muß, wenn er gleich nicht ſo viel hat, daß „er ſich ſelbſt, ſein Weib und ſeine Kinder, erhal- „ten und bedecken kann. Neben der Zuſammen-

---

i) Nicolai de Clemangii, opera omnia. S. 56. Man ſehe auch Meiners über die Sitten und Verfaſſungen des Mittelalters. Bd. I. S. 533.

„ſchleppung von Eßwaren iſt die erſte Arbeit von „Kriegern, die plötzlich, wie ein Ungewitter, in ein „Dorf einbrechen, daß ſie alle Schränke und Ki- „ſten, alle Zimmer, Keller und Winkel, mit Ge- „walt öffnen und auf das genaueſte durchſuchen, „um Sachen von Werth, welche ſie finden, mit gie- „riger Hand an ſich zu reißen. Sie führen daher „gewöhnlich Wagen bei ſich, auf welche ſie ihren „Raub packen; und ich ſelbſt habe oft geſehen, „daß ſie ganze Dörfer ſo rein ausgeplündert „hatten, daß auch nicht einmal ein Salzfaß, „oder eine Lampe, ja daß im härteſten Winter „den Einwohnern nicht einmal die grobe Sack- „leinewand übrig geblieben war, in welche ſie „ihre Leiber eingewickelt hatten. Alles Hausge- „räth, alles Vieh und alle Frucht, welche die „Räuber nicht mitnehmen können, oder wollen, „müſſen die Beſitzer um willkührliche Preiſe löſen, „oder man vernichtet die eine und das andere auf „die muthwilligſte Art. Vor dem Aufbruche iſt „nichts gewöhnlicher, als daß ſie Männer, Wei- „ber und Kinder, nackt aus ihrem Lager hervor zie- „hen, und mit dem Degen in der Fauſt ſo lange „bedrohen, oder ſo lange martern, bis dieſe zuletzt

Digitized by Google

„auch ihr Leben gekauft, oder kleine Schätze, wel„che ſie verborgen hatten, entdeckt haben. Da „dieſe Ungeheure ſelbſt Kloſterjungfrauen entehren, „ſo kann man leicht denken, mit welchem Frevel ſie „die Weiber und Töchter des wehrloſen Landmanns „ſchänden. — Sobald irgend ein Kriegszug ange„kündigt wird, ſo laufen aus den Städten alle bö„ſen Schuldner, alle Hurer, Spieler und andere „nichtswürdige Menſchen, und alle Mörder und „Räuber aus ihren Schlupfwinkeln zuſammen, „um ihre Dienſte anzubieten. Gleich nachdem ſie „ſich gemeldet haben, kündigen ſie dem Bürger und „Landmann, den Klöſtern und Kirchen den Krieg „an. Und nun wagt es keine obrigkeitliche Perſon „mehr, ihre Gewaltthätigkeiten zu beſtrafen, oder „zurück zu halten."

In einem Zeitalter, in welchem der betriebſame Bürger und der fleißige Landmann theils von adelichen Straßenräubern, theils von den gemietheten Söldnern, ungeſtraft geplündert wurde, mußten Handel und Gewerbe natürlicher Weiſe ſehr leiden. Am meiſten aber litt der Ackerbau. Seit dem eilften Jahrhunderte waren die, bis da-

hin freien, Landleute zu Leibeigenen gemacht worden. Sie hatten nun kein Eigenthum, und die Frucht ihrer Arbeit gehörte nicht ihnen, ſondern ihrem Tyrannen, der ſie nicht beſſer behandelte, als die Neger von den Weſtindiſchen Pflanzern behandelt werden. Im dreizehnten Jahrhunderte erhielten zwar die Bauern einen Theil ihrer verlohrnen Freiheit wieder, wenigſtens wurden ihnen die drückendſten Ketten der Sklaverei abgenommen; allein es dauerte dennoch lange, es verfloſſen Jahrhunderte, ehe ſich der Bauer irgend ein ſicheres Eigenthum verſchaffen konnte. Die unaufhörlichen Fehden der Fürſten und Edelleute unter ſich ließen den Bauern nicht empor kommen. „Aller „Verbote von Kaiſern, Königen und Konzilien ungeachtet, waren die offnen Dörfer und die wehrlo„ſen Bauern immer die erſten, an welchen man „ſeine Rache übte, oder in welchen man ſeinen „Feinden zu ſchaden ſuchte. Die Deutſchen lern„ten es nur zu früh von den rachgierigen Italie„nern, nicht nur die Dörfer zu verbrennen, und „die Getreidefelder zu verwüſten, ſondern auch ſo„gar die Weinberge auszurotten, die Fruchtbäu„me umzuhauen, und dadurch den unſchuldigen

Digitized by Google

„Landmann, auf viele Jahre zu Grunde zu rich-
„ten.“ *k*)

Dieſes rohe Zeitalter, in welchem man ſo wenig Achtung für Leben und Eigenthum der Staatsbürger hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die Sitten und die Denkungsart Rudolphs von Habsburg. Er war in ſeiner Jugend heftig, auffahrend, und empfindlich gegen jede, auch noch ſo geringe Beleidigung. Mit ſeinem Oheim, dem Grafen von Lauzenburg, gerieth er in Zwiſt, und verwüſtete ſeine Dörfer. Bald nachher zog er gegen einen andern ſeiner Oheime, den Grafen Hartmann von Kyburg, nahm ihm ſeine Ländereien weg, und nöthigte ihn, dieſelben durch eine beträchtliche Geldſumme wieder von ihm auszulöſen. Ein Edelmann, Hugo von Teuffenſtein hatte ihn durch ein unvorſichtiges Wort beleidigt. Rudolph rächte ſich, indem er die Burg dieſes Ritters wegnahm, und ihn ſelbſt umbrachte.

Unzählige Fehden hatte Rudolph mit den benachbarten Rittern und Städten nach dem Tode

---

k) Meiners Ebendaſ. Bd. 3. S. 76.

Digitized by Google

des Kaiſers Friederich, während des langen Zwiſchenreiches, während der Zeiten der Anarchie, der Geſetzloſigkeit und des Fauſtrechts. In einem traurigern Zuſtande hat ſich Deutſchland niemals befunden, als damals, wo nur die Macht des Stärkern galt, und die gekränkte Unſchuld vergeblich um Hülfe flehte. Es ſei erlaubt, mit wenigen Worten zu erzählen, auf welche Weiſe Deutſchland in dieſen traurigen Zuſtand verfiel.

Mit dem Papſte Honorius dem Dritten begann der Kaiſer Friederich der Zweite, wie bereits iſt bemerkt worden, den Kampf um die Herrſchaft der Welt. Doch brach dieſer Kampf nicht in offenbare Mißhelligkeiten aus. Der Papſt und der Kaiſer ſchonten ſich gegenſeitig, weil ſie ſich gegenſeitig vor einander fürchteten. Doch erklärte Friederich in Sizilien dem Legaten des Papſtes: daß er eher ſeine Krone daran wagen, als irgend eine Schmälerung ſeiner kaiſerlichen Rechte ſich von dem Papſte gefallen laſſen würde. *l*) Honorius ſtarb, und ſein Nachfolger auf dem Päpſtlichen Stuhle, Gregor der

---

l) Fazellus decad. II. l. 8. Cap. 2. fol. 448.

Neunte, verfuhr ohne Schonung gegen den Kaiſer. Ein verunglückter Kreuzzug Friederichs gab dem Papſte Veranlaſſung, ſeinen Bannſtrahl gegen den Kaiſer zu ſchleudern, das Interdikt über Friederichs Länder auszuſprechen, und dieſes allen Europäiſchen Fürſten kund zu thun. Friederich wandte ſich demüthig und flehend an den Papſt, aber vergeblich. Es blieb ihm alſo kein anderes Mittel übrig, als ſich mit Gewalt zu widerſetzen. Er ſchrieb an die meiſten Europäiſchen Fürſten, und ſtellte ihnen vor, daß ſeine Sache die gemeinſchaftliche Sache der Könige wäre; daß ſie alle ſo wie er von dem Römiſchen Stuhle würden behandelt werden, wofern ſie ihm nicht in Behauptung ſeiner Rechte beiſtünden. *m*)

Nichts konnte den erbitterten Papſt beſänftigen, nicht einmal ein neuer Kreuzzug nach Paläſtina, den Friederich unternahm. Siegreich und als gekrönter König von Jeruſalem kehrte Friederich nach Italien zurück, aber alle Verſuche

---

m) An den König von England ſchrieb er: Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet. Matth. Paris. S. 293.

Digitized by Google

mit dem Papſte ſich auszuſöhnen, waren fruchtlos. Endlich verglichen ſich beide, und der Päpſtliche Bann wurde aufgehoben. Doch war die Verſöhnung nur ſcheinbar. Durch das zahlreiche Heer der Bettelmönche ließ der Papſt Friederichs Unterthanen gegen ihren Kaiſer aufwiegeln, und that bald nachher, aus nichtigen Gründen, den Kaiſer abermals in den Kirchenbann. Gregor nannte den Kaiſer: einen Atheiſten, einen Ketzer, und einen Mahomeddaner. Es iſt ſchwer einzuſehen, wie der Kaiſer alle dieſe drei Nahmen zugleich verdienen konnte. Gregors Beſchuldigungen waren ſo ungerecht, daß ſelbſt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, ſich des Kaiſers gegen den Papſt annahm. *n*) Und doch war der heilige Ludwig gewiß nicht geneigt, einen Ketzer oder Atheiſten zu vertheidigen; denn er erklärte ſich einſt gegen ſeinen Freund Joinville folgendermaßen: „Wenn ein Laie gegen den chriſtlichen Glauben „ſchmähen hört, ſo muß er die Sache Gottes nicht „bloß mit Worten, ſondern mit dem Degen ver„theidigen, und muß den Degen jedem Ungläubi-

n) Matth. Pariſ. S. 464.

„gen ſo weit in den Leib ſtoßen, als er nur hinein „gehen will.“ *o*)

Friedrichs Gedult war jetzt zu Ende. Der Vorurtheile ſeines Jahrhunderts ungeachtet, verſuchte er jetzt mit dem Papſte den Kampf auf Tod und Leben. Er fiel in den Kirchenſtaat, bedrohte die Stadt Rom, und hielt den Papſt in derſelben gefangen. Es hieng nur von ihm ab, Rom zu erobern, ſich der Perſon des Papſtes zu bemächtigen, und dem Päpſtlichen Uebermuthe auf ewig ein Ende zu machen. Er that es nicht, er ſchonte aus religiöſen Gründen des ſichtbaren Oberhauptes der Chriſtenheit, und ließ dem Papſte Zeit, ſich von ſeinem erſten Schrecken wieder zu erholen. Bald nachher ſtarb Gregor der Neunte.

Lange blieb der Päpſtliche Stuhl unbeſetzt. Endlich fiel die Wahl der Kardinäle auf Cöleſtin den Vierten, der nach ein paar Wochen ſtarb, worauf eine neue Verwirrung entſtand, der endlich durch die Wahl des Papſtes Innocenz des Vierten ein Ende gemacht wurde. Dieſer Papſt ſetzte ſogleich den Kampf fort, den ſeine

---

o) Joinville vie de St. Louis. S. 11.

Vorgänger mit Friedrich angefangen hatten. Die Deutſchen Kaiſer von dem Päpſtlichen Stuhle abhängig zu machen, dieß war der Zweck, nach welchem er unermüdet ſtrebte: die Mittel denſelben zu erreichen waren ihm gleichgültig; denn alle menſchlichen Gefühle und Empfindungen hatte Innocenz ſchon lange bei ſich zum Schweigen gebracht.

Auf ſehr harte Bedingungen, die der Papſt ihm vorſchrieb, ſöhnte ſich Kaiſer Friederich mit der Kirche aus. Innocenz ſtellte ſich freundlich, ſchwor aber in ſeinem Herzen dem Kaiſer den Untergang. Er ſandte Schaaren von Bettelmönchen aus, welche die Deutſchen und Italiener gegen den Kaiſer aufwiegeln mußten, und hielt zugleich die dem Kaiſer verſprochenen Abſolutionsbriefe zurück. Noch fürchtete er ſich vor den kaiſerlichen Truppen, die in der Nähe von Rom lagen: doch entgieng er auch dieſen, durch eine heimliche Flucht über das Meer nach Genua, von wo er nach Lyon reiſte, daſelbſt ein Konzilium hielt, und den fürchterlichſten Kirchenbann gegen den Kaiſer ausſprach. Alle diejenigen, die dem Kaiſer beiſtehen würden, ſollten verflucht ſein; die Unterthanen ſollten ihres, dem Kaiſer geleiſte-

Digitized by Google

ten, Eides entbunden ſein; die Deutſchen Fürſten ſollten eine neue Kaiſerwahl vornehmen; und er ſelbſt, der Papſt, wollte über Sizilien, als oberſter Lehensherr, einen andern König ſetzen.

Friederich war zu groß von Karakter, als daß das Unglück ihn hätte beugen können. Zu Turin erfuhr er ſeine Abſetzung. „Noch habe „ich,“ rief er zornig aus, „meine Krone nicht verlohren, und kein Papſt, keine Verſammlung der „Geiſtlichkeit ſoll, ohne blutigen Kampf, mich der„ſelben berauben! Von nun an hat der herrſchſüch„tige Papſt weder Gehorſam noch Frieden von mir „zu erwarten!“ *p*) Der Kaiſer ſchrieb ſowohl an Ludwig den Heiligen, König von Frankreich, als an Heinrich den Dritten, König von England, Briefe, in denen er den Geiſt des Prieſterthums vortrefflich ſchilderte, und dieſe beiden Monarchen zu ſeinem Beiſtande aufforderte. *q*) Allein Heinrich und Ludwig hiengen noch an dem Aberglauben und den Vorurtheilen ihres Zeit-

---

p) Matth. Paris. S. 595.

q) Matth. Pariſ. S. 596. wo man dieſe Briefe nachleſen kann.

Digitized by Google

alters, und fiengen nunmehr an in vollem Ernſte zu glauben, daß Friederich ein Ketzer wäre, der ſich gegen die Kirche, und gegen das ſichtbare Oberhaupt derſelben, den Papſt, vergangen hätte. Indeſſen verſuchte doch Ludwig, den Papſt mit dem Kaiſer auszuſöhnen, aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Der Papſt hatte den Untergang Friederichs geſchworen, und nichts konnte ihn abhalten, ſeinen Plan auszuführen. Er veranlaßte eine Verſchwörung am Hofe Friederichs, und eine Empörung in dem, Friedrich zugehörigen, Königreiche Neapel. Die Verſchwörung wurde noch durch einen Zufall entdeckt, und man fand die Bulle, durch welche der Papſt die Verſchwornen zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn angereizt hatte. Friederich ließ dieſe Bulle öffentlich bekannt machen, damit die übrigen Monarchen lernen möchten, weſſen ſie ſich von dem Papſte zu verſehen hätten.

Dennoch gelang es dem Papſte, die Deutſchen zur Empörung gegen den Kaiſer zu bringen. Heinrich Raſpe, Landgraf von Thüringen, entſchloß ſich: „zur Ehre Gottes und der Kirche und „zum Beſten der Chriſtlichen Religion,“ die Kai-

Digitized by Google

ſerliche Krone anzunehmen. Dieſer Pfaffenkönig, (ſo nannte man ihn) wurde aber bald nachher bei Ulm von Friederichs Heer geſchlagen, und ſtarb vor Gram.

Endlich unterlag Friederich den mancherlei Unglücksfällen, die gegen das Ende ſeines Lebens Schlag auf Schlag ihn trafen, worunter auch der gehört, daß er unter ſeinen älteſten, innigſten und vertrauteſten Freunden, Feinde und Verräther entdeckte, die im Solde des Papſtes ſtanden und auf ſein Verderben ſannen. Er ſtarb am 13. Dezember 1250 auf ſeinem Schloſſe Fiorentino in Capitanata. Nach dem Tode des Kaiſers fiel die Rache des Papſtes auf deſſen hinterlaſſene Söhne; das Schwäbiſche Haus Hohenſtauffen gieng unter; und der letzte Sprößling deſſelben, der unglückliche Konradin, ſtarb am 29. October 1268 auf dem Blutgerüſte.

Nach Friederichs Tode gerieth Deutſchland in die gröſte Verwirrung. Drei und zwanzig Jahre lang dauerte die Anarchie. Während dieſer Zeit war weder Leben noch Eigenthum der Deutſchen ſicher. Ein jeder that was er wollte. Ungeſtraft überwältigte der Stärkere den Schwä-

Digitized by Google

chern; das Fauſtrecht war allgemeine Sitte; Ausgelaſſenheit und Zügelloſigkeit herrſchten überall; die Gerechtigkeit war nicht einmal mehr im Schatten vorhanden; der Adel plünderte und beraubte den friedlichen betriebſamen Bürger; Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und Kenntniſſe, verſchwanden; der geringe Anfang der Kultur und Aufklärung in Deutſchland gieng verlohren; Aberglaube und Dummheit gewannen die Oberhand; das Volk verfiel in eine gänzliche Unwiſſenheit, während die Adelichen, ſich blos in den halsbrechenden Ritterkünſten übend, alle Uebungen des Geiſtes verachteten; die Tochter des Himmels, die Dichtkunſt, welche kaum erſt unter den Minneſingern zu keimen angefangen hatte, wurde durch das elende Geleier der Meiſterſänger entweiht; und die Nachfolger Hildebrands beherrſchten von Rom aus die chriſtliche Welt.

Auch Rudolph von Habsburg lebte, dem Geiſte dieſes traurigen Zeitalters gemäß, in beſtändigen Fehden mit Freunden und Nachbarn. Durch Gewaltthätigkeit und Raub vermehrte er ſein Vermögen. An der Spitze eines zahlreichen Haufens auserleſener Krieger ſtreifte er in Deutſch-

land und Helvetien hin und her. Der Ruf ſeiner kriegeriſchen Thaten verbreitete ſich in entfernte Gegenden. Er wurde mehr gefürchtet, als geliebt. Jedermann ſuchte ſeine Freundſchaft, um vor ſeiner gefährlichen Feindſchaft ſicher zu ſein. Auch die Helvetiſchen Stände begaben ſich unter ſeinen Schutz, und flehten um ſeinen Beiſtand. So ausgebreitet war der Ruhm von Rudolphs Tapferkeit und Heldenmuth, daß Ottokar, der König von Böhmen, und der mächtigſte unter den Deutſchen Fürſten, ihn erſuchen ließ, in ſeiner Armee gegen Bela den Vierten, König von Ungarn, zu ſtreiten. Niemals ſchlug Rudolph ein ſolches Anerbieten aus. Er eilte, an der Spitze einer Schaar ausgeſuchter und tapferer Helvetier, nach Böhmen, vereinigte ſich mit der Armee des Königs Ottokar, und ſchlug die Hungarn gänzlich, ſo daß ſie außer Stande ſich befanden, den Krieg ferner fortzuſetzen, und daß Rudolph noch in demſelben Jahre mit ſeinen tapfern Soldaten aus dieſem glorreichen Feldzuge nach ſeinem Vaterlande, der Schweiz, zurück kehren konnte.

Unter denen, die um Rudolphs Freundſchaft ſich bewarben, befand ſich auch Walther von

Geroldsek. Als dieſer zum Biſchofe von Strasburg ernannt wurde, ließ er den Grafen Rudolph einladen, ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt zu begleiten. Rudolph erſchien, an der Spitze von tauſend auserleſenen Helvetiſchen Reitern. Er gab dem Biſchofe die beſten Worte, und dieſer zählte feſt auf Rudolphs Freundſchaft. Er fieng, im Vertrauen auf dieſelbe, einen Zwiſt mit den Bürgern der Stadt Strasburg an, welcher, nach damaliger Sitte, ſich bald in einen Krieg verwandelte. Der Biſchof rief Rudolph zu Hülfe, auch die Bürger der Stadt erſuchten ihn um ſeinen Beiſtand gegen den Biſchof. In dergleichen Fällen war Rudolph niemals zweifelhaft; er berechnete ſchnell und ſchlau, was ſein eigener Vortheil erheiſche, und dann war ſeine Wahl entſchieden. Dießmal ſchien es ihm vortheilhaft, die Parthei des Biſchofs zu nehmen. Es hatte nämlich Rudolphs Oheim von mütterlicher Seite, der Graf Hartmann von Kyburg, ſeine Länder, die ihm Rudolph weggenommen hatte, durch eine beträchtliche Summe Geldes wieder einlöſen müſſen. Rudolph war der nächſte Erbe dieſer Länder, weil der Graf von Kyburg in einer kinderloſen Ehe leb-

Digitized by Google

te. Wegen des Unrechts, welches Rudolph ihm gethan hatte, war aber der Graf ſo entrüſtet, daß er beſchloß dieſes Erbe ſeinem Neffen zu entziehen, und alle ſeine Länder dem Bisthum Strasburg ſchenkte. Als nun der Biſchof von Strasburg um Hülfe bei Rudolph anſuchte, hielt dieſer es für eine gute Gelegenheit die ihm entzogenen Länder wieder zu erhalten: er verſprach Hülfe, unter der Bedingung, daß ihm der Biſchof die Schenkungs-Urkunde des Grafen von Kyburg zurück geben ſollte. Der Biſchof verſprach es, und Rudolph leiſtete ihm Beiſtand. Die Bürger von Strasburg wurden geſchlagen, und nun zögerte der Biſchof ſein Wort zu halten. Rudolph, hierüber aufgebracht, trat jetzt auf die Seite der Stadt gegen den Biſchof. Die Bürger von Strasburg wählten ihn zu ihrem Schirmvogte. Mit ihnen vereinigt ſchlug er die Truppen des Biſchofs überall, und nahm dem Prieſter mehrere Städte weg. Dieſer ſtarb vor Gram. Ein neuer Biſchof wurde gewählt, und Rudolph, der ſeinen Vortheil niemals aus den Augen verlohr, opferte jetzt das Intereſſe der Bürger von Strasburg ſeinem eigenen auf. Er gab dem neugewählten Biſchofe die er-

Digitized by Google

oberten Städte zurück, wogegen er die Schenkungs-Urkunde erhielt, und, da ſein Oheim, der Graf von Kyburg, um eben dieſe Zeit ſtarb, die beträchtlichen Ländereien deſſelben in Beſitz nahm.

Kaum war dieſer Krieg im Elſaße geendigt, als ſchon Rudolph Gelegenheit fand, oder ſuchte, ſich neue Lorbeern zu erwerben. Die Stadt Zürich hatte, um ſich vor der herrſchenden Anarchie zu ſchützen, den Herrn von Regensberg zu ihrem Schirmvogte gewählt. Regensberg ſchlug das Anerbieten aus, und gab die ſtolze Antwort: „Wofern Zürich ſich mir unbedingt unter„wirft, ſo will ich ſie als mein Eigenthum ſchützen; „wo nicht, ſo will ich ſie ſelbſt unterwerfen.“ Nun wählten die Zürcher Rudolph zu ihrem Schirmvogte. Darüber gerieth Rudolph in eine Fehde mit dem Herrn von Regensberg. In dieſen kleinen Kriegen jenes rohen Zeitalters behielt weniger Kraft, als Liſt die Oberhand. Der verſchmitzteſte war der Mächtigſte. Mit einer weit geringeren Macht demüthigte Rudolph den ſtolzen Herrn von Regensberg, dem er an Liſt und Gewandtheit weit überlegen war. Der Herr von Regensberg, vormals zu übermüthig, die ihm angebotne Schirm-

Digitized by Google

Herrſchaft zu Zürich anzunehmen, ſah ſich genöthigt, um Erlaubniß zu bitten, den Ueberreſt ſeines Lebens innerhalb der Mauern dieſer, vorher von ihm verſchmähten, Stadt zubringen zu dürfen.

Bei einem öffentlichen Freudenfeſte, welches zu Baſel gefeiert wurde, begab ſich der Adel aus der ganzen benachbarten Gegend dahin, und beluſtigte ſich mit Turniren und mit ritterlichen Spielen. Der Wein erhitzte die Köpfe, und die edeln Ritter nahmen ſich mit den Weibern und Töchtern der Bürger von Baſel unanſtändige Freiheiten heraus. Die ſchönen Baſelerinnen waren nicht ſpröde; ſie erwiederten Liebkoſung mit Liebkoſung. Graf Rudolph von Habsburg, ein großer Verehrer des weiblichen Geſchlechts, that auch was ſeine Ritter thaten. Die eiferſüchtigen Bürger von Baſel waren zwar höchſt aufgebracht, ſie wagten es aber nicht, ſich zu rächen, ſo lange ſich Rudolph innerhalb der Mauern ihrer Stadt befand. Kaum aber hatte er ſich entfernt, als ſie über die Ritter herfielen, einige derſelben tödeten, andere verwundeten, und die übrigen nöthigten die Stadt zu verlaſſen. Die beleidigten Edeln forderten Rudolph zur Rache gegen die Stadt Baſel

auf, und Rudolph war auch ſogleich geneigt dazu. Er war damals im Kriege mit dem Abte von St. Gallen, Berchthold von Falkenſtein, begriffen, der ihn bei Wyl erwartete, um ihm ein Treffen zu liefern.

Die Abgeſandten der Ritterſchaft fanden Rudolph an der Spitze ſeiner Truppen, im Begriffe dem Abte entgegen zu ziehen. Sobald er hörte, was zu Baſel vorgefallen wäre, ſprach er: „Wer „zwei Kriege zu gleicher Zeit zu führen hat, der „muß den einen gütlich beilegen, und den andern „männlich ausführen.“ Mit dieſen Worten befahl er ſein Pferd zu ſatteln, und ritt, in Geſellſchaft dreier vertrauter Freunde, nach Wyl. Als er daſelbſt ankam, war es ſchon finſter, und der Abt von St. Gallen ſaß eben bei Tiſche. Rudolph ließ ſich melden. Unbegreiflich ſchien es dem Abte, daß ſein Feind, mit dem er Krieg führte, ſich ſelbſt unbewaffnet in ſeine Hände überliefern ſollte. Rudolph trat in den Speiſeſaal, ſetzte ſich neben den erſtaunten Abt, und ſprach: „Herr Abt von St. Gallen, ich komme hieher um „Frieden zu machen und uns zu verſöhnen. Wir

Digitized by Google

„beide wollen gemeinſchaftlich geſchworne Räthe „wählen, und dieſe ſollen unſeren Streit entſcheiden; „zwiſchen dem Abte von St. Gallen und dem Gra„fen von Habsburg ſoll kein Krieg ſein.“ *r)* Der Abt, welcher ſich von ſeinem Erſtaunen noch nicht erholt hatte, war nicht vermögend, auf dieſe Worte, die Rudolph mit der ihm eigenen Ueberredungskunſt ſprach, zu antworten. Nun fuhr Rudolph fort: „Herr Abt von St. Gallen. Das „Anſehen des Adels fällt täglich mehr; täglich wer„den die Bürgerſchaften trotziger, frecher und un„verſchämter. Wir müſſen dieſen übermüthigen „Pöbel züchtigen. Die Fehde mit Baſel iſt nicht „mein allein; ſie iſt des ganzen Adels: darum zie„het Ihr mit mir in dieſen Krieg.“ — Der Abt ließ ſich um ſo viel leichter dazu bewegen, weil ihm der Biſchof von Baſel vor kurzem einige Fäſſer Wein hatte wegnehmen laſſen. Rudolph und der Abt machten nicht nur Friede, ſondern Rudolph verſtand ſogar die Kunſt, den Abt aus einem Feinde in einen Bundesgenoſſen zu verwandeln. Beide zogen gemeinſchaftlich gegen Baſel, und Ru-

---

r) Tſchudi.

Digitized by Google

dolph rächte blutig die ſeinen Rittern angethane Schmach.

Auf eine ſolche Weiſe verband Rudolph, mit großer perſönlicher Tapferkeit, mit Liſt, Gewandtheit und mit einer ſchlauen Politik, die ſeltene Kunſt, die Umſtände zu benutzen, und ſich alle drei Stände, welche damals mit einander in unaufhörlichem Kampfe begriffen waren, zu Freunden zu machen. Rudolph von Habsburg nahm keine entſchiedene Parthei weder für den einen noch für den andern Stand. Wer ihn um Hülfe anrief, dem half er, ſobald er ſeinen eigenen Vortheil dabei fand; das heißt, ſobald Ruhm, Ehre oder Vermögen, dabei zu erwerben ſtand. Bald vertheidigte er die Städte gegen den Adel, wie die Stadt Zürich gegen den Herrn von Regensberg; bald die Städte gegen die geiſtlichen Fürſten, wie die Stadt Strasburg gegen ihren Biſchof; bald den Adel gegen die Städte, wie zu Baſel; bald die Geiſtlichen gegen die Städte, wie einſt zu Strasburg. Rudolphs Ehrgeiz war unbegränzt, und es iſt zweifelhaft, ob er nicht ſchon damals weit ausſehende Plane auf den Kaiſerlichen Thron gemacht habe. Nichts war groß genug für Ru-

Digitized by Google

dolph, um nicht darnach zu ſtreben; nichts klein genug, um es zu verachten. Mit dem Geiſte des Zeitalters genau bekannt, ſtellte er ſich fromm und andächtig, um ſich die Geiſtlichen zu Freunden zu machen. Dem Erzbiſchofe Werner von Maynz gab er einſt das Geleit von Strasburg bis über die Alpen. Ein andermal begegnete er einem Prieſter, welcher mit der Hoſtie durch ein ſumpfiges Feld gieng. Rudolph ſtieg vom Pferde, und bot daſſelbe dem Prieſter an. Als nachher der Prieſter das Pferd zurück geben wollte, weigerte ſich Rudolph es anzunehmen, unter dem Vorwande: es gezieme ihm nicht auf einem Pferde zu reiten, welches ſeinen Herr Gott getragen habe. *s*) Dieſer Prieſter wurde bald nachher Kaplan des Kurfürſten zu Mainz, und lobte dieſem, bei einer Kaiſerwahl ſo viel geltenden, Prälaten Rudolphs Frömmigkeit, wie Rudolph voraus geſehen und berechnet hatte.

Rudolphs unbegränzter Ehrgeiz wurde unterſtützt durch ein ſeltenes Glück, welches alle ſeine

---

s) Kriegen Chron. manuſcript. Tſchudi. Ioh. Vitodur.

Unternehmungen begleitete; er verſtand aber auch in hohem Grade die große Kunſt, ſich ſeines Glückes zu ſeinem Vortheile zu bedienen.

Von ſeiner Liſt und Schlauheit erzählen die ältern Geſchichtſchreiber manche einzelne Züge, aus denen wir einige herausheben wollen, welche ſowohl die Art, wie damals Krieg geführt wurde, als auch den Karakter Rudolphs bezeichnen. *t*)

Einſt zog er vor die Burg Balderen bei Zürich. In einiger Entfernung von der Burg ließ er im Gebüſche dreißig Fußknechte ſich verſtecken; näherte ſich mit ſeinen Reiſigen der Burg; forderte die Beſatzung heraus; floh mit ſeiner Schaar; als jene einen Ausfall that; und ließ ſich von ihr verfolgen, während die verſteckten Fußknechte ſich der offenen unbeſetzten Burg bemächtigten, und ihm dieſelbe überlieferten.

Auf ähnliche Weiſe ſetzte ſich Rudolph in Beſitz der, dem Herren von Regensberg zugehörigen, Feſtung auf dem Uetliberge. Der Herr von Regensberg hatte zwölf weiße Pferde und eben ſo

---

t) Meiſters Rudolph von Habsburg. S. 21 ff. Müllers Geſchichte der Schweiz. Bd. 1. S. 494.

viel weiße Jagdhunde. Rudolph ſchaffte ſich eine gleiche Anzahl weißer Pferde und Hunde an, und verſteckte ſich mit denſelben in der Nähe des Schloſſes, zu einer Zeit, da er wußte, daß Regensberg mit ſeinen Pferden und Hunden ausgezogen wäre. Bald nachher näherte ſich, auf Rudolphs Befehl, ein bewaffneter Haufe von Zürchern mit fliegenden Pannern dem Schloſſe. Sobald man das Panner und den Haufen in der Ferne erblickte, eilte Rudolph mit den weißen Pferden und Hunden ſo ſchnell als möglich dem Schloſſe zu. Die Zürcher eilten ihm nach, als verfolgten ſie ihn. Die Wache des Schloſſes, welche die weißen Pferde und Hunde erblickte, öffnete das Thor, in der Meinung, daß ihr Herr vor den Zürchern fliehe. So wurde die Feſtung erobert.

Bei der Verwirrung, in welcher damals das deutſche Reich ſich befand, entſchloſſen die Kurfürſten ſich endlich, einen Kaiſer zu wählen. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Wahl hatten ſie zwar ſchon lange eingeſehen, allein ſie konnten über die Wahl ſelbſt nicht einig werden. Der künftige Kaiſer mußte nicht nur ein Mann von großer Tapferkeit und von edlem Karakter ſein, ſondern er

Digitized by Google

ſollte auch dabei nicht zu viel Macht durch eigene Güther beſitzen, damit es ihm nicht etwa einfiele, die Deutſchen Fürſten zu demüthigen, und das Anſehen der alten Kaiſer wieder herzuſtellen. Die Fürſten verlangten einen Mann zum Kaiſer, der ſchwächer wäre, als ſie ſelbſt, vor dem ſie ſich nicht zu fürchten brauchten, der ſich aber vor ihnen fürchten müßte: ſie wollten, mit Einem Worte, wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt, kein wirkliches, ſondern nur ein gemahltes Haupt. *u*) Bei eben dieſem Schriftſteller findet man ein geheimes Schreiben des Biſchofs Bruno von Ollmütz an den Papſt Gregor den Zehenten, worin der Biſchof die damalige Lage von Deutſchland ſchildert. Der Biſchof ſchreibt: die geiſtlichen ſowohl, als die weltlichen Fürſten Deutſchlands, fürchteten ſich vor der Gewalt eines Kaiſers; ſie wollten zwar durch die Güte des heiligen Geiſtes einen gütigen Kaiſer, durch die eingebohrne Weisheit Gottes des Vaters einen weiſen Kaiſer, allein ſie verleugneten gleichſam die dritte Perſon der Gottheit, nemlich die Macht;

u) Raynald. ad ann. 1273.

Digitized by Google

ſie wollten keinen mächtigen Kaiſer, da doch Wollen und Wiſſen ohne Können wenig nütze, und nichts erſprießlicher ſei, als die Macht eines Einzigen, geſetzt auch, daß dieſelbe zuweilen ein wenig ausarte. x)

Dem Papſte war, aus mancherlei Gründen, daran gelegen, daß der Kaiſer-Thron endlich wieder beſetzt werde. Im Jahre 1273 erließ er ein Breve an die ſieben Deutſchen Kurfürſten, worin er erklärte: wofern ſie nicht noch in dem laufenden Jahre einen Kaiſer wählten, ſo würde er ſelbſt einen wählen, und den Sitz des Abendländiſchen Reiches nach Italien verlegen. Nun verſammelten ſich die Kurfürſten zu Frankfurt am Mayn. Mehrere Kandidaten zur Kaiſerwürde wurden vorgeſchlagen, und die Wahl war zweifelhaft, als der Kurfürſt von Maynz, Werner von Falkenſtein (eben der, dem Rudolph das Geleit bis über die Alpen gegeben hatte) auftrat, und Rudolph von Habsburg vorſchlug. Auch der Burggraf von Nürnberg Friederich empfahl Rudolph den Deutſchen Fürſten ſo ſehr,

---

x) Ebendaſelbſt.

Digitized by Google

daß ſie ihn einmüthig zum Kaiſer wählten. Nur Ottokar, der König von Böhmen, wer dagegen. Dieſer hatte drei Jahr vorher die ihm angebotne Kaiſerkrone ausgeſchlagen; jeßt aber war er anderen Sinnes geworden, und verlangte nunmehr, auf Zureden ſeiner Gemahlinn, die gerne Kaiſerinn ſein wollte, die Kaiſerkrone für ſich: allein die Deutſchen Fürſten waren weit entfernt, einen ſo mächtigen König zum Kaiſer über ſich zu ernennen; Ottokars Widerſpruch blieb ohne Wirkung, und Rudolph wurde einſtimmig zum Kaiſer ernannt. Andere Schriftſteller behaupten: Ottokars Geſandten ſeyen gar nicht von den Kurfürſten zur Wahl gelaſſen, ſondern dagegen Bayern als ein Kurfürſtenthum anerkant worden. *y*)

Rudolph war damals mit dem Biſchofe von Baſel in einem Kriege begriffen, und befand ſich in ſeinem Lager vor dieſer Stadt, als Heinrich von Pappenheim ankam, und ihm die beinahe unglaubliche Nachricht brachte, daß er zum Kai-

---

y) Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Dritter Theil. S. 340. Aus dem Schreiben des Papſtes an den Erzbiſchof von Salzburg (bei Raynald. ann. 1274. n. 56) ſcheint jedoch dieſes nicht zu erhellen.

ſer gewählt wäre. Bald nachher langte der Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg Friederich mit dem Kurfürſtlichen Diplome an. Sonderbar und unbegreiflich waltet das Verhängniß über die Begebenheiten und Schickſale einzelner Menſchen und ganzer Staaten. Ein Burggraf von Nürnberg, einer der Stammväter des Königlich Preußiſchen Hauſes, betrieb am eifrigſten die Erhebung des Stammvaters des Hauſes Oeſterreich zum Kaiſerthrone: das Haus Oeſterreich hatte den Anfang ſeiner Größe eben dem Hauſe zu danken, aus welchem nachher ſein bitterſter und unverſöhnlichſter Feind, Friederich der Einzige, entſprang!

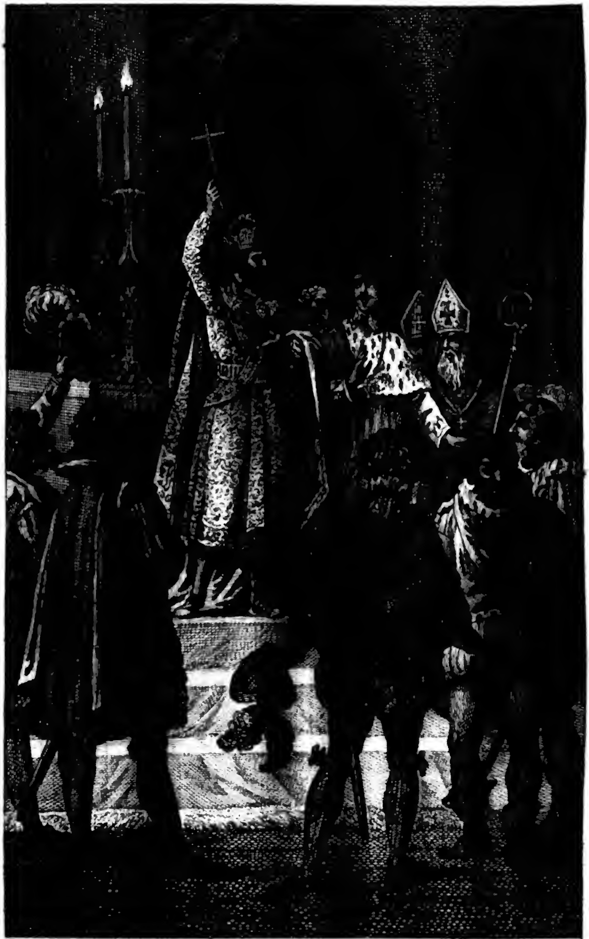
Als die frohe Nachricht in Rudolphs Lager ankam, brach das ganze Heer in ein lautes Freudengeſchrei aus. Das Jauchzen der tapferen Krieger wurde in der belagerten Stadt vernehmlich gehört, aber unbegreiflich war den Einwohnern die Urſache deſſelben. Ueber ihre Siege hatten Rudolphs Gefährten eben nicht Urſache zu jubeln; denn der Biſchof hatte ſich bisher ſehr gut vertheidigt, und war eben im Begriffe, Rudolph zurück zu ſchlagen. Endlich kam die Nachricht in die Stadt, Rudolph ſei Kaiſer. Da rief der Biſchof überlaut aus:

Digitized by Google

„nun wünſche ich, himmliſcher Vater, daß dieſer „Landſtreicher es ſich niemals einfallen laſſen möge „auf deinen Thron zu ſteigen, ſonſt würde wahr„ſcheinlich ſeine Allverwegenheit über deine All„macht ſiegen!“ z) Aus dieſer Rede des Biſchofs erhellt, wie verhaßt damals Rudolph, wegen ſeiner vielen Fehden, in denjenigen Gegenden war, die ſeinen Thaten zum Schauplatze dienten.

Der Biſchof ergriff das Kruzifix, gieng an der Spitze ſeiner Geiſtlichen dem neuen Kaiſer entgegen, und bat um Frieden. Rudolph empfieng ihn freundlich und zuvorkommend. Statt daß er, in den vorigen Kriegen mit Baſel, die Stadt gebrandſchatzt und die Vorſtädte verbrannt hatte, machte er jetzt Friede unter den billigſten Bedingungen. Er hob die Belagerung auf, ſtellte in der Stadt, welche durch innere Unruhe in Verwirrung gerathen war, die Ruhe wieder her, und ſchenkte derſelben neue Vorrechte und Freiheiten. Rudolphs Freunde wunderten ſich darüber, daß er, der vorher ſo heftig geweſen, nun auf einmal, ſeitdem er Kaiſer war, ſo ſanftmüthig geworden wäre.

z) Révolutions de la haute Allemagne.



V. Kininger del. A. Kohl sc. Viennæ 1793.

Kaiser Rudolphs Gegenwart des Geistes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rudolph aber, ein wahrhaft großer Mann, und daher eben ſo wenig im Glücke übermüthig, als im Unglücke verzagt, gab ihnen zur Antwort: „oft „habe ich in meiner auffahrenden Hitze gethan, „was mich nachher gereute, aber niemals noch ha„be ich bereut, was ich in Sanftmuth that.“

Nach aufgehobner Belagerung zog Rudolph den Rhein hinunter nach Frankfurt, und von da, in Begleitung der Kurfürſten und Fürſten, nach Aachen, wo er, unter lautem Frohlocken, zum Kaiſer gekrönt ward. Bei der Krönung ſollte der Kaiſer, wie ſeine Vorgänger, auf das Zepter Karls des Großen ſchwören: allein dieſes Zepter fand ſich nicht; es war während den Zeiten der allgemeinen Verwirrung und Anarchie verlohren gegangen. Mehrere anweſende Fürſten erklärten: ſie könnten die Wahl nicht für gültig erkennen, und Rudolph die Huldigung nicht leiſten, auch keine Lehen annehmen, wofern nicht das verlohrne Zepter herbei geſchafft würde. Mit großer Gegenwart des Geiſtes zog ſich Rudolph aus dieſer Verlegenheit, indem er ein Kruzifix ergriff, daſſelbe in die Höhe hob, und dabei ausrief: „hier, hier iſt mein Ze„pter!“ Auf dieſe Weiſe endigte er den Streit der

Fürſten, die unter ſich darüber uneinig waren, ob der Kaiſer ohne Zepter Lehen ertheilen könne, oder nicht: er ertheilte die Lehen mit dem Kruzifix.

Die Kurfürſten ſcheinen mit ihrer getroffenen Kaiſerwahl ſehr zufrieden geweſen zu ſein. Der Kurfürſt von Kölln ſchrieb an den Papſt: „Rudolph ſei rechtgläubig, verehre die Kirchen, „liebe die Gerechtigkeit, ſei klug und fromm, ſei „mächtig, ſowohl durch ſeine eigenen Kräfte, als „durch ſeine Verwandtſchaft mit vielen Mächtigen, „er ſei bei Gott beliebt, habe eine angenehme Ge„ſichtsbildung und einen abgehärteten Körper, auch „ſei er glücklich im Kriege gegen die Treuloſen.“ *a*)

Nun hätte Deutſchland einen Kaiſer, wie ſeit langer Zeit keiner geweſen war. Dieſer Kaiſer war im eigentlichen Sinne ein Deutſcher. Er hatte nicht, wie ſeine Vorfahren, Beſitzungen in Italien, die ihn genöthigt hätten, ſein Vaterland zu verlaſſen, um die Ruhe und das Glück deſſelben dem Beſitze fremder Länder aufzuopfern. Auch zeigte ſich Rudolph der erhabenen Stelle, zu welcher er ſo unerwartet gelangte, in jeder Rück-

---

a) Man findet dieſes Schreiben beim Herrgott.

Digitized by Google

ſicht würdig. Er blieb ſich ſelbſt gleich; er wurde nicht übermüthig; ſeine Sanftmuth und Herablaſſung war vielmehr noch gröſſer als vorher. Gleichzeitige Schriftſteller haben mehrere Züge dieſer Art uns aufgezeichnet. Er ſchrieb an die Zöllner, bald nach ſeiner Erhebung zur Kaiſerwürde: „Das „Geſchrei der Armen iſt vor meine Ohren gekom„men; ich höre, daß Ihr die Reiſenden zu Abga„ben zwingt, die ſie nicht bezahlen ſollen, daß Ihr „denſelben Laſten auflegt, die ſie nicht ertragen „können. Haltet Eure Hände zurück von dem un„gerechten Gute, und nehmet was Euch zukommt; „denn Ihr ſollt wiſſen, daß ich mit aller meiner „Macht mich beſtreben werde, Frieden und Recht „zu handhaben, welche unter allen Gaben des „Himmels die köſtlichſten ſind.“ *b*) Als die wachthabenden Kriegsleute einen armen Mann verhinderten vor den König zu kommen, gab er ihnen einen Verweis, und ſagte: „bin ich denn König, „um eingeſchloſſen zu leben.“ *c*) In einem Dorfe unweit Baſel ſtieg er bei einem reichen Gerber ab,

b) Cod. Rudolph. S. 51.

c) Müllers Geſchichte der Schweiz. Bd. 1. S. 504.

Digitized by Google

ließ ſich von demſelben bewirthen, und brachte mehrere Stunden mit ihm zu. Ein andermal kam er verkleidet zu einem Becker, und ſcherzte mit der Frau, die er allein zu Hauſe antraf. Sie bat ihn wegzugehen, aber er gieng nicht: da wurde ſie böſe, ſchimpfte auf ihn, und goß endlich Waſſer auf ein im Zimmer ſtehendes Becken mit glühenden Kohlen, ſo daß der verkleidete Kaiſer durch Rauch und Dampf zum Hauſe hinausgetrieben wurde. Rudolph lachte darüber, und rächte ſich dadurch, daß er ſich als Kaiſer zu erkenen gab. *d*)

Wegen dieſer herablaſſenden Freundlichkeit und Leutſeligkeit wurde Rudolph allgemein geliebt, und ganz Deutſchland freute ſich darüber, daß die Krone Karls des Großen einem ſo edeln und verdienſtvollen Manne zu Theil geworden wäre.

Sobald Rudolph die Kaiſerwürde erhielt, war es ſein wichtigſtes Geſchäft, ſich den Papſt zum Freunde zu machen. Er hatte in ſeiner Jugend, als er ſich an dem Hofe Friederichs des Zweiten aufhielt, hinlänglich geſehen, wie ſehr die

---

d) Lipſius in monit. Dornav. Meiſter. Annal. Colmar.

Feindſchaft des Papſtes einem Kaiſer das Leben unangenehm zu machen im Stande ſei; nichts war ihm daher angelegener, als mit dem Papſt gut zu ſtehen, und ſich von ihm als Kaiſer anerkennen zu laſſen. Er ſah vorher, daß dieſe Anerkennung Schwierigkeit finden würde; denn der König Alfonſus von Kaſtilien, welcher, während des Zwiſchenreiches, von einigen Kurfürſten zum Kaiſer war gewählt worden, würde, das ſah man voraus, jetzt mit ſeinen Anſprüchen hervortreten. Daß er an dem Römiſchen Hofe eine große Parthei für ſich haben werde, ſchien um ſo viel wahrſcheinlicher, da es hinlänglich bekannt war, daß Alfonſus kein Geld ſpare, um ſeine Zwecke zu erreichen, indem man wußte, was für außerordentlich große Summen er nach Deutſchland geſchickt hatte, um ſich bei der Kaiſerwahl die damals feilen Stimmen der Kurfürſten zu erkaufen. *e*)

Die Geſandten Rudolphs kamen zum Papſte Gregor dem Zehenten nach Lyon, woſelbſt dieſer Papſt gerade damals beſchäftigt war, eine

---

e) Man ſehe Butkens trophées du Duché de Braban T. 1. Preuves S. 95.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Kirchenverſammlung zu halten. Gregor ſchien nicht ungeneigt, Rudolphs Verlangen zu entſprechen. Alfonſus erhielt durch ſeine Geſandten davon Nachricht und beſchwerte ſich bei dem Papſte. Dieſer aber antwortete: „unzählige Bedürfniſſe der Welt, vorzüglich aber des Deutſchen „Reiches und des heiligen Landes, erforderten, daß „das Geſchäft der Kaiſerwahl endlich einmal zu „Ende gebracht würde; die ganze Kirchenverſammlung hätte, gleichſam mit Einer Stimme, dieſen „ihren Wunſch zu erkennen gegeben; und die öffentliche Meinung, welche weder des Papſtes noch „der Römiſchen Kirche ſchonte, auch gegen beide „nicht nur gemurrt, ſondern laut geſchrien hätte, „machte es zu gefährlich, die Anerkennung des Kaiſers noch länger aufzuſchieben.“ *f*)

Die Bedingungen, welche der Papſt den Geſandten Rudolphs vorlegte, ehe er dieſen als Kaiſer anerkennen wollte, waren außerordentlich hart. Rudolph ſollte auf die Verlaſſenſchaft der verſtorbenen Biſchöfe Verzicht thun; er ſollte die gänzliche

f) Raynald ad ann. 1274. n. 51. Schmidts Geſchichte. Bd. 3. S. 250.

Digitized by Google

Wahlfreiheit der Domkapitel beſtätigen; er ſollte die Appellationen nach Rom geſtatten; die, von dem Papſte geſchehene, Einziehung der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto gut heiſſen; die Güter der Römiſchen Kirche, und die Güter der Vaſallen derſelben, weder im ganzen noch einzeln angreifen, und auch nicht zugeben, daß ein anderer dieſelben angreiſe; die Inhaber dieſer Güter ſelbſt dann nicht annehmen, wenn ſie ſich freiwillig dem Kaiſer und Reich unterwerfen wollten; kein Amt, oder Würde, weder im Kirchenſtaat überhaupt, noch zu Rom beſonders, ohne Erlaubniß des Papſtes, unter irgend einem Vorwande bekleiden; und dem Papſte gegen einen Jeden beiſtehen, der die Güter der Römiſchen Kirche anzugreifen ſich unterſtehen möchte: ferner ſollte Rudolph dem Könige Karl von Sicilien und deſſen Erben nichts zu Leid thun; denjenigen, die zu Feindſeligkeiten gegen den König Karl geneigt ſein möchten, weder mit Rath noch That, weder öffentlich noch heimlich beiſtehen; das Königreich Sicilien, welches König Karl von dem Papſte zu Lehen trage, nicht anfallen; ſich daſſelbe weder ganz, noch zum Theil zueignen; diejenigen, welche dem

Digitized by Google

Könige Karl gegen den Kaiſer Friederich den Zweiten und deſſen Nachkommen beigeſtanden, auf keinerlei Weiſe verfolgen, ſondern vielmehr ſich ihnen günſtig bezeigen; auch ſeinen eigenen Vaſallen, falls ſie gegen den Einen oder andern dieſer Punkte handeln würden, Einhalt thun. Endlich ſollte ſich auch Rudolph anheiſchig machen, die weltlichen Deutſchen Fürſten ſchwören zu laſſen, wie ſie ſich aus allen Kräften dahin verwenden wollten, daß Rudolph alle obigen Punkte getreu erfülle, und wie ſie ihm keinen Beiſtand leiſten wollten, wenn er jemals einen der verſprochenen Punkte nicht zu halten ſich einfallen laſſen könnte. *g)*

Rudolphs Geſandte, der Propſt Otto von St. Guido in Speier und der Burggraf Friederich von Nürnberg, machten nicht die mindeſten Einwendungen gegen die Forderungen des Papſtes. Sie unterzeichneten alles, um nur die Anerkennung des Papſtes, an welcher ihnen ſo viel gelegen war, recht bald zu erhalten. Gregor der Zehente war aber ein viel zu unredlicher Mann, als daß

---

g) Man ſehe Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Bd. 3. S. 351. 352.

er ſein Verſprechen hätte halten ſollen. Sobald er ſah, daß Rudolphs Geſandte alles bewilligten, was er von ihnen verlangt hatte, machte er neue Forderungen, und verſchob die Anerkennung des Kaiſers immer weiter hinaus. Wahrſcheinlich unterhandelte er während dieſer Zeit mit dem Könige Alfonſus von Kaſtilien. Endlich, nach einem langen Aufſchube, ſchrieb der Papſt an Rudolph: er hätte zwar nicht ohne Urſache bis jetzt noch angeſtanden ihm den königlichen Titel zu ertheilen, doch ernennte er ihn jetzt, nachdem er die Sache mit ſeinen Kardinälen wohl überlegt, zum Römiſchen König. *h*) „Rudolph hatte keineswe„ges verlangt,“ ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, *i*) „daß ihm der Papſt den Titel eines Rö„miſchen Königs erſt ertheilen, und ihn dazu „ernennen ſolle, ſondern vermöge ſeiner Wahl „und Aachner Krönung ſchon ſich berechtigt gehal„ten, denſelben, ſo wie ſeine Vorfahren, zu füh„ren. Am wenigſten dachte man in Deutſchland „daran, daß etwas Neues von Seiten des Römi-

---

h) Raynald ad ann. 1274. No. 55.

i) Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Bd. 3. S. 354.

„ſchen Hofes dadurch wolle geſucht werden, wie es „ſich in den folgenden Zeiten gezeigt.“

Ungeachtet jetzt Rudolph vom Papſte als Römiſcher König anerkannt war, unterhielt dennoch der Papſt noch immer eine genaue Freundſchaft mit dem Könige Alfonſus von Kaſtilien. Ja er hatte ſogar mit ihm zu Beaucaire eine Zuſammenkunft und Unterredung. Was er dem Könige bei dieſer Unterredung verſprach, um ihn wegen des verlohrnen Kaiſerthums zu beruhigen, iſt nicht bekannt geworden, doch reiſte Alfonſus ſehr vergnügt von Beaucaire wieder nach Hauſe, wo er, ſo wie vorher, ſich den Titel eines Kaiſers, oder Römiſchen Königs, beilegte. Die Ausführung der Plane, die er mit dem Papſte verabredet hatte, wurde durch einen Krieg verhindert, den er, bald nach ſeiner Rückkunft nach Spanien, mit den Mauren und Arabern zu führen ſich genöthigt ſah.

Rudolph hatte ebenfalls eine perſönliche Zuſammenkunft und Unterredung mit dem Papſte zu Lauſanne. Hier beſtätigte er was ſeine Geſandten vorher in ſeinem Nahmen verſprochen hatten, und beſchwor alle Punkte in die Hände des Papſtes. Als Kaiſer wurde er jetzt von dem Papſte

Digitized by Google

anerkannt. Gregor drang in ihn, daß er einen Kreuzzug nach Paläſtina unternehmen möchte, ja er machte dieſes zur einzigen Bedingung, unter welcher er Rudolphs Krönung bewilligen würde. Rudolph war auch zu dieſem Zuge ſogleich bereit, wenigſtens ſtellte er ſich, als ob er es wäre. Er ſchrieb ſogar an den Papſt: „ich bin um ſoviel „mehr geneigt zu einem Kreuzzuge nach dem heili„gen Lande, da mir unaufhörlich die Gebeine mei„nes Vaters im Sinne liegen, welche in Paläſtina „ruhen, und welche auf einem, zu Ehren des Ge„kreuzigten unternommenen, Zuge, ſo weit entfernt „von dem Grabe ihrer Väter, der Erde ſind anver„traut worden." *k*) Wahrſcheinlich war es dem Kaiſer nicht Ernſt, als er dieſes verſprach; wenigſtens hat er niemals die mindeſte Anſtalt gemacht, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Rudolph war über die Vorurtheile ſeines Zeitalters wenigſtens zum Theil hinweg: er hatte die Reſidenzſtadt des Oberhaupts der Kirche, das üppige Rom, zu genau und zu lange in der Nähe geſehen, als daß ſein aufgeklärter und ſcharfblickender Geiſt nicht den

---

k) Rudolph epiſt. XII. ap. Cenni T. 2.

wahren Werth der geiſtlichen Poſſenſpiele hätte einſehen ſollen; als daß er nicht hätte einſehen ſollen, wie er in Europa alles verlieren würde, woſern er ſich entſchlöſſe, nach Aſien zu ziehen. Es lag aber dem Papſte ſoviel daran, den Kaiſer auf einen Kreuzzug nach Paläſtina zu ſenden, um alsdann in Europa freie Hände zu haben; er hatte ſo oft erklärt, ein Kreuzzug müßte während ſeiner Regierung ſchlechterdings geſchehen, daß er wahrſcheinlich den Kaiſer Rudolph würde gezwungen haben, das gethane Verſprechen zu erfüllen, wenn er nicht auf ſeiner Rückreiſe nach Rom zu Arezzo geſtorben wäre. Nach dem Tode des Papſtes hielt ſich Rudolph ſeines Verſprechens für entledigt.

Der ſo unvermuthete Tod des Papſtes verhinderte auch die Krönung Rudolphs zu Rom. Die Nachfolger Gregors erſuchten ſelbſt den Kaiſer, ſich zu Rom nicht krönen zu laſſen, weil ſie befürchteten, daß dieſe Krönung zu Streitigkeiten mit dem Könige Karl von Sizilien Gelegenheit geben, und Italien in einen neuen Krieg verwickeln möchte. *l*)

---

l) Schmidts Geſchichte. B. 3. S. 378.

Recht ernſtlich ließ ſich Rudolph es jetzt angelegen ſein, Deutſchland zu beruhigen. Bald nach ſeiner Krönung zu Aachen ſchrieb er an alle Vaſallen: „wie er nunmehr, mit Gottes Hülfe, dem „ſchon ſeit langer Zeit zu Grunde gerichteten gemei„nen Weſen den Frieden verſchaffen, und die bis „dahin Unterdrückten in Schutz zu nehmen gedenke, „wozu er ſich die Mitwirkung der Stände verſpre„che.“ *m*) Redlich hat Rudolph Wort gehalten. Seine ganze achtzehnjährige, für Deutſchland ſo wohlthätige, Regierung war ein Commentar dieſer Worte. Er brachte wieder Ordnung in die ungeheure Verwirrung, in welcher ſich damals Deutſchland befand; er führte Gerechtigkeit und Frieden in einem Lande wieder ein, aus welchem ſie ſeit einer ganzen Generation verbannt geweſen waren. Er reiſete ſelbſt in Deutſchland herum, und war in Herſtellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit äußerſt thätig.

Als Deutſcher Kaiſer war Rudolph in ganz Deutſchland anerkannt, ausgenommen von Ottokar, dem Könige von Böhmen, und von dem

m) Ebendaſ. S. 357.

Digitized by Google

Herzoge Heinrich von Niederbaiern, dem Freunde des Königs Ottokar. Hartnäckig weigerte ſich Ottokar, den Kaiſer Rudolph anzuerkennen, oder von demſelben ſich das Lehen reichen zu laſſen. Als der Burggraf von Nürnberg, Friederich von Hohenzollern, dieſer thätige Freund Rudolphs, im Nahmen der Stände des Reichs, den König Ottokar aufforderte, Rudolph als Kaiſer anzuerkennen, rief er aus: „da ſei Gott vor, daß „Euer Rudolph, der noch geſtern mein Knecht „war, nunmehr heute König der Deutſchen ſein „ſollte!“

Ein Jahr nach ſeiner Krönung hielt Rudolph den erſten Reichstag zu Nürnberg. Ottokar erſchien nicht. Er wurde nach Augsburg beſchieden. Dort erſchien endlich in ſeinem Nahmen der Biſchof Bernhard von Seccau, und dieſer erklärte, in Gegenwart der anweſenden Fürſten: die Wahl Rudolphs wäre ungültig, und Ottokar würde ihn niemals als Kaiſer anerkennen. Ottokar wurde hierauf von dem Reichstage in die Reichsacht erklärt, und Rudolph zog gegen ihn aus. Als Ottokar die ernſthaften Anſtalten Rudolphs ſah, und die Vorkehrungen, die der Kaiſer

machte ihn anzugreifen, hielt er es nicht für gut, ſeinen Widerſpruch weiter zu treiben; er ſandte den Biſchof Bruno von Ollmütz in Rudolphs Lager und erbot ſich zu einem Vergleiche. Ein Waffenſtillſtand ward geſchloſſen, und vier Schiedsrichter wurden gewählt. Die beiden Könige hielten eine Unterredung und ſchloſſen einen Vertrag, deſſen Hauptbedingungen waren, daß Ottokar vor Rudolph fußfällig um Verzeihung bitten mußte, und daß er auf Oeſterreich ſowohl, als auf die übrigen, ſeit kurzem an ſich gebrachten, Reichsländer Verzicht that. Dagegen verſprach Rudolph: daß alle, gegen den König Ottokar ergangene, Achtserklärungen, Excommunikationen, Interdikte, u. ſ. w. aufgehoben ſein ſollten; daß er den König Ottokar mit Böhmen und Mähren belehnen wollte; daß die Geiſſeln und Gefangenen von beiden Seiten freigelaſſen werden ſollten; daß alles, was beide Theile einander abgenommen hätten, zurück gegeben werden ſollte; und daß zwiſchen beiden künftig ein dauerhafter und aufrichtiger Friede unterhalten werden ſollte, zu deſſen Befeſtigung des Kaiſers Sohn Rudolph die Tochter Ottokars Agnes heirathen, und Ottokars Sohn

Digitized by Google

Wenzel mit der Tochter des Kaiſers Gutha ſich vermählen würde.

Bei dieſer Zuſammenkunft erſchien der ſtolze Ottokar in einem prächtigen Anzuge und mit einem glänzenden Gefolge. Rudolph, welcher gewöhnlich ſehr einfach gekleidet war, hatte dießmal, um Ottokar zu demüthigen, vorzüglich ſchlechte Kleider angezogen. Er ſagte zu den Umſtehenden: „oft ſchon hat Ottokar meines grauen Rockes geſpottet; ſo mag denn dieſer graue Rock ſeinen Purpur beſchämen!“ *n*) Wirklich beſchämte der graue Rock den Purpur, als der König von Böhmen ſich genöthigt ſah, fußfällig um Verzeihung zu bitten.

Ottokar zog mit ſeiner Armee nach Prag zurück. Hier fand er ſeine Gemahlinn, eine ſtolze Dame, die ihn ganz beherrſchte. Aeußerſt aufgebracht darüber, daß der König ſich in einen Vergleich eingelaſſen hatte, ohne wenigſtens eine Schlacht zu liefern, empfieng ſie ihren Gemahl mit folgender Anrede: „Da biſt du wieder! Als „König zogſt Du aus, als Knecht kommſt Du zu-

n) Ann. Colmar. S. 42. Albert. Argentin. S. 100.

rück! Wo, mein ſchöner Held, wo iſt Deine Beu-
„te? wo iſt Dein Siegeskranz? Deine Feigher-
„zigkeit iſt Schuld, daß wir nun alle leibeigen, daß
„wir nicht beſſer ſind, als die Laſtthiere! Warum
„führteſt Du einen ſo zahlreichen Haufen aus gegen
„Rudolph? wozu? was wollteſt du damit? Nicht
„wahr, Du nahmſt eine große Anzahl von Krie-
„gern mit, auf daß deſto mehrere Deinen herrli-
„chen Triumph unter Rudolphs Gezelt ſehen möch-
„ten? Schäme Dich Deiner Feigheit! Du, ein
„mächtiger König, willigſt in eine Verſchwägerung
„mit dem armſeligen Grafen! Wie ein Knecht
„wirfſt Du Dich vor demjenigen auf die Kniee, der
„noch vor kurzem dein eigener Knecht war! Du
„biſt ein Mann mit einem Weiberherzen; hier aber
„ſteht vor Dir ein Weib mit einem Mannes-Her-
„zen. Ergreiſe Du Spindel und Rocken, und
„gieb mir das Schwerdt; ich will ſtatt deiner Kö-
„nig ſein!“ *o*)

---

o) Meiſters Rudolph. S. 54 Herr Meiſter führt zwar den Schriftſteller nicht an, aus welchem er dieſe Unterredung genommen hat, und ich habe dieſelbe in keiner mir bekannten Quelle finden können: deſſen ungeachtet ſind dieſe Vorwürfe ganz im Karakter der Königin, und Hr. Meiſter iſt ein zu

Digitized by Google

Dieſe Vorwürfe ſeiner Gemahlinn brachten Ottokar auf. Er hielt den geſchloſſenen Vertrag nicht, ließ ſeine Tochter, welche den Kaiſerlichen Prinzen ~~Wenzel~~ heirathen ſollte, in ein Kloſter ſperren, und ſandte gedungene Meuchelmörder aus, den Kaiſer zu ermorden. Auch ſchrieb er an den Kaiſer einen Brief, in welchen er heftige Schimpfworte einmiſchte.

Rudolph erfuhr zu Baden in der Schweiz, daß Ottokar ſich gegen ihn zum Kriege rüſte. Sogleich verſammelte er ſeine Truppen, zog über die Donau, und lagerte ſich auf dem Markfelde, woſelbſt bald nachher auch Ottokar mit einem weit zahlreicheren Heere ankam. Rudolph theilte ſeine Truppen in fünf Kolonnen, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Landsleute, der Schweizer. Als nun alle in Schlachtordnung ſtanden, trat der Kaiſer auf einen erhabenen Ort, und hielt eine Rede an ſeine Soldaten. „Freunde und Brüder," ſo ſprach er, „heute iſt der Tag des Sieges oder des „Todes. Ich, Euer König, werde mit Euch ſie-

---

genauer Geſchichtſchreiber, als daß er ſich erlauben ſollte, eine ſolche Rede zu erdichten.

Digitized by Google

„gen oder ſterben. Heute wird der Himmel die „tapferen und redlichen Deutſchen an den treuloſen „Böhmen rächen. Meine getreuen Zürcher habe „ich an die Spitze Eurer Reihen geſtellt: dieſe „behaltet beſtändig im Auge; ſie werden Euch leh„ren wie man ſiegen muß.“

Durch dieſe Anrede mit Muth erfüllt, erwarteten Rudolphs Krieger begierig das Zeichen zum Angriffe. Zwei Brüder, die Merenberger genannt, warfen ſich vor dem Kaiſer auf die Kniee, und verſprachen, den König Ottokar mitten im Getümmel der Schlacht aufzuſuchen, auch denſelben mit ihren eigenen Händen umzubringen.

Ottokar munterte ſeinerſeits ebenfalls ſeine Krieger durch eine Rede zum Kampfe auf; und ihm verſprach ein Pohlniſcher Ritter, Herbot von Füllenſtein, daß er entweder den Kaiſer Rudolph mit eigener Hand durchbohren, oder in der Schlacht ſeinen Tod ſuchen wolle.

Der Kampf war blutig. Von beiden Seiten wurde mit größter Hartnäckigkeit und Tapferkeit geſtritten. Lange blieb der Sieg zweifelhaft. Endlich gelang es den Böhmen, einen Theil der deutſchen Armee zurück zu treiben. Der Kaiſerli-

Digitized by Google

che Hauptmann von Pfannenberg wurde getödtet; dadurch gerieth die Kriegsſchaar, welche er angeführt hatte, in Unordnung, ſo daß ſie die Flucht nahm. Rudolph, der mit dem Blicke eines geübten Feldherrn das Schlachtfeld überſah, bemerkte kaum die ſeinem Heere drohende Gefahr, als er ſchon an der Spitze ſeiner tapfern Zürcher herbei eilte und die vordringenden Böhmen mit gewohnter Tapferkeit zurück ſchlug. Der Ritter Füllenſtein, welcher überall den Kaiſer mit den Augen ſuchte, erblickte ihn jetzt. Wüthend ſchlug er ſich durch die Wache, die den Kaiſer umgab, drängte ſich zu ihm, und durchbohrte das Pferd, auf welchem Rudolph ſaß. Der Kaiſer fiel; er bedeckte ſich aber im Fallen mit ſeinem Schilde, damit er nicht zertreten würde. Bald raffte Rudolph ſich wieder auf und focht zu Fuß mit dem Ritter. Die getreuen Gefährten des Kaiſers eilten herbei. Berchthold Kapler brachte ihm ein anderes Pferd, ſchlug den Pohlniſchen Ritter zu Boden und nahm denſelben, in Geſellſchaft zweier Edlen, Walthers Barons von Ramſchwag und Ulrichs von Wintersburg, gefangen. Die Böhmen wurden geſchla-

V. Kininger del. A. Kohl sc. Viennæ 1795.

Kaiser Rudolph vergiebt groſsmüthig seinem über-wundnen Feinde

Digitized by Google

gen, und der König Ottokar blieb, von den Merenbergern getödtet, mit achtzehn Wunden durchbohrt auf dem Schlachtfelde. *p)* Ottokar wehrte ſich mit ſo ausgezeichnetem Muthe, daß ſelbſt Rudolph ihm das Zeugniß gab: er hätte, auch nachdem die Seinigen bereits zerſtreut geweſen wären, mit der Stärke eines Rieſen, und mit bewunderswürdiger Tapferkeit ſich vertheidigt.

Nach der Schlacht wurde der Ritter von Füllenſtein gebunden vor den Kaiſer geführt. Der Gefangene erwartete, aus dem Munde Rudolphs ſein Todesurtheil zu vernehmen. Rudolph ſah ihn eine Zeit lang ſtillſchweigend an, und entließ ihn mit den Worten: „da ſei Gott vor, daß ich „die Chriſtenheit eines ſo tapferen Ritters beraube. „Meine Wundärzte ſollen ſeine Wunden heilen; „dann mag er gehen wohin er will.“ — So großmüthig vergab der Held ſeinen überwundenen Feinden!

Rudolph wurde nach dieſem glorreichen Siege von ganz Deutſchland als Kaiſer anerkannt; und nunmehr ſuchte er ſein Anſehen zu befeſtigen, und

---

p) Lazius commentar. in Geneal. Auſtriac. Meiſter.

ſein Haus durch Heirathen mächtig zu machen. Drei von ſeinen Töchtern verheirathete er an Kurfürſten, und die drei andern an Könige. Auch ließ er zu Augsburg von den Reichsfürſten ſeinen älteſten Sohn Albrecht mit dem Erzherzogthume Oeſterreich, und ſeinen zweiten Sohn Rudolph mit dem Herzogthume Schwaben belehnen.

Jezt machte es ſich Rudolph zu ſeinem vorzüglichſten Geſchäft, in Deutſchland die öffentliche Ruhe und Sicherheit herzuſtellen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg ward die Verabredung getroffen, daß die Raubſchlöſſer der Adelichen überall zerſtört und geſchleift, daß Wege und Landſtraſſen geſichert, und daß Ruhe in ganz Deutſchland ſein ſollte. Bald nachher wurde zu Nürnberg ein Landfrieden auf fünf Jahre beſchworen. Fürſten und Stände mußten ſchwören: daß keiner gegen den andern Gewalt brauchen wolle; daß, wenn Einer einen Anſpruch an Jemand zu haben glaube, er denſelben bloß durch rechtliche und gütliche Mittel wolle ſuchen geltend zu machen; daß auch alle diejenigen, die in dem Landfrieden begriffen wären, ſich dem Uebertreter deſſelben widerſetzen, und dem

Digitized by Google

Angegriffenen beiſtehen wollten. *q*) Zu Maynz ließ Rudolph von den Fürſten und Ständen des Reichs den Landfrieden des Kaiſers Friederichs des Zweiten auf fünf Jahr erneuern. Auch in den folgenden Jahren ward mehrmals der Landfrieden aufs Neue beſchworen. Beinahe zweihundert adeliche Raubneſter wurden in Deutſchland geſchleift. Der Kaiſer reiſete beſtändig im Reiche umher, um überall Recht und Gerechtigkeit ſelbſt zu verwalten.

Die Schwäbiſchen Edelleute waren unzufrieden darüber, daß ihnen Rudolph das Rauben und Plündern, bisher ihre einzige Beſchäftigung, nicht länger geſtatten wollte. Funfzehen Grafen, der Graf Eberhard von Würtemberg an ihrer Spitze, verbanden ſich mit einander gegen den Kaiſer, und beſchloſſen: ferner, ſo wie bisher, ihre Gewaltthätigkeiten fortzuſetzen. Rudolph zog gegen dieſe Verbündeten zu Felde. Der Graf Eberhard von Würtemberg machte ihm vorzüglich viel zu ſchaffen. Vergeblich gab ſich Rudolph Mühe, dieſen wilden Grafen, deſſen Leib-

---

q) Schmidts Geſchichte Bd. 3. S. 383.

ſpruch war: Gottes Freund, und aller Welt Feind, zu zähmen, und denſelben ſittſam, menſchlich und vernünftig zu machen. Durch Gewalt konnte er ihn zwar bisweilen eine Zeit lang im Zaume halten, aber die räuberiſche Gemüthsart des Grafen erhielt bald wieder die Oberhand. Rudolph entſchloß ſich, dieſen verwilderten Menſchen außer Stand zu ſetzen, der Geſellſchaft ferner ſchädlich zu ſein. Er zerſtörte dem Grafen viele von ſeinen Raubneſtern, und belagerte ihn endlich in ſeiner Hauptſtadt Stuttgard, welche Belagerung er ſo lange fortſetzte, bis der Graf Eberhard ſich auf Gnade und Ungnade ergab. Die Mauern der Stadt wurden niedergeriſſen und alle Feſtungswerke derſelben zerſtört; der Graf aber mußte verſprechen, innerhalb zweier Jahre Niemand feindlich anzufallen. Dieß zu halten war dem Grafen, der des Straßenraubes von Jugend auf gewohnt war, unmöglich: er fieng bald wieder ſeine vorige Lebensart an.

Ueberhaupt verfuhr Rudolph mit allen, die den Landfrieden brachen, äußerſt ſtrenge. Einſt verurtheilte er zu Ilmenau ſelbſt neun und

zwanzig gefangene adeliche Straßenräuber, und ließ ſie hinrichten.

Gegen St. Gallen behielt Rudolph lebenslänglich einen heimlichen Groll, den er bei jeder Gelegenheit zeigte. Die Macht und der Reichthum dieſes Stiftes erweckten ſeinen Neid, und waren ihm um ſo mehr verhaßt, da der Abt von St. Gallen, wegen einiger Ländereien, die Rudolph als Graf von Kyburg beſaß, ſein Lehensherr war. Der Abt von St. Gallen, Berchthold von Falkenſtein, war im Jahre 1271 geſtorben. Er hatte, wie oben erzählt worden iſt, gemeinſchaftlich mit Rudolph gegen Baſel geſtritten, und war, wie der Papſt von ihm urtheilte, ein beſſerer Fürſt als Abt. *r*) St. Gallen wurde ſehr gedrückt unter ſeiner Regierung, und den Bürgern der Stadt war er ſo verhaßt, daß ſich lange Niemand fand, der ſeinen Leichnam zur Erde beſtatten wollte. Arme Leute ſchleppten denſelben die Treppe hinab, und man opferte kein Geld zu Seelmeſſen für ihn. Berchtholds Nachfolger, den

---

r) Küchenmeiſter geſta monaſterii Sanct. Gall.

Digitized by Google

Abt Ulrich von Güttingen, berief Rudolph an ſeinen Hof, und verleitete dieſen Verſchwender zu ſo großen Ausgaben, daß er nicht nur den ganzen Schatz des Stifts St. Gallen ausleerte, ſondern noch überdieß, zur Bezahlung ſeiner Schulden, die, zu St. Gallen gehörigen, Herrſchaften Grüningen und Ittingen verkaufen mußte. Abt Ulrich ſtarb bald nachher. Auf ihn folgte Rumbold von Ramſtein, ein ſchwacher und furchtſamer Fürſt. Nicht nur gab er freiwillig, was man von ihm forderte, ſondern er wehrte ſich auch nicht, wenn ihm Länder und Herrſchaften mit Gewalt weggenommen wurden. Rudolph befolgte auch unter der Regierung dieſes Abtes, unverrückt ſeinen Plan, der darin beſtand, das Stift St. Gallen allmählig ſeines Reichthums und ſeiner Macht zu berauben. Er nöthigte den Abt Rumbold, Walthern von Ramſchwag, welcher, wie oben bemerkt worden iſt, in der Schlacht gegen Ottokar dem Kaiſer das Leben gerettet hatte, zum Kaſtvogt der Abtei anzunehmen. Dieſes Amt verwaltete Ramſchwag auf eine ſehr drückende Weiſe. Was der Abt ſeinen Unterthanen noch übrig ließ, deſſen beraubte ſie der Kaſtvogt. Einſt

nahm dieſer Kaſtvogt den Bürgern der Stadt St. Gallen alle Leinwand weg, welche auf den Bleichen um die Stadt ausgebreitet lag. Sie klagten es zwar dem Abte, allein dieſer wagte es nicht, den Vogt des Kaiſers wegen dieſer Gewaltthätigkeit zur Rede zu ſtellen; furchtſam ſchwieg er ſtille. Nach dem Tode des Abts Rumbold wurde Wilhelm von Montfort gewählt. Jetzt war das Land St. Gallen verwüſtet, entvölkert, und ſtark verſchuldet. Dennoch verfuhr Rudolph mit dieſem Abte noch gewaltthätiger, als mit deſſen Vorfahren. Als er ſich von dem Kaiſer zu Augsburg belehnen ließ, verlangte Rudolph, daß er, ſo wie ſeine Vorgänger, großen Aufwand machen ſollte. Montfort, welcher es ſich ernſtlich angelegen ſein ließ, St. Gallen wieder aufzuhelfen, weigerte ſich deſſen. Das verdroß den Kaiſer. Unter einem nichtigen Vorwande befahl er ſeinen Unterthanen, feindſelig gegen St. Gallen zu handeln, und das Land zu verheeren. Der Abt war genöthigt Frieden zu ſuchen. Er begab ſich zum Kaiſer nach Albegg. Rudolph ſpielte eben Schach, als ihm der Burggraf von Nürnberg meldete: der Abt von St. Gallen ſei da. Der Kaiſer ſtand auf

vom Tiſche, redete den Abt mit harten Worten an, und ſprach: „was mir von Euch geſchehen iſt, „Herr Abt von St. Gallen, das iſt mir noch von „Niemand geſchehen, ſeitdem ich König bin.“ Der Abt fiel auf die Kniee, und bat um Verzeihung. Rudolph ſtellte ſich, als vergäbe er dem Abte, und nöthigte ihn zur Tafel: allein der Kaiſer that es nur, um den Abt noch mehr zu demüthigen und zu kränken. Nach der Mahlzeit ſprach er zu ſeinem Sohne: „Rudolph, reichet Eurem Lehnsher„ren, dem Abte von St. Gallen, das Waſchbe„cken.“ — Dieß war ein ſehr unedler Spott, wenn die Worte anzeigen ſollten, wie hoch nunmehr, durch das Glück, Habsburg über St. Gallen erhaben ſei, von dem es Lehen trug, und von dem es vormals froh war, Frieden zu erhalten. In dieſer Sache vergaß Kaiſer Rudolph, wie ein großer Geſchichtſchreiber vortreflich bemerkt, ſ) die Billigkeit, welche Gewaltigen gegen Unglückliche geziemt, und ohne welche das Haus Habsburg, ſowohl vor Rudolph, als noch zu ſeiner Zeit, nicht ſchwer auszurotten geweſen wäre. Der Kaiſer fieng um

ſ) Müllers Geſchichte der Schweiz. Bd. 1. S. 455.

Digitized by Google

dieſe Zeit an, in ſeinem Glücke etwas übermüthig zu werden.

Rudolph that Vorſchläge zum Frieden; aber dieſe Vorſchläge konnte der Abt unmöglich annehmen, weil der Kaiſer die Abtretung anſehnlicher Ländereien verlangte. Nunmehr erklärte Rudolph den Abt in die Reichsacht, und kam ſelbſt nach St. Gallen, um ihm einen Nachfolger zu wählen. Rudolph gab zu, daß die ihn begleitenden Truppen in dem Gebiete des Abts Dörfer und Städte verheerten und zerſtörten. Der Abt floh, und verſteckte ſich zu Bregenz am Bodenſee, wo er bis nach dem Tode des Kaiſers blieb: dann ſandten die Bürger von St. Gallen einige angeſehene Männer an ihn, welche ihm verkündigten, ſein Feind der Kaiſer ſei geſtorben, und ihn frohlockend nach St. Gallen zurückbrachten.

In ſeinem Alter wurde Rudolph ſchwach, unthätig, und allzu nachgiebig gegen ſeinen habſüchtigen, zänkiſchen und ehrgeizigen Sohn Albrecht, der ihn ganz beherrſchte, und ihn zu mancherlei Ungerechtigkeiten verleitete, welche ſeinem Ruhme nachtheilig waren, und durch welche er die Liebe und Anhänglichkeit der Deutſchen, die er ſich in ei-

nem ſo hohen Grade erworben gehabt hatte, im Alter zum Theil wieder verlohr. Daher konnte auch Rudolph von den Kurfürſten, aller ſeiner Bemühungen ungeachtet, nicht erhalten, daß ſie ſeinen Sohn Albrecht zum Römiſchen Könige gewählt hätten. — Dem alten Kaiſer Rudolph verweigerten die Kurfürſten, was ſie andern Kaiſern vor ihm bewilligt hatten: ein auffallender Beweiß, daß ſein Anſehen ſehr geſunken war.

Der letzte Krieg, den Rudolph führte, war ein Krieg in Helvetien mit der Stadt Bern. Der Aberglaube jener Zeiten haßte und verfolgte überall die Juden. Dieß geſchah auch zu Bern. Unter dem Vorwande, daß ein Chriſtenkind verlohren gegangen wäre, und daß daſſelbe wahrſcheinlich von den Juden würde gemartert und umgebracht worden ſein, wurden einige Juden ſo lange gefoltert, bis ſie die Mordthat eingeſtanden. Nachdem ſie hingerichtet waren, wurden alle übrigen Juden auf ewig aus der Stadt verbannt. Die Juden, welche damals, im ganzen Deutſchen Reiche, als des Reichs Kammerknechte, unmittelbar von dem Kaiſer abhiengen, wandten ſich an Rudolph. Sie

klagten über die Bedrückungen und Verfolgungen, welche ſie unſchuldiger Weiſe hätten erleiden müſſen, und verlangten Gerechtigkeit und Genugthuung gegen die Stadt Bern. Rudolph verſprach, ihnen Recht zu verſchaffen. Er kaſſirte das Urtheil der Obrigkeit zu Bern, als ungerecht und nichtig, und verurtheilte die Berner zu einer anſehnlichen Geldſtrafe. Sie weigerten ſich, dieſe Strafe zu bezahlen. Nun zog Rudolph gegen ſie zum Kriege. Zweimal griff er an, und zweimal wurde er zurückgeſchlagen. Jetzt übergab er die Führung des Krieges ſeinem Sohne Rudolph. Dieſer Prinz belagerte die Stadt Bern, und ſetzte, mit großer Hartnäckigkeit, den Krieg fort. Die Berner machten öftere Ausfälle. In einem derſelben bemächtigten ſich Rudolphs Krieger des Panners der Stadt: aber bald nachher wurde ihnen daſſelbe von den Bernern wieder entriſſen. Wegen dieſes Vorfalls ward das Panner, dem Geiſte jenes Zeitalters gemäß, abgeändert. Vorher war es ein ſchwarzer Bär in einem weißen Felde geweſen; nunmehr wurde ein ſchwarzer Bär im blutrothen Felde gewählt, zum Andenken, daß das weiße Feld des Panners mit dem Blute tapfe-

Digitized by Google

rer Bürger befleckt worden wäre. Rudolph ſah ſich genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Der Kaiſer endigte ſein thatenvolles Leben zu Germersheim im untern Elſaſſe, im drei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters und im achtzehnten ſeiner Regierung. Sein Leichnam wurde nach Speier geführt, und daſelbſt im Dom begraben. Er hinterließ, außer ſeinem Sohne Albrecht, dem erſten Erzherzoge von Oeſterreich aus dem Hauſe Habsburg, und ſeinem Enkel Johann von Schwaben, keine männlichen Erben.

Rudolph war groß von Perſon, aber mager. Er war blaß von Angeſicht. Seine Geſichtszüge waren offen und freundlich. Im Umgange war er munter und aufgeräumt; auch ſcherzte er gerne, jedoch ohne ſich von ſeinem Anſehen oder ſeiner Würde etwas zu vergeben. Sein Haar war blond, oder vielmehr röthlich. Einen Theil ſeiner Haare hatte er früh verlohren, der größte Theil ſeines Kopfes war daher im männlichen Alter kahl. Rudolph war außerordentlich thätig. Im Eſſen und Trinken mäßig, gab er ſeinen Soldaten das Beiſpiel der größten Genügſamkeit. Als er einſt mit ſeiner Armee an Lebensmitteln Mangel litt,

Digitized by Google

V. Schininger del. Cl. Kohl sc. Viennæ 1795.

Kayser Rudolphs Genügsamkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

murrten die Soldaten, und drohten, ihn zu verlaſ-
ſen, wenn er nicht mit ihnen zurückkehren würde.
Die Vorſtellungen und Bitten des Kaiſers waren
umſonſt. Da zog er eine Rübe aus dem Felde,
ſchabte die daran hängende Erde davon, und aß
die Rübe roh, im Angeſichte ſeiner ganzen Armee,
mit den Worten: „Tapfere Spießgeſellen, ſo lange
„es uns an dieſer Speiſe nicht fehlt, können wir ge-
„duldig des Brodes erwarten.“

Die gewöhnliche Farbe ſeiner Kleider war blau
oder grau. Pracht und Aufwand in der Kleidung
haßte er, und war darin ſo einfach, daß er zuwei-
len im Felde ſeine Kleider mit ſeiner eigenen Hel-
denhand im Angeſichte ſeiner Soldaten flickte.
Dennoch machte Rudolph den nöthigen Aufwand,
in Fällen wo es darauf ankam, ſein Anſehen zu
behaupten. Bei ſeiner Zuſammenkunft mit dem
Papſte zu Lauſanne verwandte er achtzehntauſend
Gulden, um ſich und ſein Gefolge prächtig zu
kleiden.

Großmüthig vergab Rudolph ſeinen Feinden,
ſobald ſie überwunden, und außer Stande waren,
ihm zu ſchaden; eben ſo großmüthig vergab er,
ſelbſt als Kaiſer, denjenigen, die ihn unwillkühr-

Digitized by Google

lich beleidigten. Bei einem Freiſchießen, bei welchem der Kaiſer gegenwärtig war, ſchoß ihm einer der Schützen unvorſichtiger Weiſe den Pfeil durch die Hand. Die anweſenden Höflinge ergriffen den Schützen, und wollten demſelben, zur Strafe dafür, daß er den Kaiſer verletzt hätte, die rechte Hand abhauen. Rudolph gab es nicht zu. Er ſprach: „hätte der Schütz die Hand vorher verlo„ren, ehe der Schuß geſchah, ſo wäre es für mich „dienlich geweſen; jetzt aber kann es mir nichts „nützen, wenn man ihm die Hand abhackt.

Niemals verließ Rudolph einen Freund in Gefahr, und äußerſt dankbar war er gegen alle, die ihm vormals Dienſte geleiſtet hatten. Jakob Müller, ein Bürger von Zürich, hatte Rudolphs Leben einſt in der Schlacht gerettet. Dieſer Mann trat, lange nachher, als der Kaiſer Gericht hielt, in den Kreis. Sogleich ſtand Rudolph, im Angeſichte ſeiner Feldherrn und Hofbedienten, vom Throne auf, ergriff den Bürger freundſchaftlich bei der Hand, ſchlug ihn zum Ritter, und erzählte den Umſtehenden, daß er dieſem Manne ſein Leben zu danken hätte.

Im höchſten Grade verſtand er die Kunſt,

Digitized by Google

A. Rüninger del. A. Sichl sc. Vienna 1793.

Kayser Rudolph als Feldherr.

Digitized by Google

ſich bei ſeinen Soldaten dadurch beliebt zu machen, daß er ſich ihnen gleich ſtellte, und mit ihnen als ein Vater und Bruder, nicht als ein gebietender Feldherr ſprach. Einſt befand er ſich, im heißeſten Sommer, in einer dürren Gegend ohne Waſſer. Die Soldaten waren, ſo wie der Kaiſer, ganz abgemattet und hinfällig vor Durſt. Einige derſelben hatten einen Bauer gefangen, der einen Krug voll Waſſers in der Hand trug. Der Bauer wurde vor den Kaiſer gebracht, und der Mundſchenk überreichte dem Kaiſer den Krug. Aber Rudolph gab denſelben zurück, und ſprach: „ich „will nicht allein trinken. Mit meinen tapfern „Kriegern theile ich alle Gefahr, und ſo lange werde ich durſtig bleiben, bis für uns alle genug zu „trinken vorhanden iſt.“

Die Rechtſchaffenheit ſowohl, als die Gerechtigkeit Rudolphs rühmen alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber. Die damaligen Fürſten nannten ihn ein lebendes Geſetz; und lange nachher ſagte man in Deutſchland ſprichwörtlich, von einem Manne der ſein Verſprechen nicht hielt: dieſer Mann hat Rudolphs Redlichkeit nicht.

Digitized by Google

Rudolph war ein großer Freund des weiblichen Geſchlechts. Er pflegte auf ſeinen Reiſen überall, wo er hin kam, den Umgang der ſchönſten Weiber zu ſuchen, und in ihrer Geſellſchaft, auch wohl in ihren Armen, von ſeinen kriegeriſchen Thaten auszuruhen. Als er einſt krank war, riethen ihm die Aerzte den Gebrauch ſtärkender Arzneimittel. Da antwortete ihnen Rudolph ſcherzhaft: „keine Arz„nei ſtärkt mich ſo ſehr, als der Kuß eines ſchönen „Weibes.“ *t*)

Von Eiferſucht in der Liebe war Rudolph nicht frey. Er wollte ſeine Geliebte allein beſitzen. Als er ſich, im ſechs und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, mit einer ſchönen vierzehnjährigen Prinzeſſin von Burgund vermählt hatte, begleitete der Biſchof Friederich von Speier die junge Kaiſerinn an den Wagen, und wurde von ihrer Schönheit ſo entzückt, daß er ihr einen Kuß raubte. Der Kaiſer ließ dem Biſchofe den Hof verbieten,

---

t) Dicens, ſeſe non poſſe praeſentius remedium, quo corpus ſuum vegetius redderetur, invenire, quam dulces et ſuaveolentes ex ore mulierum et puellarum ſpiritus. Pantaleon de viris illuſtribus. T. 2.

und ihm ſagen; er ſolle ſeine Agnus Dei küſſen, und dem Kaiſer ſeine Agnes ungeküßt laſſen. *u*)

Im Kriege zeichnete ſich Rudolph nicht bloß durch Muth und Tapferkeit, ſondern auch durch Liſt und Erfindungskraft aus. Er ſoll ſich zuerſt der Schiffbrücken bedient haben. Oft pflegte er zu ſagen: mit vierzig tauſend Mann Deutſchen Fußvolks und vier tauſend auserleſenen Deutſchen Reitern, wolle er keine Macht in der Welt fürchten.

Für Deutſchland that Rudolph viel. Er ſtellte Ruhe und Ordnung wieder her; er wehrte den Räubereien des Adels; er brachte den Landfrieden auf; er führte in den öffentlichen Verhandlungen die Deutſche Sprache, ſtatt der bis dahin üblichen Lateiniſchen, ein; er war gleichſam der zweite Schöpfer des Deutſchen Reiches; *x*) Deutſchland lebte wieder auf; die in Unordnung gerathenen und übel auf einander paſſenden Theile der Staatsmaſchine fügte er wieder in einander; die ſo lang verſcheuchte Gerechtigkeit kehrte zurück; er herrſch-

---

u) Meiſters Rudolph von Habsburg.

x) Schmidts Geſchichte Bd. 3. S. 395.

te mit Sanftmuth und Güte, und unter ſeiner Regierung erhielt die Deutſche Kaiſerwürde wieder einen ſolchen Glanz, daß es derſelben ſeither nie an Bewerbern gefehlt hat. *y*)

Auch für ſein Vaterland, die Schweiz, that Rudolph viel. Der Stadt Zürich, die ihm, ſchon zu der Zeit, da er noch Graf war, ſo viele Beweiſe ihrer Treue gegeben hatte, ertheilte er am 20. September 1274 das große Recht: „vor keinem fremden Richter, und nach keinen andern Geſetzen, als nach ihren eigenen, gerichtet zu werden.“ Der Stadt Bern beſtätigte er ihre Rechte, der Stadt Luzern bewilligte er beſondere Freiheiten, eben ſo den Städten Biel (26. November 1275) Solothurn (1276) Schafhauſen (1277) und Laupen (11. Julius 1275). Der Stadt St. Gallen ertheilte er das große Vorrecht (1281) daß ſie nimmermehr von dem Reiche ſollte verſetzt, oder verpfändet werden. Den drei Reichsländern, Uri, Schwyz und Unterwalden, verſicherte er (8. Januar 1274): er wolle ſie als werthe Söhne zu

y) Pütters hiſtoriſche Entwicklung. Bd. 1. S. 216.

des Reiches beſonderſten Dienſten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit bewahren. z)

Wenn irgend etwas den Kaiſer Rudolph als einen Mann von wahrer Größe des Karakters bezeichnet, ſo iſt es ſeine Mäßigung im Siege. So groß Rudolphs Glück auch war, ſo blieb doch Rudolph immer noch größer als ſein Glück, und dadurch bewies er ſich deſſelben würdig. Nach König Ottokars Tode hieng es bloß von ihm ab, ſich zum Herren von ganz Böhmen zu machen; er aber zog nicht dahin, weil er, dieſe Eroberung nicht ohne großes Blutvergießen hätte bewerkſtelligen können *a*) — eine Denkungsart, welche beweißt, daß Rudolph beſſer war als ſein Zeitalter, und daß er das Intereſſe der Menſchheit ſeinem eigenen vorzog.

---

z) Müllers Geſchichte der Schweizer. Bd. 1.

a) Rudolph ſchrieb, nachdem er mit Ottokars Kindern Friede gemacht hatte, an ſeinen Bundesgenoſſen, den König von Hungarn: Quamvis autem facile nobis eſſet, tam regnum, quam pueros, extremae ſubjicere vaſtitati, multis tamen ſalubrius et Deo gratius videbatur, vt ad propoſitum conſequendum ſine tot hominum, et maxime puerorum exterminio veniremus. Cod. epiſt. Rudolph. I.

Auch dadurch bewies Rudolph ſeine menſchenfreundliche Denkungsart, daß er ſeine Soldaten ſchonte, und dieſelben niemals ohne dringende Noth aufopferte. Bei der Belagerung des Schloſſes Weiſſenburg, welche ſehr lange dauerte, weil ſich das Schloß hartnäckig vertheidigte, wurde ihm gerathen, einen Sturm zu verſuchen. „Nein,“ ſagte er, „lieber will ich das „Schloß ſpäter, und mit weit größeren Koſten erobern, als meine Kriegsgefährten, von denen mein „Glück und mein Ruhm abhängt, einer unnöthigen Gefahr ausſetzen.“ Selbſt in unſern weit aufgeklärtern Zeiten giebt es Krieger, die weit entfernt ſind, ſo edel zu denken und zu handeln; die Tauſende aufopfern, um eine Idee durchzuſetzen, welche in ihrer verdorbenen Phantaſie aufſteigt. — Wer erinnert ſich nicht bei dieſer Gelegenheit des Fürſten Potemkin! wer denkt nicht an Oczakow und Ismail!

So wie die großen Männer des Alterthums, ein Sulla, ein Cäſar, und andere, ihre erſtaunenswürdigen Thaten nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Glücke zuſchrieben; ſo wie dieſe mit edler Beſcheidenheit bekannten, daß ein unbegreiflich günſtiges

Digitized by Google

Schickſal, weit mehr als eigenes Verdienſt, ihnen den Ruhm erworben hätte, deſſen ſie genoſſen; ſo wie eben dieſes auch in neuern Zeiten Franklin und der einzige Friedrich geſtand: ſo auch Rudolph. Dieſer Kaiſer, mehr Chriſt als Philoſoph, ſchrieb alle Thaten nicht ſich ſelbſt, ſondern einer über ihn beſonders waltenden Vorſehung zu. Wie Cäſar, im feſten Vertrauen auf ſein Glück, ſich während eines heftigen Sturmes, im kleinen Kahn getroſt den Wellen anvertraute, und glücklich den Ort ſeiner Beſtimmung erreichte: ſo unternahm auch Rudolph, ohne Geld, und mit einem kleinen Haufen, den Zug gegen den Böhmiſchen König Ottokar, im feſten Vertrauen auf die Hülfe und den Beiſtand der Vorſehung. Man fragte ihn unterwegs: wer ſein Schatzmeiſter ſein ſollte? Darauf gab er zur Antwort: „ich habe keinen Schatz; al„les Geld, was ich habe, beſteht in wenigen „Schillingen; aber ich verlaſſe mich auf den Herrn, „welcher mir immer geholfen hat; er wird „auch jetzt für mich ſorgen.“ *b*) Rudolph hatte nicht umſonſt gehofft, das Glück verließ ihn nicht:

---

b) Annal. Colmar. S. 42.

Digitized by Google

als Sieger und mit Schätzen beladen kehrte er von dieſem Zuge nach Hauſe.

Weit entfernt von Stolz und Uebermuth, verkannte der Kaiſer Rudolph niemals den Werth des Menſchen. Das Leben des geringſten Söldners in ſeiner Armee war in ſeinen Augen ſo viel werth, als das Leben des Kaiſers. Oft äußerte er laut dieſen Grundſatz einer vernünftigen Gleichheit. Er verlangte nicht den mindeſten Vorzug vor ſeinen Kriegsgefährten, ungeachtet ihm Geburt, Stand, Rang und Befehlshaberſchaft, die gerechteſten Anſprüche darauf gaben. Oben iſt bereits erzählt worden, wie er mitten unter ſeinen Soldaten rohe Rüben auf dem Felde aß; wie er, bei dem heftigſten Durſte, einen Trunk Waſſers ausſchlug, weil er denſelben mit ſeinen Kriegsgefährten nicht theilen konnte. Noch edler iſt folgender Zug. Als er, in der Schlacht gegen Ottokar, unter ſeinem Pferde lag, und ſich in größter Lebensgefahr befand, eilten ſeine Getreuen herbei, um ihn zu retten. Da rief er ihnen zu: „Bekümmert Euch nicht um mich; es „iſt an einem einzelnen Menſchen we-

Digitized by Google

„nig gelegen. Eilet hin in das Treffen, und „helfet den übrigen.“ *c*) — Dagegen leſen wir in der Geſchichte unſeres Zeitalters, daß der ſtolze Liebling eines wollüſtigen Despoten, *d*) über ein Schlachtfeld geritten ſei, und nichts mehr bedauert habe, als daß die Leichname der Adelichen mit den Leichnamen der Bürgerlichen vermiſcht auf der Wahlſtatt liegen müßten, und auch bei der Begräbniß nicht von denſelben abgeſondert werden könnten. *e*) — So verſchieden ſind die Zeiten; ſo verſchieden die Menſchen!

---

c) Albert. Argentin. S. 103.

d) Der Marſchall von Richelieu.

e) In den mémoires du maréchal Duc de Richelieu.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottfried Wilhelm Freyherr von Leibnitz

von

Johann Auguſt Eberhard.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Verdienſte großer Männer erhalten erſt ihre völlige Huldigung von einer dankbaren Nachwelt. Da ſie ſo weit mit ihrem Geiſte über ihre Zeitgenoſſen hervorragen, da ſie nach einem Ideal von Vollkommenheit arbeiten, zu dem ihnen der Geiſt von gewöhnlichem Maaßſtabe nicht folgen kann, da ſie mit ihrem Lichte die ſchwachen Augen blenden oder in einem Dunkel fortſchreiten, woraus erſt in der Zukunft das Licht hervorgehen ſoll, da ſie endlich in ihrem Gange, deſſen Richtigkeit und Wohlthätigkeit ſie allein kennen, oft manches Vorurtheil und manches Intereſſe zertreten müſſen: ſo können ſie erſt von den folgenden Geſchlechtern mit voller Gerechtigkeit gerichtet werden, die nun ihres Lichtes gewohnt ſind, die beglückenden Früchte ihrer

Nachtwachen genießen, und das aus der Erfahrung kennen, was der große Mann durch das Anſchauen der Wahrheit und des Rechtes in ſeinem Innern ahndet. Dann öfnen ſich ihm die Thore des Pantheons ſeines Vaterlandes.

In dieſen der allgemeinen Dankbarkeit geheiligten Tempel kann den großen Mann nur die Stimme einer ganzen Nation führen, und darum wird der Held, deſſen Muth ſie beſchützet, deſſen Unerſchrockenheit ſie befreiet hat, der Geſetzgeber, unter deſſen Geſetzen ſie glücklich lebt, der König, der ſie mit Weisheit und Gerechtigkeit beherrſcht hat, immer den erſten Platz darin finden. Aber auch den ſtillen Weiſen, dem ſie ihre Aufklärung verdankt, der die Gränzen der Wiſſenſchaften erweitert und in allen ihren Theilen Licht verbreitet hat, dem ſie es verdankt, daß ſie unter den aufgeklärten Nationen eine ehrenvolle Stelle behauptet, auch dieſen wird ſie nicht zurückweiſen, wenn ſein Bild von ſeinen Verehrern zu dem Tempel ihrer Unſterblichen getragen wird.

Und wie groß muß ſein Verdienſt, wie allumfaſſend ſein Geiſt ſeyn, wenn ſein Ruhm, mitten unter den immer wandelnden Geſtalten der Syſte-

Digitized by Google

me, unter dem ſteten Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, ſich hat erhalten, wenn er aus dem Dunkel der Schulen hat hervorbrechen können, um ſich der ganzen Nation in einem Glanze zu zeigen, mit dem er den übrigen Unſterblichen beigeſellt zu werden hoffen kann. Mit dieſen Anſprüchen tritt der erſte deutſche Weltweiſe in den Tempel des Nachruhms.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz lebte zu einer Zeit, worin der gelehrte Stand von den übrigen Ständen noch getrennter war, als jetzt, worin der Philoſoph, nicht allein von dem ungelehrten Theile der Nation, und ſelbſt von den gelehrten Geſchäftsmännern, ſondern auch von den Gelehrten in andern Wiſſenſchaften in einer viel zu großen Entfernung ſtand, als daß ſein Name ſo ſchnell, wie in unſern Zeiten, hätte können in aller Menſchen Munde ſeyn. Die deutſche Sprache war noch nicht gebildet genug, um darin die Philoſophie zu einer geiſtreichen Unterhaltung für alle Stände zu machen; die Gelehrten bedienten ſich der lateiniſchen Sprache, und die franzöſiſche, die bekannteſte und gebildetſte der neuern, war die Sprache der Höfe. Wenn daher Leibnitz franzöſiſch ſchrieb,

ſo konnte er in ſeinem Vaterlande nur einen kleinen Kreis von Leſern unter den Großen und an den aufgeklärteſten Höfen haben; ſeine Kenntniſſe, die überall an die äußerſten Gränzen des menſchlichen Wiſſens reichten, konnten nur wenigen Auserwählten zugänglich ſeyn; er konnte alſo, gleich den Sternen, die durch eine unermeßliche Weite über unſere Erde erhaben ſind, nur durch ſeine Größe, ſo wie durch den Umfang und die Stärke ſeines Lichtes in einer ſolchen Entfernung von allen geſehen werden. Und mit dieſer Größe iſt er auf uns gekommen und der Mann der Nation geworden.

Er war im Jahre 1646 den 23. Jun. a. St. den 3. Jul. n. St. zu Leipzig geboren. Sein Vater war Friedrich Leibnitz, Profeſſor der Moral und Actuarius der Univerſität. Das war der erſte glückliche Umſtand, welcher die frühzeitige Entwicklung der großen Anlagen des jungen Leibnitz nicht wenig beförderte. Leipzig war ſchon damals der Sitz, nicht blos der reinern ariſtoteliſchen Philoſophie, ſondern auch der Mathematik, der Litteratur und der ſchönen Wiſſenſchaften. Er konnte in dem Unterrichte vortreflicher Lehrer, umgeben mit allen gelehrten Hülfsmitteln in ihrem

Umgange und in ihren Bücherſälen, den Umfang der Wiſſenſchaften ſchneller durchlaufen, und ſich in kürzerer Zeit auf die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe durch die Schätze des ganzen aufgeklärten Europa vorbereiten.

Er hatte zwar ſchon, als er kaum ſechs Jahr alt war, ſeinen Vater verloren; allein ſeine Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiſte, wußte die Talente ihres Sohnes zu ahnden; ſie übernahm die Aufſicht über ſeine Erziehung, und führte ſie mit einer männlichen Weisheit. Er erlernte die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache in der Nikolaiſchule, unter der Anführung Johann Hornſchuchs, Tilemann, Bashuſius und des Jakob Thomaſius, den er in der Folge unter ſeinen akademiſchen Lehrern wiederfand. Die Lebhaftigkeit des wißbegierigen Knabens eilte aber bald der Langſamkeit zuvor, welche die Ordnung des gewöhnlichen Schulunterrichts nothwendig macht. Er hatte ſich ſchon des Livius bemächtigt, ehe die Reihe der Schulordnung an ihn gekommen war, und alle Bemühungen ſeiner Lehrer, ihm einen Geſchichtſchreiber zu entreißen, der ihn durch ſeine Klarheit und Eleganz gefeſſelt hatte,

Digitized by Google

waren vergebens. Unter den römiſchen Dichtern zog ihn Virgil an ſich. Er las ihn ſo fleißig, daß er ihn noch in ſeinen ſpätern Jahren beinahe ganz auswendig wußte. Dieſes frühzeitige Wohlgefallen an der blühenden poetiſchen Farbe und der lebendigen Darſtellung des römiſchen Dichters läßt auf eine Verwandtſchaft zwiſchen ſo verſchiedenen Genie's ſchließen. Die Spuren davon verloren ſich nur durch den Flug, den Leibnitz in die Regionen der tiefſinnigen Wiſſenſchaften nahm, wo ſie doch immer noch in der geiſtvollen Diktion ſichtbar bleiben, zu der ſich nach ihm kein philoſophiſcher Schriftſteller wieder empor geſchwungen hat. Indeß blieb Leibnitz noch in ſeinen männlichen Jahren ein Dichter, und aus den wenigen Ueberbleibſeln ſeiner lateiniſchen Muſe läßt ſich ſchließen, was er hätte ſeyn können, wenn er ſich allein der Dichtkunſt hätte widmen wollen.

Er verfertigte im Jahr 1676 ein lateiniſches Gedicht auf den Tod des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, das ein Meiſterſtück iſt und unter die ſchönſten lateiniſchen Gedichte der Neueren gerechnet zu werden verdient. Er glaubte nicht, ſagt Fontenelle, wie die Mehreſten, die

Digitized by Google

in dieſer Gattung gearbeitet haben, daß man das Recht hat, nicht zu denken, wenn man lateiniſche Verſe macht, und daß man nur das zu ſagen braucht, was die Alten geſagt haben. Seine Poeſie iſt voll von Sachen, was er ſagt, gehört ihm ſelbſt zu. Er hat die Stärke des Lucans, aber es iſt eine Stärke, der man keine Anſtrengung anſieht. Was ſich von dieſem Gedichte erhalten hat, iſt eine Beſchreibung des Phosphorus, und die Stelle, womit ſie endigt, enthält eine Schilderung der fürchterlichen Erſcheinungen deſſelben, die man den ſchönſten Schilderungen der Natur unter den Alten und Neuern an die Seite ſtellen kann.

So ausgerüſtet mit den Kenntniſſen der Sprachen und der Litteratur des gelehrten Alterthums fing er in ſeinem funfzehnten Jahre an, die akademiſchen Lehrſtunden zu beſuchen. Sein Vater hatte ihm eine zahlreiche Bibliothek von den beſten philoſophiſchen, juriſtiſchen und theologiſchen Büchern hinterlaſſen; eine Erbſchaft, die ſeiner künftigen Größe günſtiger war, als der größte Geldreichthum würde geweſen ſeyn. Er hatte angefangen, ſie der Reihe nach durchzuleſen, und das, was einen weniger umfaſſenden Kopf würde ver-

Digitized by Google

wirrt haben, diente bei einem ſo fähigen, wie der ſeinige, nur dazu, den Stoff anzuhäufen, der ſich der Bearbeitung ſeines Geiſtes darbieten konnte, und ſeiner Forſchbegierde die Ausſichten zu zeigen, die ſie zu verfolgen hatte.

Er fand bei dieſer Beſchäftigung oft Schwierigkeiten, denen er ohne die Hülfe eines Lehrers nicht gewachſen war, bald in den Spitzfindigkeiten der ſcholaſtiſchen, bald in den kühnen Neuerungen der carteſianiſchen Philoſophie. Er fühlte alſo das Bedürfniß des mündlichen Unterrichts, und dieſes Gefühl machte ihm nicht allein den Vortrag ſeiner Lehrer wichtig, ſondern ſchärfte auch ſeine Aufmerkſamkeit, und lenkte ſie mit verdoppelter Stärke auf alles das, was über die Dunkelheiten, auf die er in dem Fortgange ſeines Studirens geſtoßen war, Licht verbreiten konnte.

Sein Lehrer in der Mathematik war Johann Kühn, ein Name, der nur durch ſeinen großen Schüler auf die Nachwelt gekommen iſt. Denn außerdem, daß er ſeine Wiſſenſchaft nur ſo weit verſtand, als es nöthig war, um ſeinen Zuhörern die Anfangsgründe derſelben vorzutragen, ſo war ſein Vortrag durch ſeine Dunkelheit ſo abſchreckend,

daß die wenigſten die Geduld und die Fähigkeit hatten, ihm zu folgen. Der junge Leibniz, den eine Wiſſenſchaft wie die Mathematik gefeſſelt hatte, ſobald er ſie hatte kennen gelernt, und den ſeine Uebung im Denken ſchon zur Ueberwindung größerer Schwierigkeiten geſtärkt hatte, überwand nicht allein allen Ueberdruß eines unverſtändlichen Vortrages, ſondern drang auch durch alle ſeine Dunkelheiten, und half ſelbſt, durch ſeine Erläuterungen, ſeinen Mitſchülern die Schwierigkeiten beſiegen, die ihnen ihr Lehrer übrig gelaſſen hatte.

Unter Leibnizens Lehrern in der Philoſophie; Friedrich Rappolt und Jakob Thomaſius, hatte der letztere den größten Einfluß auf ſeine Bildung. Dieſer gelehrte Mann, deſſen Name vielleicht noch mehr durch ſeinen berühmteren Sohn, Chriſtian Thomaſius, bekannt iſt, verband mit der Kenntniß der alten und neuern Litteratur, eine richtige Beurtheilungskraft, einen gereinigten Geſchmack und einen geübten Scharfſinn. Selbſt die Spitzfindigkeiten der ehemaligen Schulphiloſophie waren ihm nicht unbekannt, da er ſich aber nicht weiter darin vertieft hatte, als

Digitized by Google

nöthig war, um ſie kennen zu lernen, und nie ſo tief, daß ſie ſeinen männlichen Geſchmack hätten verderben oder von einer vertrauten Bekanntſchaft mit den reichern Schätzen des gelehrten Alterthums und den Entdeckungen der neuern Philoſophie abziehen können: ſo wußte er ſie nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen. Leibnitz gab ihm noch in den Zeiten ſeiner eigenen Größe das ehrenvolle Zeugniß, daß, wenn er dreißig Jahre ſpäter gelebt hätte und von den großen Entdeckungen, die man nach ihm in der Philoſophie machte, hätte Zeuge ſeyn können, er die Philoſophie ſo weit würde gebracht haben, als irgend einer von denen, die ſich darin den ſchönſten und größten Ruhm erworben haben.

Aus dieſer Schule ging er im Jahre 1662 nach Jena, wo damals Ehrhard Weigel die Mathematik und Johann Andreas Boſe die Geſchichte lehrten. Beide Wiſſenſchaften waren nicht ſo entfernt von einander, daß ſie nicht der Eifer ſeiner Wißbegierde und die Allgemeinheit ſeines Genie's hätte mit einander verbinden ſollen. Weigel ſtand zu ſeinen Zeiten an der Spitze der deutſchen Mathematiker, und ſchon das machte ihn

zu einen würdigen Lehrer eines ſolchen Schülers. Was aber noch mehr als dieſes eine gewiſſe Sympathie für ihn in ſeinem Zuhörer weckte, war ſein fortdringender Geiſt, der in ſeiner Wiſſenſchaft ſelbſt auf neue Erfindungen, und außer ihr auf neue Anwendungen derſelben in andern Wiſſenſchaften ausging, womit er den jungen Leibnitz zu ähnlichen Verſuchen anregte. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er dem jungen Leibnitz mit ſeiner Tetraktik, die er der gewöhnlichen Dekadik an die Seite ſetzte, zu ſeiner binariſchen Arithmetik, die auf weit merkwürdigere Eigenſchaften der Zahlen führte, die erſte Idee gab. Die zehn Zahlzeichen und die Decimalprogreſſion unſerer gewöhnlichen Rechenkunſt, ſo große Vortheile ſie in ſich vereinigt, wird doch nicht für ſo vollkommen gehalten, daß nicht große Mathematiker an andere Progreſſionen hätten denken ſollen, von denen ſie noch größere Bequemlichkeiten erwarteten. Weigel eröfnete dieſe Bahn mit ſeiner Tetradik, worin er die geheimnißvolle Weisheit der Pythagoräer zu finden glaubte; Leibnitz folgte ihm mit ſeiner Dyadik, und hofte nicht allein den verborgenen Sinn ſineſiſcher Zeichen damit zu entziffern, ſondern er fand

auch ein Sinnbild der Schöpfung aus Nichts in dem Entſtehen aller Zahlen aus dem Eins und der Null; bis in unſern Zeiten Büffon aus blos arithmetiſchen Gründen die Duodekadik oder die Rechenkunſt mit zwölf einfachen Zahlzeichen vorſchlug.

Wichtiger als alles dieſes war der Anſtoß, den Weigel dem jungen Philoſophen, ſelbſt mit ſeinen verunglückten Verſuchen, gab, der Philoſophie die Evidenz der Mathematik mitzutheilen. Leibnitz beſchäftigte ſich damit in der Folge ernſtlicher und er hat, nach langen vergeblichen Bemühungen, dieſen Gedanken nie aufgegeben. Seine Verſuche mußten aber verunglücken; denn er hatte ſeiner Aufgabe eine ſolche Ausdehnung gegeben, deren Auflöſung der Natur der Sache nach unerreichbar war. Er wollte auf der einen Seite die Vermiſchung der geometriſchen Begriffe, wodurch Weigel ſeine Arbeit verdorben hatte, vermeiden, indeß ihm auf der andern der Vortrag der Philoſophie nach der geometriſchen Methode, den Spinoza verſucht hatte, nicht genügte. Das wiſſenſchaftliche Denken ſollte nach ſeinem Plane alle Sicherheit und Allgemeinheit des Rechnens er-

Digitized by Google

halten; dazu ſuchte er die Anwendung der Regeln der allgemeinen Rechenkunſt und ſo allgemeine Zeichen für die Qualitäten, wie man nur bisher für die Quantitäten gehabt hatte; er hofte eine allgemeine philoſophiſche Rechenkunſt und eine allgemeine philoſophiſche Sprache zu finden. Die Philoſophie hat ſich indeß, nach ſo vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen, zu beſcheidnern Wünſchen herabſtimmen müſſen.

Ueber dieſe Beſchäftigungen mit der Philoſophie und Mathematik vernachläſſigte er indeß die Geſchichte und Rechtsgelehrſamkeit nicht. Johann Strauch, ein berühmter Rechtsgelehrter in Jena, der ſeiner Mutter Schweſter zur Ehe hatte, munterte ihn dazu auf, und er brachte es unter der Anführung Johann Chriſtoph Falkners ſo weit, daß er in der Folge auch unter den Rechtsgelehrten einen der erſten Plätze hätte einnehmen können. Allein er ſahe auch in dieſem Theile der Wiſſenſchaften vorzüglich nur das, was ſeinem philoſophiſchen Geiſte konnte Nahrung geben, um auch ihn mit Hülfe einer lichtvollen Philoſophie dem höchſten Grade der Vollkommenheit näher zu bringen.

Digitized by Google

Leibnitz hatte nun die Höhe erſtiegen, von welcher er das Feld überſehen konnte, das er zu bearbeiten gedachte. Wenn es ſich in jedem Punkte ſeines Geſichtskreiſes ins Unermeßliche ausdehnte: ſo kannte er nun die Gänge, auf welchen er immer weiter vordringen konnte, um jenſeit des bisherigen Horizontes neue Ausſichten zu entdecken. Wenn ihm der Stoff, den die Theologie, die Rechtsgelehrſamkeit und die Philoſophie dem forſchenden Verſtande darbieten, mit mehrern Gelehrten gemein war, ſo gaben ihm ſein philoſophiſcher Geiſt und die Methode, zu der er ſeinen Verſtand in der Mathematik gebildet, ſo wie die blühende Einbildungskraft, die er in dem Umgange mit den Meiſterſtükken des griechiſchen und römiſchen Alterthums verſchönert, verbunden mit den Geſinnungen einer edlen Humanität, die ſie ſeinem ganzen Weſen eingedrückt hatten, die Werkzeuge in die Hand, womit er neue Schöpfungen in dem Gebiete der Wiſſenſchaften aus der Dunkelheit hervorrufen, und in lichtvoller Ordnung und in lebendiger Schönheit daſtellen konnte.

Als er nach Leipzig zurückgekommen war, ſo fing er an dieſen rohen Stoff zu bearbeiten. Da

er zwiſchen der alten und neuen Philoſophie getheilt war, da ſelbſt noch die dogmatiſchen Schulen der alten Philoſophie über mehrere Hauptgegenſtände des menſchlichen Wiſſens uneins ſchienen: ſo ging er wieder mit neuem Eifer an die Leſung der griechiſchen Philoſophen, um erſt eine Vereinigung zwiſchen ihnen zu verſuchen, und alsdann ſeine Wahl zwiſchen ihren Syſtemen zu entſcheiden. Unter den Alten beſchäftigten ihn Plato und Ariſtoteles, und er glaubte einen Punkt gefunden zu haben, in welchem ſich beide mit einander vereinigen ließen. Wir wiſſen nicht, wie er damals ihre Ausſöhnung zu Stande gebracht hat; ſeine ſpätere Philoſophie verwies die platoniſchen Ideen in die Metaphyſik, und brachte nur die ſubſtanziellen Formen des Ariſtoteles in die Naturlehre. Daß er dieſe letztern noch jetzt nicht aufnahm, läßt ſich daraus ſchließen, daß er ſich für die neuere Philoſophie erklärte, und die neuere Philoſophie des Descartes und Gaſſendi hatte den Ariſtoteles mit allen ſeinen Formen und Entelechien aus der Naturlehre verbannt, um den verſtändlichern Mechanismus an ihre Stelle zu ſetzen.

Wie früh, wie lange und wie anhaltend er ſich

mit dieſen ſchweren Unterſuchungen beſchäftigte, das ſagt er uns ſelbſt in einem Briefe an Remond de Monmort. „Als ich noch ein Kind „war, lernte ich den Ariſtoteles, und ſelbſt die „Scholaſtiker ſchreckten mich nicht zurück; und „das thut mir noch bis auf dieſe Stunde nicht leid. „Indeß fand ich auch am Plato und Plotin „einiges Behagen, ſo wie an einigen andern Alten, „die ich zu Rathe zog. In der Folge, als ich „aus den Trivialſchulen entlaſſen war, fiel ich über „die Neuern her, und ich erinnere mich, daß ich „in einem Luſtwäldchen bei Leipzig, das Roſenthal genannt, allein ſpatzieren ging, um zu überlegen, ob ich die ſubſtanziellen Formen beibehalten ſollte. Der Mechanismus ſiegte endlich, und „brachte mich dahin, daß ich mich auf die Mathematik legte.“

Die erſte öffentliche Probe ſeines Tiefſinnes und philoſophiſchen Geiſtes, welcher in kurzer Zeit immer mehrere folgten, gab Leibnitz im Jahr 1664 in einer Streitſchrift: de principio Individuationis, von dem Grunde der Individualität, die er unter Jakob Thomaſius Vorſitze öffentlich vertheidigte. Es war eine alte und berühmte

W. Arndt sc. Berlin 1796

Leibnitz wählt zwischen der alten und neuen Philosophie

Digitized by Google

Frage in den Schulen der ſcholaſtiſchen Philoſophie, ob die Seelen der Menſchen, ehe ſie mit ihren Körpern vereinigt würden, bereits von einander verſchieden, oder ob ſie einander völlig ähnlich ſeyn, und ihre Verſchiedenheit, welche zu der Individualität einer jeden gehöre, erſt durch die Verſchiedenheit der Organiſation des Körpers erhalten, mit dem ſie vereinigt werden; das letztere behaupteten die Thomiſten, das Erſtere die Skotiſten. Leibnitz ſchlug ſich zu den Skotiſten, und hier finden wir ſchon den Keim zu ſeiner Hypotheſe, die in der Folge unter dem Namen der vorbeſtimmten Harmonie ſo viel Aufſehen erregt hat.

Dieſe Spitzfindigkeiten, die wir jetzt kaum noch dem Namen nach kennen, waren damals in den Schulen von der größten Wichtigkeit; mehrere waren damit bekannt, aber keiner wußte ſie mit der Ueberlegenheit zu behandeln, wozu den jungen Leibnitz der philoſophiſche Geiſt in den Stand ſetzte, womit er das Alte mit dem Neuern umfaßte, um bald beides durch einander aufzuhellen, bald gegen einander abzuwägen. Es darf daher in einer Schilderung von Leibnitzens philoſophiſchem Charakter nicht übergangen werden. Wenn den

Adler ſein Sonnenflug dem nachſchauenden Auge entzieht, ſo muß man den Standort kennen, von dem er ſich erhoben hat, wofern man die Stärke ſeines Fittigs ſchätzen will.

Auf dieſe erſte Probeſchrift folgten mehrere andere, worin er ſeine Philoſophie auf die Rechtswiſſenſchaft anwendete. Unter ihnen unterſcheidet ſich eine: de arte combinatoria, die wegen ihres wichtigen Anhanges merkwürdig iſt. Er enthält einen Beweis von dem Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit der Seele, unter der Aufſchrift: Bekenntniß der Natur gegen die Atheiſten. Wir müſſen erſtaunen, wenn wir bedenken, daß es ein Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren iſt, der die Lücken der neuen Philoſophie, deren Gebäude von den berühmteſten Philoſophen auf den Trümmern der alten aufgeführt war, ſo genau kannte und ſie ſo gut zu ergänzen wußte, daß man nach ihm ſeine Ergänzungen durch nichts ſtärkeres hat erſetzen können.

Er beginnt mit dem ſchönen Ausſpruche des großen Bako, daß ein ſeichtes Koſten aus der Quelle der Philoſophie von Gott abführe, ein tieferes Schöpfen aus derſelben aber wieder zu ihm zu-

rückbringe. Denn kaum habe man angefangen, die Gründe der körperlichen Erſcheinungen aus der Figur und der Bewegung der Körper mechaniſch zu erklären, ſo habe man ſogleich geſchloſſen, daß die Welt ohne Gottheit beſtehen könne, und daß das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele nicht durch die Vernunft könne erkannt werden, daß alſo dieſe Lehren entweder durch die bürgerlichen Geſetze oder durch die Geſchichte zu uns gekommen ſey. Er zeigt daher, daß weder die Figur noch die wirkliche Bewegung aus der Natur allein könne begriffen werden. Denn an ſich könne eine jede körperliche Maſſe jede Figur annehmen; ſolle ſie eine beſtimmte Figur erhalten: ſo müſſe ſie von einem andern Körper beſchränkt werden, der ſeine Figur wieder von einem andern, und ſo ins Unendliche fort, habe erhalten müſſen. Man könne nicht ſagen, daß er ſeine Figur von Ewigkeit habe; denn die Ewigkeit könne nichts geben, ſie müſſe ihm alſo ſchlechterdings nothwendig zukommen, es ſeyen aber unendlich viel Figuren möglich. Er ſchließt alſo, weil kein Körper den Grund ſeiner Figur in dem Körperlichen habe, ſo müſſe er in etwas Unkörperlichem zu ſuchen ſeyn.

Digitized by Google

Eben ſo führt die Bewegung der Körper auf einen unkörperlichen Grund derſelben. Denn der Raum, worin ein Körper iſt, kann nicht der Grund ſeiner Bewegung, er würde vielmehr der Grund von ſeiner Ruhe ſeyn. Ein bewegter Körper muß alſo ſeine Bewegung von einem andern erhalten haben. Denn daß er ſich ſolle von Ewigkeit her bewegt haben, läßt ſich darum nicht begreifen, weil kein Grund vorhanden iſt, warum er nicht von Ewigkeit her geruhet habe. Da aber der bewegende Körper wieder einen Grund ſeiner Bewegung haben muß, und ſo ein jeder ins Unendliche fort; ſo muß auch der Grund der Bewegung in dem Unkörperlichen ſeyn. Er zeigt dieſes nach eben der Methode auch von dem Zuſammenhängen der Körper, und ſchließt, daß den Körpern weder eine beſtimmte Figur und Größe, noch eine beſtimmte Bewegung zukommen könne, wenn man nicht ein unkörperliches Weſen annehme, daß dieſes unkörperliche Weſen für alle nur ein Einziges ſey, ſowohl wegen der Harmonie, die unter allen Körpern iſt, als wegen ihrer Bewegung, die nicht ein jeder unmittelbar von dem unkörperlichen Weſen, ſondern die ſie zunächſt von einander erhalten. Er ſchließt endlich,

Digitized by Google

da der Grund der Wahl, wonach das unkörperliche Weſen einem jeden Körper dieſe und keine andere Größe, Figur und Bewegung gegeben habe, als die Schönheit derſelben, ſo müſſe dieſes Weſen ein verſtändiges und weiſes, ſo wie, weil die Dinge ſeinem Winke unwiderſtehlich gehorchten, ein allmächtiges ſeyn; dieſes unkörperliche Weſen werde alſo der regierende Verſtand des ganzen Weltalls, es werde Gott ſeyn.

Nach dieſen Beweiſen ſeiner gelehrten Verdienſte hätte man erwarten ſollen, die gewöhnlichen akademiſchen Ehrenzeichen würden ihm von ſelbſt entgegen gekommen ſeyn. Allein er wendete ſich vergebens an die Juriſtenfakultät in Leipzig um den Doktorhut in den Rechten zu erhalten. Er wurde ihm abgeſchlagen, unter dem Vorwande, daß er noch nicht die ſächſiſche Volljährigkeit erreicht habe. Man kann zweifeln, ob die Geſetze wohl thun, Ehrenzeichen, die blos dem geprüften und vollgültig befundenen Verdienſte ertheilt werden ſollen, gleich bürgerlichen Rechten, in welche ein jeder ungeprüft treten kann, nur von dem Alter abhängig zu machen. Wenn indeß ſolche Geſetze vorhanden ſind, ſo wird ſelbſt die ſtrenge Gerechtigkeit davon eine

Digitized by Google

Ausnahme machen, wenn das Verdienſt ſo aus-zeichnend und ſeine Anſprüche ſo gegründet ſind, als ſie es in dieſem Falle waren. Die Rechts-gelehrten zu Leipzig fanden es nicht für gut, dieſe Ausnahme zu machen, und ihre berühmte hohe Schule verfehlte die Ehre, einen Mann mit ihren akademiſchen Würden geehrt zu haben, deſſen Ruhm ſich dereinſt in ſo viele Länder und in ſo entfernte Zeiten verbreiten ſollte.

Die Würde der Geſchichte verſchmähet die Erforſchung der geheimen Gründe einer ſo unbe-greiflichen Zurückweiſung, und ſie würde ſie ſelbſt nicht einmal erwähnen, wenn dieſe Begebenheit nicht einen ſo entſcheidenden Einfluß auf die Schick-ſale des deutſchen Philoſophen gehabt hätte. Denn von dieſer Zeit fängt die glänzende Periode ſeines Lebens an, worin er, außer den Mauern ſeiner Va-terſtadt, auf einer größern Schaubühne erſcheint. Er mußte nun eine andere hohe Schule ſuchen, wo er die gelehrten Ehrenzeichen erhalten konnte, die ihm Leipzig verſagt hatte, und er wählte die Uni-verſität zu Altorf.

Hier rechtfertigte er im Jahre 1666 die Bereit-willigkeit, womit man ihm entgegen ging, durch

Digitized by Google

drey gelehrte Probeſchriften, die den vollendeten Mann in ſeiner Wiſſenſchaft ankündigten. Sie ſind in der Folge unter der beſcheidnen Aufſchrift von Proben verwickelter Rechtsfälle, einer juriſtiſchen Encyklopädie, und von Rechtsbeweiſen in der Lehre von den Bedingungen, zuſammengedruckt worden, und können noch jetzt als Werke eines philoſophiſchen Rechtsgelehrten gelten, der ſeine Wiſſenſchaft zu erweitern und zu vervollkommnen im Stande iſt. Sie erhielten auch einen ſo ausgezeichneten Beifall, daß man ihm nicht allein die Doktorwürde in der Rechtsgelehrſamkeit ertheilte, ſondern auch einen außerordentlichen Lehrſtuhl in dieſer Wiſſenſchaft antrug. Allein ſeine Wünſche gingen weiter, er fühlte ein Bedürfniß, das er in der engen Sphäre, worin er nur einem kleinen Kreiſe mit den Anfangsgründen in einer einzelnen Wiſſenſchaft nützlich ſeyn ſollte, nicht befriedigen konnte.

Er war in der Nähe einer Stadt, die von langen Zeiten her eine Menge von Gelehrten in allen Wiſſenſchaften und von Künſtlern, die durch ihre ſinnreichen Erfindungen in den mechaniſchen, und durch ihre Werke voll Genie in den ſchönen Künſten

unter den Städten Deutſchlands hervorglänzte, einer Stadt, die ehemals einen Martin Behaim, einen Wilibald Pirkhaimer, einen Albrecht Dürer zu ihren Bürgern gezählt hatte, und die noch damals Geſellſchaften enthielt, die an der Verbeſſerung der deutſchen Sprache und des deutſchen Geſchmackes arbeiteten; dieſe Stadt war Nürnberg. Der Reitz, ſich eine Zeitlang in dem Schooße einer ſolchen Stadt aufzuhalten, ihre Erfindungen und ihren Kunſtfleiß kennen zu lernen, mußte für ſein allgemeines Genie, das nicht auf eine Wiſſenſchaft wollte eingeſchränkt bleiben, unwiderſtehlich ſeyn.

Allein er fand an dieſem Orte noch zwei andere Vortheile, die er nicht erwartet hatte, die Bekanntſchaft mit einer geheimen Geſellſchaft und den Anfang ſeines Glückes. Dieſe Geſellſchaft, welche aus Alchymiſten, Cabbaliſten und Roſenkreuzern beſtand, verſammelte ſich insgeheim zu Nürnberg und arbeitete an der Erfindung des Steins der Weiſen. Neben der öffentlichen Philoſophie der Schulen hat ſich von jeher eine geheime Philoſophie erhalten, die ſich ſeit der Entſtehung der Cabbala und der neuern Theoſophie mit der Er-

forſchung der verborgenen Kräfte der Natur beſchäftigt, und, anſtatt dieſer Erforſchung auf dem offenen wiſſenſchaftlichen Wege nachzugehen, in abergläubiſchen Mitteln und übernatürlichen Erwartungen eine ſchnellere Befriedigung ihrer Wünſche zu finden hoft. Nach der Stiftung des Roſenkreuzerordens hatten ſich die zerſtreueten Weiſen in eine engere Verbindung zuſammengethan, und nachdem ſie ſich einander näher entdeckt, hie und da in beſondern Geſellſchaften verſammelt, um das gemeinſchaftlich zu finden, was bisher vor jedem einzelnen geflohen war. Dieſe ſeltſame Klaſſe von Naturforſchern, über deren Weisheit Leibnitz ſeine Wißbegierde noch nicht hatte befriedigen können, bot ihm hier die Gelegenheit dar, die Geheimniſſe kennen zu lernen, nach denen er in ihren unverſtändlichen Büchern bisher vergebens geſucht hatte. Um zu ihren Verſammlungen und Arbeiten den Zutritt zu erhalten, mußte er ein Eingeweiheter ſcheinen, und dazu gehörte weiter nichts, als daß er die Sprache ihres geheimnißvollen Unſinns redete. Er machte ſich in ihren Büchern damit bekannt, und war bald im Stande, der Geſellſchaft einen Brief zu ſchreiben, der ihr von ſeiner tiefen Weis-

Digitized by Google

heit einen ſo hohen Begriff gab, daß ſich ſogleich die Thür ihres Heiligthumes vor ihm öffnete. Er ward nicht allein aufgenommen, ſondern auch zum Sekretär der Geſellſchaft ernannt; ja es wurde ihm der Auftrag gegeben, aus den ältern Schriften der Alchymiſten und Theoſophen einen Auszug zu machen, der ſo ſehr zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, daß er die hohe Meinung der Geſellſchaft von der Weisheit ihres jungen Secretärs noch vermehrte.

Man würde zu übereilt urtheilen, wenn man die kurze Verbindung des Weltweiſen mit dieſer Geſellſchaft einer Neigung zu dem Geheimnißvollen zuſchreiben, und wohl gar noch in ſeiner Philoſophie Spuren davon finden wollte. Die nämliche Wißbegierde, die ihn von jeher belebt hatte, konnte ihn antreiben, Geheimniſſe zu erforſchen, die ſich in einer ſo tiefen Dunkelheit verhüllten, indeß ihn ſein vorſichtiger Forſchungsgeiſt warnte, keine Wiſſenſchaft, ſo unverſtändlich ſie auch ſey, ohne hinlängliche Kenntniß zu verdammen. Sein Urtheil über die Alchymie in ſeinen ſpätern Lebensjahren, ſo zurückhaltend es auch war, verrieth nichts von der vortheilhaften Meinung, die er aus dieſer Geſellſchaft ſoll zurückgebracht haben. Er erklärte viel-

del. — Berger sc. 96.

Leibnitz wird Secretair einer geheimen Geſellſchaft von Alchimiſten, um ſich in ihren Geheimniſſen zu unterrichten.

Digitized by Google

mehr, daß unter der geheimnißvollen Sprache der Alchymiſten nichts als die gemeinſten Kenntniſſe der Chemie verborgen liegen, und die Erfindung von Brands Phosphorus und Friedrich Hoffmanns Entzündung der aromatiſchen Oele mit der Salpeterſäure, ſchienen ihm mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen und ein größerer Gewinn für die Wiſſenſchaft zu ſeyn, als man ſich von allen Geheimniſſen der Alchymiſten zu verſprechen habe. Er bewies dieſes durch die That an zwei alchymiſtiſchen Räthſeln, die er in den Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aufgelöſet hat, einem griechiſchen und einem deutſchen, und wovon das erſtere das Wort Arſenik, und das andere das Wort Vitriol unter einem bisher undurchdringlichen Dunkel verbarg.

Von der Verwandlung der unedlern Metalle in Gold urtheilte er, daß ſie eben ſo unwahrſcheinlich ſey, als ſie gewinnlos und ſchädlich ſeyn würde. Denn wenn der Stein der Weiſen die Quinteſſenz des Goldes wäre; ſo würde er mehr Gold erfordern, als er hervorbringen könne, wenn er aber wirklich die Maſſe des Goldes vermehren ſollte, ſo würde er ihm zugleich ſeinen Werth

und folglich ſeine ganze Bequemlichkeit als Münzzeichen nehmen. So wenig er aber über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieſer Verwandlung ein entſcheidendes Urtheil wagte; ſo hielt er es doch für höchſt unwahrſcheinlich, daß einige Tropfen von der Tinktur der Weiſen, oder ein wenig Staub von einem Pulver, einem Körper eine ſo beträchtliche Vermehrung ſeines Gewichtes ſollte mittheilen können.

Eben ſo ungünſtig dachte er auch von der ganzen Philoſophie der Kabbaliſten und Theoſophen, die gewöhnlich bey der Alchymie zum Grunde liegt. „Dieſe Leute,“ ſagt er in einem Briefe an D. E. Jablonsky, „haben keine deutlichen Begriffe, „ſie ſchleppen ſich mit metaphoriſchen Ausdrücken, „als: Licht des Geiſtes, und dergleichen.“ „Die Alchymiſten,“ ſagt er an einem andern Orte, „bedienen ſich gewöhnlich des Gleichniſſes „von einem Samen, aber dieſer findet nur bei „organiſchen Körpern ſtatt, und wirkt nicht ſo „ſchnell.“ Alles was er bey ſolchen Menſchen lernen konnte, war, daß nichts bei ihnen zu lernen ſey.

Einen größern Vortheil verſchaffte ihm ſein

Digitized by Google

Aufenthalt in Nürnberg durch die Bekanntſchaft, die er daſelbſt mit dem churmainziſchen Miniſter, dem Freiherrn von Boineburg, machte. Dieſer von den Gelehrten wegen ſeiner Kenntniſſe geſchätzte Mann wohnte auf einer Reiſe, die er in ſeinen Geſchäften nach Nürnberg gemacht hatte, in demſelbigen Gaſthofe mit Leibnitzen, und ſah ihn an einer gemeinſchaftlichen Wirthstafel. Der junge Gelehrte machte ſich bald dem erfahrnen Staatsmanne durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, und die Reife und Gründlichkeit ſeiner Urtheile bemerklich. Er erregte in ihm den Wunſch, einen Mann von ſolchem Werthe für ſeinen Umgang ſowohl, als für den Dienſt ſeines Landes zu erobern. Alles, was er indeſſen vor der Hand thun konnte, war, ihn aufzumuntern, ſich durch fortgeſetztes Studium der Geſchichte und der Rechtswiſſenſchaft zu den Geſchäften geſchickt zu machen, denen er ihn in einem ehrenvollen Poſten ſeines Hofes zu beſtimmen hoffte. Um ihn ſeiner Perſon näher zu haben, ſchlug er ihm vor, ſeinen Aufenthalt nach Frankfurt am Main zu verlegen, bis er die Arbeit an ſeiner Beförderung zu Ende gebracht hätte.

Digitized by Google

Hier vollendete Leibnitz zwei Schriften, wovon er die eine bereits auf ſeiner Reiſe nach Altorf angefangen hatte. Beide waren beſtimmt, zu einer Reformation des römiſchen Rechtes den Weg zu bahnen, deſſen Gebrechen und Vorzüge nur ein Genie, wie das Leibnitziſche, in welchem ſich eine ſo tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit mit einem ſo philoſophiſchen Geiſte vereinigte, genau zu entdecken und richtig gegen einander abzuwägen im Stande war. So wie niemand ein guter Geſetzgeber ſeyn kann, ohne ein Weltweiſer zu ſeyn, ſo kann auch kein Rechtsgelehrter eine zerſtreute Sammlung von Geſetzen in eine ſyſtematiſche Ordnung bringen, wenn ihm nicht die Fackel einer hellen Philoſophie dabei vorleuchtet. Die Geſetze müſſen aus der Natur des Menſchen und der Dinge geſchöpft, ſie müſſen den menſchlichen Bedürfniſſen, Neigungen und Leidenſchaften angepaßt werden, zu deren Kenntniß nur die erhabenſte Philoſophie führen kann.

Eine lichtvolle Ordnung in dem Zuſammenhange der Geſetze unter einander erleichtert ihre Ueberſicht, befördert die Erkenntniß ihres Inhaltes, vermindert ihre Anzahl und verallgemeinert ihre

Digitized by Google

Anwendung. Das älteſte römiſche Recht ſuchte dieſe Zwecke durch einige allgemeine Grundſätze, und da, wo dieſe nicht hinreichten, durch ihre Klageformeln zu erreichen. Allein, als nach und nach die Vermehrung der Geſchäfte und die Verwicklung der Rechtsfälle immer neue Verordnungen der geſetzgebenden Macht und immer neue Entſcheidungen der Rechtslehrer nothwendig gemacht hatten; ſo mußte endlich das Recht unter der Laſt der Geſetze erliegen; die Menge der Geſetze machte das Recht ſelbſt ungewiß. Man fand es nothwendig, ſie in einen Körper zu ſammlen; allein dieſe Sammlung ward mit ſo wenig Ueberlegung gemacht, das ganze Chaos ward ſo blindlings zuſammengerafft, daß ſie zu nichts diente, als die Ungewißheit und die Widerſprüche einer ſo unförmlichen Geſetzgebung, wie die Finſterniß von Miltons Hölle, nur noch ſichtbarer zu machen.

In dieſer Geſtalt war das römiſche Geſetzbuch auf die Deutſchen vererbt, und es konnte nicht fehlen, daß bei dem immer zunehmenden Lichte der Wiſſenſchaften ſeine Mißgeſtalt endlich in die Augen fallen mußte. Es ohne Schonung zu verwerfen und mit Hülfe deſſelben ein ganz neues Gebäude

der bürgerlichen Geſetze aufzuführen, wäre das natürlichſte geweſen. Allein dazu war der deutſche Geiſt noch nicht reif, und der Boden von dem Unkraute der Vorurtheile und des Eigennutzes der Rechtsgelehrten noch nicht frei genug. Alles was man ſich zu wünſchen getrauete, war in dem Innern des Gebäudes, deſſen Mauern und Grundveſte man nicht erſchüttern durfte, mehr Licht und Ordnung zu bringen; und dazu that Leibnitz in den zwei Schriften: neue Methode, die Rechtsgelehrſamkeit zu lehren und zu lernen, und Verzeichnung der Art, wie das Geſetzbuch richtiger kann zuſammengeſetzt werden, unter dem verdeckten Namen Veridicus a Juſtiniano, Vorſchläge, die noch jetzt von den ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Rechtslehrern mit Bewunderung empfohlen werden. Sie erforderten eine Gelehrſamkeit, die in unſern Zeiten, wo das Studium der praktiſchen Rechtswiſſenſchaft auf einige allgemeine Grundſätze und die Erfahrung des Gerichtsgebrauchs eingeſchränkt iſt, ein überflüſſiges Gepränge ſcheinen kann. Allein wie ſollte der philoſophiſche Reformator der Wiſſenſchaft ſie entbehren? Wie ſollte

er ein Gebäude aufführen, deſſen Materialien er nicht zu ſondern wüßte, und wie ſollte er ſie ſondern, wenn er ſie nicht kennte?

Leibnitz verlangte, daß man alle die größern Abtheilungen des römiſchen Geſetzbuches, die Inſtitutionen, Pandekten, den Codex, und die Novellen in einen Körper zuſammenſchmelzen und dabei die Pandekten zum Grunde legen ſolle. Darin ſollte man die Geſetze nach den fünf Hauptquellen aller Rechte und Verbindlichkeiten, 1) der Natur, die einem jeden Menſchen Freiheit und Vermögen über die herrenloſen Sachen giebt; 2) der Erbfolge, 3) des Beſitzes, 4) der Verträge, 5) der Beleidigung, in der Ordnung zuſammentragen, daß man von den allgemeinen Materien zu den untergeordneten, und von dieſen zu den ſpeciellen herabſtiege. Man hat an dieſen Rubriken in der Folge manches ausgeſetzt; allein man hat noch keine andern finden können, die nicht gleichfalls ihre Schwierigkeiten hätten.

Es iſt vielleicht nicht unnütz, die Verdienſte des Weltweiſen um die bürgerliche Geſetzgebung wieder in Erinnerung zu bringen. Wir vergeſſen oft über die Fortſchritte, die wir in einer Laufbahn gethan

Digitized by Google

haben, denjenigen, der dieſe Laufbahn zuerſt eröffnet hat, und das würde auch der Fall mit Leibnitzens Verdienſten um die Rechtswiſſenſchaft ſeyn, wenn nicht erſt noch ganz kürzlich ein ſcharfſinniger Rechtsgelehrter ihr Andenken wieder aufgefriſcht hätte.

Indem Leibnitz damit beſchäftigt war, an dieſe Vorſchläge zur Verbeſſerung der Rechtswiſſenſchaft die letzte Hand zu legen, ward er im Jahre 1667 nach Mainz berufen, um dem Churfürſten vorgeſtellt zu werden. Gleich in den erſten Unterredungen mit dieſem vortreflichen Fürſten beſtätigte er die gute Meinung, welche der Herr von Boineburg von ihm vorbereitet hatte, durch ſeine Verbeſſerungsplane ſo ſehr, daß der Kurfürſt ſie nicht nur bald bekannt gemacht zu ſehen, ſondern auch ihren Schöpfer ſelbſt zu beſitzen wünſchte. Leibnitz gab daher ſeine Methode im Jahre 1668 mit einer Zuſchrift an den Kurfürſten heraus, welchem ſogleich ſeine Verbeſſerung des römiſchen Geſetzbuches, deren Ausführung ſeinem neuen Beſchützer am meiſten am Herzen lag, im Jahre 1669 nachfolgte.

Hier kam alſo Leibnitz mit den erſten großen

Männern zuſammen, die auf ſeine eigene Gröſse ſo mächtig wirken ſollten. Denn auch der Kurfürſt gehörte in die Klaſſe der Großen und Edeln, deren Andenken eine dankbare Nachwelt in der Liſte namenloſer Regenten nicht darf untergehen laſſen.

Johann Philipp Graf von Schönborn verdient unter den aufgeklärteſten Fürſten und unter den Wohlthätern ſeines Vaterlandes genannt zu werden. Als Kenner und Freund der Wiſſenſchaften zeichnete er ſich ſchon auf dem letzten Reichstage zu Regensburg aus, wo er kein gleichgültiger Bewunderer der erſten Verſuche war, die Otto van Guerike mit ſeiner neuerfundenen Luftpumpe vor der Reichstagsverſammlung machte. Er erhielt von ihm gegen eine fürſtliche Vergeltung den ganzen Apparat derſelben, den er ſeiner Univerſität Würzburg ſchenkte, wo der Jeſuit Andreas Schottus ihre Wunder zuerſt der Welt durch den Druck mittheilte.

Allein mehr als dieſes verewigt ihn das nicht ſo bekannte Verdienſt, daß er der erſte geweſen iſt, der in ſeinen Staaten den Hexenprozeß abgeſchafft hat. Leibnitz hat dieſem großen Manne noch in einen letzten Lebensjahren ein Denkmal geſtiftet,

Digitized by Google

welches auch in einem Pantheon der Deutſchen zu ſtehen verdient. „Ich habe,“ ſagt er in ſeiner Theodicee, „von dem großen Kurfürſten Johann „Philipp von Schönborn gehört, daß, als „ſich der Pater Spee in Franken aufgehalten, „zu der Zeit, da man mit Verbrennen gegen die „Hexen wie unſinnig wüthete, er viele zum Schei„terhauſen begleitet habe, die er insgeſamt aus der „Beichte und aus andern Fragen, die er an ſie „gethan, für völlig unſchuldig erkannt. Das habe „ihn ſo ſehr gerührt, daß, ſo gefährlich die Wahr„heit damals noch war, er ſich doch entſchloſſen „habe, jedoch ohne ſich zu nennen, ſeine peinli„che Vorſicht (Cautio criminalis) in Anſe„hung des Verbrennens der Hexen zu ſchreiben. „Dieſe Schrift bewog den Kurfürſten, der damals „noch Domherr war, ſobald er zuerſt als Biſchof „von Würzburg und hernach als Kurfürſt von „Mainz zur Regierung kam, das Verbrennen der „vermeinten Hexen abzuſchaffen, worin ihm die „Herzoge von Braunſchweig, und endlich die „meiſten andern Fürſten und Stände von Deutſch„land nachgefolgt ſind.“

Es war zu erwarten, daß ein Mann, der die

Digitized by Google

Beförderung ſeines äußern Glückes mit den Ausſichten zu ſeiner höhern Geiſtesbildung zu verbinden ſuchte, den Dienſt eines ſo großen Mannes und eines ſo vortreflichen Regenten, jedem andern vorziehen würde. Indeß waren ihm gerade um dieſe Zeit glänzende Anerbietungen von dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg gethan. Dieſer Prinz war im Jahre 1668 nach dem Tode Johann Caſimirs unter den Candidaten zur polniſchen Krone, und Leibnitz hatte in einer eigenen lateiniſchen Schrift: Verſuch politiſcher Beweiſe zu der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, die er unter dem erdichteten Namen des Georg Ulicovius herausgegeben, dem Herrn von Boineburg, der die Geſchäfte des Pfalzgrafen in Pohlen beſorgte, ſeine Unterhandlungen vorzubereiten und zu unterſtützen geſucht. Obgleich dieſe Bemühungen keinen glücklichen Erfolg hatten; ſo glaubte der Pfalzgraf doch ſie belohnen zu müſſen. Er ließ Leibnitzen eine Stelle an ſeinem Hofe antragen, allein Leibnitz wählte den geſchäftsvollern Poſten eines Kurmainziſchen Kanzleireviſionsraths, den ihm der Kurfürſt angeboten hatte.

Digitized by Google

Hier ſehen wir ihn wieder zu der Philoſophie zurückkehren, und die Hand an das Werk ihrer Reformation legen. Denn im Jahre 1670 gab er des Marius Nizolius philoſophiſchen Antibarbarus heraus, der im Jahr 1553 zuerſt unter dem Titel: Von den wahren Grundſätzen und der wahren Art zu philoſophiren, erſchienen war. Dieſer erſte Schritt iſt in der Folge durch ungleich größere von ihm ſelbſt übertroffen worden, ſo wie die Sonne in ihrer größten Höhe die Morgenröthe, welche den Tag verkündigt, durch ihren eigenen Glanz überſtrahlet. Da aber in der moraliſchen Welt, wie in der phyſiſchen, Alles von dem Unvollkommenen nur allmählig zur Vollkommenheit reiſet, und die Natur auf jeder Stufe ihrer Entwikkelungen ſchön und belehrend iſt: ſo iſt es auch angenehm, das Genie bei dem erſten Streben ſeiner Kräfte zu beobachten.

Der erſte Schritt zur Verbeſſerung der Philoſophie geſchah dadurch, daß man ſie aus dem Kerker der Klöſter hervorzog und ſie nach und nach den Händen der Geiſtlichkeit entriß. Hier war ſie in dem Dunkel einer barbariſchen, aber durch die Religion ſelbſt geheiligten Sprache nur einer klei-

nen Anzahl Menſchen zugänglich geweſen, die das Intereſſe ihres Ordens gegen das Abſchreckende unfruchtbarer Spitzfindigkeiten und den Ekel an einer empörenden Schulterminologie unempfindlich machte. Dieſes erſte Glück verdankte man der Bekanntſchaft mit den Ueberreſten der ſchönen Litteratur des griechiſchen und römiſchen Alterthumes, die ſich mit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert überall zu verbreiten anfingen. Wer blos eine Philoſophie des Lebens brauchte, fand ſie in den Schriften eines Plato, Xenophon, Plutarch, Marcus Aurelius, Epiktet, Cicero, Seneca, und mit ihr Nahrung für ſeinen Geiſt, Muſter zu Bildung ſeines Geſchmacks und Wärme zur Belebung ſeiner ſittlichen Gefühle. So lange die europäiſchen Nationen noch keine eigene Litteratur, noch nicht klaſſiſche Schriftſteller genug in ihren eigenen Landesſprachen hatten, mußte alle Geiſtesbildung von der Bekanntſchaft mit den Alten ausgehen, man ſahe daher das jetzt unbegreifliche Schauſpiel von Fürſten und Fürſtinnen, die in den Geheimniſſen der griechiſchen und lateiniſchen Sprache eingeweihet waren, von Hel-

Digitized by Google

dinnen, die mit dem Epiktet in der Hand zum Tode gingen; die Verbeſſerung der Philoſophie mußte ſich aber auch darauf einſchränken, ſie in das ſchönere Gewand nach dem reinern und edlern Geſchmacke des Alterthumes zu kleiden. Und darauf gingen die Bemühungen des Marius Nizolius.

Daß aber Leibniß zu der Ausführung ſeiner Verbeſſerungsplane einen ſo alten Reformator wählte, davon lag der Grund theils in dem damaligen Zuſtande der deutſchen Litteratur, theils in ſeiner beſondern Meinung über die Bedürfniſſe der Philoſophie. Die deutſche Sprache hatte um dieſe Zeit auch noch nicht den geringſten Verſuch gemacht, ſich zu einem erträglichen philoſophiſchen Vortrage zu bilden, die Philoſophie hatte noch kein anderes Werkzeug, als die lateiniſche Sprache; alles, was man alſo für ſie thun konnte, war, dieſen einzigen Dollmetſcher derſelben verſtändlich reden zu lehren. Opiß, Flemming, Logau, Lohenſtein, hatten noch nicht angefangen, in das Chaos der deutſchen Sprache einige Regelmäßigkeit, Ordnung und Licht zu bringen, und die deutſchen Schriften des Chriſtian Thoma-

ſius, inſonderheit aber Wolfs deutſche Philoſophie vorzubereiten.

Dieſer Grund, warum Leibnitz ſich an einen ſolchen alten Verbeſſerer anſchloß, lag in der Herrſchaft der Umſtände, und er wirkte wider ſeinen Willen auf ihn. Ein anderer, der vielleicht ſeine Wahl noch kräftiger beſtimmte, war eine gewiſſe Vorliebe zu eigenen Theilen der alten Philoſophie, die ihn nie verlaſſen hat. Er glaubte, daß unter dem Unrathe der Schulphiloſophie noch manche Goldkörner verborgen liegen, welche mit der gänzlichen Verwerfung derſelben zugleich würden verloren gehen.

Dieſes war um deſto mehr zu beſorgen, da die neue Philoſophie eines Bako, Gaſſendi, Descartes, ſo viele Vorzüge hatte, mit denen es ihr leicht werden mußte, ſich auf den Trümmern der alten feſtzuſetzen. Sie war in der verſtändlichſten Sprache vorgetragen, ſie zeigte ſich in der angenehmſten Einkleidung und mit aller Klarheit und Leichtigkeit der Evidenz der Sinne und der Einbildungskraft. Sie hielt ſich gröſtentheils in den Schranken der Erfahrung, und ſuchte auf dem leichten und angenehmen Wege der Beobachtung

und Induktion zur Gewißheit zu führen. Leibnitz ſahe noch jenſeits der Sinne und der Erfahrung ein Feld für die Wiſſenſchaft, das die Schulphiloſophie nur unglücklich bearbeitet hatte, und zwar darum hauptſächlich ſo unglücklich bearbeitet hatte, weil ſie ſich allein darauf einſchränkte und ſich dadurch in unerreichbare Abſtraktionen verlor, die durch ihre zu weite Entfernung von der Evidenz der unmittelbaren Anſchauung unverſtändlich werden mußten. Dieſe Wiſſenſchaft nannte die Schule die erſte Philoſophie, und Leibnitz gedachte ſie zu retten, indem er ſie brauchbarer und verſtändlicher zu machen ſuchte. Ihre Hauptfehler waren eine barbariſche Kunſtſprache und Erklärungen, die durch ihren uneigentlichen, bildlichen Ausdruck noch dunkler wurden, als was ſie erklären ſollten. Er ſchlug alſo eine wiſſenſchaftliche Sprache vor, die ſich der gemeinen, welche ſich immer am nächſten an das Anſchauliche hält, ſo lange bediene, als ſie für ihre unentbehrlichen Begriffe die nöthigen Ausdrücke fände, ohne den Vortrag durch lange Umſchreibungen zu weitläuftig zu machen, die Erklärungen aber in den eigentlichſten Wörtern abzufaſſen, die ſich am Ende in ſolche Begriffe auflöſeten, welche durch

Digitized by Google

unmittelbares Anſchauen klar ſind. Dieſe Vorſchläge empfahl er in einer Vorrede, die noch jetzt durch mehrere andere tiefgedachte Bemerkungen über die wiſſenſchaftliche Sprache leſenswürdig iſt.

Indem er ſich ſo mit der alten Philoſophie beſchäftigte, verlor er die neue darüber nicht aus den Augen. Denn ſchon in dem folgenden Jahre erſchienen ſeine beiden kleinen Schriften, die Theoria motus abstracti, (Theorie der abſtrakten Bewegung) und die Hypothesis physica nova, (Neue phyſiſche Hypotheſe,) wovon er die erſtere der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris und die andere der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London zueignete.

In der Erſtern läßt er die Natur der Körper und die innern Urſachen ihrer Erſcheinungen unentſchieden und betrachtet die Bewegung, ſo wie ſie in der Mechanik betrachtet wird, an und für ſich ſelbſt, als ein Ding, das durch Geſchwindigkeit und Richtung abgeändert wird. Da er hier blos bei der Erfahrung ſtehen bleibt, um daraus in Verbindung mit unumſtößlichen mathematiſchen Lehrſätzen die Geſetze der Bewegung herzuleiten:

Digitized by Google

ſo konnte er auf einen allgemeinen Beifall rechnen, und Fontenelle erklärt daher dieſe Schrift für eine ſehr genaue und faſt ganz neue Theorie der Bewegung überhaupt.

In der neuen phyſiſchen Hypotheſe dringt er tiefer in die Natur der Körper und in die Urſachen der wirklichen Bewegung ein. Da er in der Folge ſelbſt bei der in dieſer Schrift vorgetragenen Hypotheſe nicht iſt ſtehen geblieben: ſo müſſen wir etwas bei dem erſten Standpunkte verweilen, von dem er ausgegangen iſt, um ihm in jeder Höhe bis zu der letzten, zu der ſich ſein kühner Scharfſinn emporſchwang, nachſehen zu können.

Sobald man über die ſichtbaren Eigenſchaften und Veränderungen der Körper, oder überhaupt über das, was ſich an ihnen den Sinnen offenbart, zu philoſophiren anfing; ſo mußte man zulezt auf etwas kommen, das von den Sinnen nicht empfunden werden kann. Wenn man die gemiſchten Körper aus gleichartigen zuſammenſezte, dergleichen die alten vier Elemente und in der Folge die drei chemiſchen Grundſtoffe zu ſeyn ſchienen: ſo blieb immer noch die Frage übrig, da ſie ſich ſelbſt noch den Sinnen zeigen, welches der lezte Grund auch

dieſer Grundſtoffe ſey. Der höchſte Flug, den hier der menſchliche Verſtand vor der Hand nehmen konnte, war, die Eigenſchaften der ſichtbaren Körper in einer ſolchen Materie zu ſuchen, die ſich ihrer Feinheit wegen durch die Sinne nicht unterſcheiden läßt, und daher nur in ihren Wirkungen und in Maſſe empfindbar werden kann. Dergleichen waren die Atomen des Gaſſendi und die erſte Materie des Descartes. Da ferner ſowohl die äußern Bewegungen der großen Hauptkörper als die innern Bewegungen, welche in den gemiſchten Körpern Veränderungen und Erſcheinungen hervorbringen, — weil kein Körper ſich ohne Anſtoß bewegen kann — den Anſtoß eines andern Körpers vorausſetzen, der ſich gleichwohl aller Schärfe der Sinne entzieht: ſo gebrauchte man auch dieſe Atomen und dieſe feine Materie zur Erklärung der Entſtehung und Mittheilung der Bewegung. Die Hypotheſe, welche Leibnitz in ſeiner zweiten Schrift über die Bewegung, vorträgt, iſt: daß der Aether die höchſt feine elaſtiſche Materie ſey, durch deren Wirkſamkeit alle Bewegung in der Welt gewirkt werde.

In dieſer Schrift nimmt er Raum und Zeit

noch als abſolute und reale Dinge, oder als Dinge an ſich an, die eine gleichförmige Ausdehnung haben, ſo wie ſie von den Sinnen und der Einbildungskraft vorgeſtellt werden, und weiter brauchte er in einer phyſiſchen Hypotheſe in das Weſen der Körper nicht einzudringen. Allein er war auch in ſeinen metaphyſiſchen Unterſuchungen in dieſer Materie damals noch nicht weiter gekommen. Denn er verwirft in der Folge die hier vorgetragenen Gedanken als unreif.

Auf dieſer Stufe der Entwicklung blieb er eine geraume Zeit mit ſeinem metaphyſiſchen Syſteme ſtehen; ſeine Reiſen nach Frankreich und England, nebſt andern Arbeiten verurſachten darin eine lange Unterbrechung. Als er endlich wieder darauf zurückkam, war er ſelbſt der erſte, der das Unzulängliche davon einſah und es mit der Unbefangenheit und Unpartheilichkeit anzuzeigen, die einem Manne nichts koſtet, der es ſich bewußt iſt, ſo weit gekommen zu ſeyn, als die größten ſeiner Vorgänger, und wenn in der Folge ſich die Gränzen der Wiſſenſchaft erweitert haben, es ſelbſt zu ſeyn, dem ſie dieſe Erweiterung zu verdanken haben. So ſchreibt er an Foucher, einen gelehrten Geiſtlichen in Dijon,

von ſeiner neuen Hypotheſe und überhaupt von ſeinen frühern Arbeiten: „Sie können etwas gutes „enthalten, weil Sie und einige andere es glau„ben. Allein es giebt darin auch einige Stellen, „über die ich jetzt beſſer unterrichtet zu ſeyn glaube; „unter andern erkläre ich mich nunmehr ganz an„ders über das Unendliche. Es war der Verſuch „eines jungen Menſchen, der noch nicht tief in die „Mathematik eingedrungen war.“ Gleichwohl enthält auch dieſe Schrift ſchon Spuren von ungemeinem Tiefſinn, und ſelbſt Gedanken, die durch ihre Neuheit auffallen mußten, und durch ihre Kühnheit noch größere Kühnheit verkündigten. Denn ſchon hier findet ſich der Lehrſatz, daß kein Zuſammenhängen ohne Bewegung ſeyn könne, daß alſo die Materie, daß die Sonne, die Erde ſich ſtets bewegen müſſen, weil ſie zuſammenhängen.

So hoch war bereits Leibnitzens Ruhm geſtiegen, und er hatte kaum das vierundzwanzigſte Jahr ſeines Alters zurückgelegt. Allein ſchon hier ſollte eine neue Periode ſeines Lebens beginnen, worin er auf einem größern Theater erſcheinen, ſeinem Geiſte eine allgemeinere Ausbildung geben, ſo wie ſeinen Ruhm und ſeine Thätigkeit über einen

Digitized by Google

größern Raum verbreiten ſollte. Denn im Jahr 1672 verſchaffte ihm der Herr von Boineburg Gelegenheit, nach Frankreich zu reiſen und ſich auf eine unbeſtimmte Zeit in Paris aufzuhalten, um daſelbſt gewiſſe Angelegenheiten für ihn zu beſorgen, und die Bildung ſeines Sohnes unter ſeiner Aufſicht zu vollenden.

Hier kam er in eine neue Welt, hier umringten ihn eine unendliche Menge neuer Gegenſtände, die aber ſein allumfaſſendes Genie durch ihre Maſſe ſo wenig zu betäuben und zu unterdrücken vermochten, daß er ſich bald eines jeden bemächtigte, um ihn mit der Theilnehmung, wozu ihn ſeine bereits erworbenen Kenntniſſe in den Stand ſetzten, zu immer weitern und ſchnellern Fortſchritten zu benuzzen. Der glänzende Hof Ludwig des Vierzehnten hatte alle Künſte um ſich herum verſammlet, die durch ſeinen Schutz und die belohnenden Auszeichnungen, womit er ſie aufmunterte, einen Trieb erhielten, der die Kultur der franzöſiſchen Nation zu der erſten von Europa zu machen begann.

Die Größe dieſes nach ſeinem Tode eben ſo übertrieben getadelten, als bei ſeinem Leben über-

Digitized by Google

trieben bewunderten Königs hatte damals beinahe ihren höchſten Gipfel erreicht. Eine, durch keine Partheien mehr getheilte, in ihrer Ergebenheit für ſeine Perſon vereinigte Nation fühlte ſich von dem Stolze begeiſtert, mit dem ſie an dem Glanze Theil nahm, der ganz Europa mit Bewunderung für ihn erfüllt hatte. Die Ueberreſte von den Sitten der Ritterzeiten, die er noch aus ſeiner frü-heſten Bildung mitgebracht hatte, und die nach ſei-nem Tode, vielleicht zum unerſetzlichen Schaden der Monarchie gänzlich vertilgt wurden, gaben ſei-ner Größe etwas Romanhaftes, das aber ſeinem Hofe und ſeiner Regierung eine Würde mittheilte, womit er die Gemüther der Einheimiſchen und Fremden unterjochte, indem er durch ſeine Geſprä-chigkeit und die Unterhaltung, die ſeine Hoffeſte gewährten, die Herzen der Müßigen und Vergnü-gen ſuchenden, ſo wie durch die Verbreitung der Wiſſenſchaften und durch die Werke des Geiſtes und Geſchmackes, womit er ſie verſchönerte, den Beifall der Gelehrten, Verſtändigen und Geſchmack-vollen gewann.

Indeß Pascals ſelbſt jetzt noch nicht veral-teten Provinzialbriefe die franzöſiſche Proſa ihrer

Vollendung näher brachten, erhob Peter Corneille, Johann Racine das Trauerſpiel, Moliere das Luſtſpiel, und Boileau die geiſtreiche Korrektheit der poetiſchen Diktion zu dem Grade der Vollkommenheit, der dem franzöſiſchen Geſchmacke angemeſſen iſt. Selbſt die verſchwenderiſche Pracht in den Gebäuden, den Luſtgärten und den Waſſerkünſten, die Eroberungsſucht, welche in immer erneuerten Kriegen Feſtungen zu bauen und zu belagern hatte, mußten den Künſten und Wiſſenſchaften dienſtbar werden. Die großen Werke der Mechanik und der Hydraulik, die Ludwig verlangte, mußte das Genie der Künſtler ſpannen, um die ganze Abenteuerlichkeit ſeiner Unternehmungen zu erreichen, und eine durch neue Methoden erhöhte Geometrie, ſo wie eine durch Verſuche und Beobachtung erweiterte Kenntniß der Naturkräfte nothwendig machen.

So entſtand das berühmte Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten, ſo erhob ſich die franzöſiſche Nation zu einer Höhe der Kultur, die ſich von dem Hofe aus durch alle Stände verbreitete, und die ſie einem Könige verdankte, deſſen Verdienſte um die Bildung ſeiner Nation

ſelbſt ein gerechter Feind der Monarchie nicht verkennen wird.

Und mitten in dieſer regen Lebendigkeit, mitten in dieſer kraftvollen Thätigkeit, womit die Wiſſenſchaften ihrer Vollkommenheit entgegenreiften, kam Leibnitz in der franzöſiſchen Hauptſtadt an. Hier fand er in einem kleinen Raume zuſammen, was ſeine Wißbegierde reizen, ſeinen Durſt nach neuen Kenntniſſen befriedigen und alle ſeine Kräfte zu neuen Anſtrengungen ſpannen konnte. Künſtler und Kunſtwerke, geiſtreiche Schriftſteller und wiſſenſchaftliche Gelehrte, Mathematiker, Naturforſcher, Philoſophen verbreiteten ein ihm noch ungeſehenes Licht um ſich her, in deſſen Kreiſe er ſo wenig fremd ſich fand, daß er ſich bald an die größten unter ihnen anſchließen, und das Licht, was er in ihrer Nähe erhalten hatte, reiner und ſtärker um ſich her verbreiten konnte.

Gleich bei ſeiner Ankunft befand er ſich mitten unter den Zurüſtungen zu dem Holländiſchen Kriege, der im Jahre 1672 ausbrach. Er ſahe dem Kriege einer chriſtlichen Macht mit der andern mit einem Unwillen entgegen, der ſeinen beſondern Grund in ſeinen eigenen Begriffen von dem chriſtlichen Eu-

Digitized by Google

ropa, als einem durch die Religion zu einer Republik vereinigten Syſtem verbündeter Staaten hatte, und er beſchloß, ſeinem nahen Ausbruche zuvorzukommen. Ein junger neuangekommener Fremdling faßt den kühnen Gedanken, einen großen, ehrgeitzigen, erobrungsſüchtigen, auf ſein bisheriges Kriegesglück ſtolzen und von den erſten Feldherrn Europens umringten Monarchen von einem Kriege abzubringen, in dem er ſeinen Stolz, ſeine Rache und ſeine Erobrungsſucht in gleichem Grade zu befriedigen hoffte.

Man dürfte dieſes beinahe abentheuerliche Unternehmen vielleicht mit Recht für unglaublich halten, wenn ſich nicht die Urſchriften ſeines Briefwechſels mit dem damaligen franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Geſchäfte auf der Bibliothek zu Hannover bis auf unſere Zeiten erhalten hätten. Um den Stolz des großen Königs nicht zu beleidigen und ſeiner Erobrungsſucht eine reichere, ſo wie ſeiner Ruhmbegierde eine ehrenvollere und ſeiner Andächtelei eine verdienſtlichere Laufbahn zu zeigen, ſucht er ſeinem Unternehmungsgeiſte eine noch romanhaftere Richtung zu geben, indem er ihm die Eroberung von Aegypten, als ein rühmlicheres,

leichteres, verdienſtlicheres und gewinnvolleres Werk ſeiner ſieggewohnten Waffen vorſchlägt. Dieſer Vorſchlag fand, wie der Erfolg gelehrt hat, kein Gehör; er wurde indeß gütig aufgenommen und verbindlich abgewieſen. Eine kurze Erwähnung deſſelben darf aber in einer Schilderung des Leibnitziſchen Geiſtes, die aus den treffendſten Zügen zuſammengeſetzt ſeyn ſoll, nicht übergangen werden, und es iſt zu verwundern, daß man ihn in allen bisherigen Lebensbeſchreibungen des großen Mannes vergebens ſucht *).

*) Die Königliche Bibliothek zu Hannover bewahrt noch die koſtbaren urkundlichen Ueberreſte dieſer Unterhandlung auf. Sie beſtehen 1) aus dem Concepte eines undatirten Briefes von Leibnitz an den König von Frankreich auf einem halben unbeſchnittenen Foliobogen, worin er ihm den Vorſchlag Aegypten zu erobern vorträgt. Man weiß nicht, ob Leibnitz dieſen Brief hat abgehen laſſen. 2. Aus einer Copey eines Schreibens des franzöſiſchen Miniſters Pomponne an Leibnitz von Leibnitzens eigner Hand. 3. Aus Leibnitzens eigenhändigem ausführlicherem Entwurfe von etwa 50 bis 60 enge geſchriebenen Foliobogen. Der Brief des Miniſters iſt kurz genug, um hier Platz zu finden; er kann vielleicht die Neubegierde für das Uebrige erregen:

So wenig Glück indeß dieſer kühne und ſonderbare Schritt des deutſchen Gelehrten gemacht hatte, ſo diente er doch gewiß dazu, allgemeine Aufmerkſamkeit einer Nation auf einen jungen Fremdling zu ziehen, die das Außerordentliche liebt, ſich für Geiſt und Muth ſo leicht begeiſtert und deren Eigenliebe gegen das Intereſſe der Fremden für ihre Größe und für ihren Ruhm ſo dankbar iſt.

Wie bald er, mitten in einem Zuſammenfluſſe ſo vieler Gelehrten, eine ausgezeichnete Aufmerk-

---

A St. Germain le 12. Fevrier 1672.

Monsieur!

J'avois deja receu par le Sieur Heis les Lettres, qu'il Vous avoit plu de m'ecrire. Monsieur Verjus m'a envoyé depuis celle du Ier de ce mois. Toutes m'obligent à Vous, temoigner combien je suis sensible à Vos Civilités, et combien je profite avec plaisir de cette occasion pour Vous assurer de l'estime, que j'avois concene depuis longtems pour Votre merite et dont je suis bien aise de Vous faire paroistre moi même la verité. J'ai eu l'honneur de rendre compte au Roy non seulement de Vos Lettres, mais des memoires, que Vous y avés joints et qui portent en general un avis très grand pour la gloire et l'avantage de Sa Mté, sans qu'ils fassent voir, par quels

ſamkeit erregte, davon iſt unter andern der Auftrag ein Beweis, den er von dem nachmaligen berühmten Biſchofe Peter Daniel Huet erhielt, durch die Bearbeitung des Martianus Capella an der Herausgabe der lateiniſchen Schriftſteller zum Gebrauch des Dauphins Theil zu nehmen. Dieſer durch ſeine barbariſche Sprache ſo dunkle Schriftſteller erforderte zu ſeiner Erklärung nicht allein einen geſchickten Sprachgelehrten, ſondern auch einen in der ganzen Encyklopädie der Wiſſenſchaften bewanderten Mann, den man in

---

moyens, il se peut executer. Comme l'Auteur s'est reservé (ainsi que Vous le marqués) de s'en pouvoir declarer luy même, Sa Mté verra volontiers les ouvertures, qu'il auroit à faire, soit qu'il veuille venir ici pour s'en expliquer, soit qu'il le veuille faire par telle autre voye, que Vous jugeriés à propos. Dans une proposition d'autant d'estendue et qui promet de si grandes choses, S. M. considere particulierement l'opinion que Vous en avés par la connoissance, qu'Elle a de Votre discernement et de Vos lumieres. Croyés moi s'il Vous plait avec verité

Monsieur

Votre tres humble et tres affectionné
Serviteur
Arnauld de Pomponne.

Leibnitzens Perſon gefunden zu haben glaubte. Dieſe Arbeit iſt nie öffentlich erſchienen, es iſt aber zweifelhaft, ob er ſie gänzlich abgelehnt hat, oder ob ihm ſeine fertige Handſchrift iſt entwendet worden. So viel iſt gewiß, daß er glaubte, die großen Koſten, welche man auf dieſe prächtigen Ausgaben verſchwendete, könnten beſſer zum Fortgange der Wiſſenſchaften verwandt werden.

Das was er ſogleich nach ſeiner Ankunft in Paris mit ausgezeichnetem Eifer trieb, war die Mathematik, und die Gelegenheit dazu fand er in ſeinem Umgange mit Huygens, dem berühmten Entdecker des Saturnusringes und Erfinder der Penduluhren. Er bekennet es mit der unaufgeforderten Offenherzigkeit eines großen Mannes, der auf ſeine erſten Schritte zur Vollkommenheit ohne Beſchämung zurückſehen darf, wie viel er in Frankreich noch zu lernen gehabt habe. „Ich geſtehe,“ ſchreibt er dem Abbé Conti, einem edlen Venetianer, „daß ich im J. 1672 weder von den unendlichen „Reihen des Mercator, noch von andern Thei„len der durch die neueſten Methoden erweiterten „Geometrie einen Begriff hatte. Ich war ſelbſt „nicht einmal in der Analyſis des Descartes

„bewandert. Nur erſt nach und nach machte mich „Herr Huygens mit dieſen Materien bekannt, „als ich in Paris mit ihm umging.“

Allein ſeine Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft waren ſo raſch, daß er ſchon am Ende des folgenden Jahres ſeine arithmetiſche Quadratur des Zirkels fand, die Huygens billigte, und von der er dem Sekretär der londonſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Oldenburg, einem Gelehrten aus Bremen, Nachricht gab. Die Zahlenreihe, wodurch ſie ausgedruckt wird, zeichnete ſich durch ihre Schönheit aus, indem die Zähler einander gleich waren, und die Nenner in einer regelmäßigen Progreſſion den ungeraden Zahlen folgten; eine Schönheit, worin ſie nur von der Newtonſchen übertroffen wurde, worin zu der Regelmäßigkeit in der Progreſſion der Nenner, die Mannichfaltigkeit und Regelmäßigkeit in den Zählern hinzukam.

Dieſe Erfindungen waren indeß nur die Vorſpiele zu weit größern und wichtigern. Denn ſchon im Jahre 1677 theilte er dem großen Newton ſeine Erfindung der Differentialrechnung mit. Sie ward in der Folge der Gegenſtand einer Streitigkeit, deren Ende Leibnitz nicht erlebt hat.

Die Größe des Mannes, der ſein einziger Mitbewerber um den Ruhm dieſer Erfindung war, die Hitze, mit welcher die Verehrer Newtons dieſen Ruhm für ihren großen Mitbürger zu erfechten ſuchten, die Bewegungen, wodurch ſie die Sache eines Gelehrten zu einer Sache der ganzen Nazion machten, für die ſie mit aller Heftigkeit der engliſchen Nazionaleiferſucht ſtritten — alles dieſes muß auch demjenigen, der ſich nicht durch die Sache ſelbſt davon überzeugen kann, zum Beweiſe dienen, wie groß, wie ſchwer und wie wichtig die Erfindung der neuen Methode in ihren Augen ſeyn mußte.

Wir ſtehen jetzt in einer ſolchen Entfernung von den Leidenſchaften beider Partheien, daß wir die Gründe der Anſprüche auf beiden Seiten mit derjenigen Ruhe aus einander zu ſetzen im Stande ſind, wobei die Vernunft und Gerechtigkeit die Entſcheidung am leichteſten wird finden können. Man würde die deutſche Beſcheidenheit für ſtumpfe Gleichgültigkeit halten, wenn ſie den Lorbeer, den ſelbſt die ſachkundigſten Richter einer neutralen Nation, ein Montucla, D'Alembert und der durch ſein trauriges Ende noch allgemeiner als

Digitized by Google

durch ſeine gelehrten Verdienſte berühmte Bailly zwiſchen Leibnitz und Newton getheilt haben, könnten von dem Haupte des deutſchen Unſterblichen reiſſen ſehen, ohne ſeine ſo oft dargelegten Anſprüche auch hier zu wiederholen.

Leibnitz hatte ſchon ſeine Grundſätze der Differentialrechnung im Jahre 1684 im Monat Oktober in den Act. Erud. bekannt gemacht, und Newton trat erſt mit ſeiner Fluxionsmethode im Jahre 1687 in einer Anmerkung zu ſeinem unſterblichen Werke der mathematiſchen Grundſätze der natürlichen Philoſophie hervor. Wenn man alſo blos nach dem zu urtheilen hätte, was in gedruckten Schriften Jedermann vor Augen liegt: ſo wären die Anſprüche des Herrn von Leibnitz auf die Priorität der Erſindung außer allem Zweifel. Allein es war ein Briefwechſel über die Sache vorhergegangen, und dieſer ſchien die Rechte der beiden groſſen Prätendenten zweifelhaft zu machen. Alles was indeß daraus bewieſen werden konnte, war, daß beide, ein jeder auf ſeinem eigenen Wege zu ſeiner Erfindung gelanget ſey. Dabei war noch dieſes für den deutſchen Philoſophen, daß er bei der gegenſeitigen Mittheilung weit offner

und gerader zu Werke gegangen war, als der Britte. Denn als ihm Newton im Jahre 1676 zum erſtenmale etwas von ſeiner Methode ſchrieb: ſo verhüllete er ſie vermittelſt der Verſetzung der Buchſtaben in ein unauflößliches Räthſel, indeß Leibnitz die ſeinige in ſeiner Antwort im J. 1677 klar und offen darlegte. Dieſes berichtete Newton noch ſelbſt in der oben angeführten Anmerkung im J. 1687. Und ſo würde dann die Ehre der Erfindung beiden zukommen; ein Jeder würde ſie für ſich gemacht, keiner ſie von dem Andern entlehnt haben.

Erſt eine geraume Zeit nachher, im J. 1699, wagte es Fatio in einer Schrift über die Linie des geſchwindeſten Herabſteigens zu behaupten, daß Newton der erſte Erfinder der neuen Methode ſey, und daß man zweifeln könne, ob der zweite nicht etwas von dem Erſten genommen habe. Leibnitz antwortete auf eine für Newton höchſt verbindliche Art, er beklagte ſich über die londonſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften; allein die Sache wurde bald beigelegt, bis der Streit im J. 1708 wieder mit verdoppelter Heftigkeit losbrach. Und nun ward die Sache zweier einzelner Gelehrten

zu der Sache zweier Nationen. Keil, ein patriotiſcher Britte und enthuſiaſtiſcher Verehrer Newtons, glaubte für die Ehre ſeines Vaterlandes und den Ruhm ſeines Lehrers nicht genug gethan zu haben, wenn er den deutſchen Philoſophen nicht alles Antheils an dieſem Ruhme beraubte und überdieß noch die Schmach der Anmaßung einer fremden Erfindung auf ihn brächte. Er behauptete daher geradezu, daß Leibnitz bloß die Differenzen an die Stelle der Fluxionen geſetzt habe. Endlich vergaß die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London die Gränzen ihres Anſehens ſo weit, daß ſie ſich herausnahm, über eine gelehrte Streitigkeit, ſo wie die Admiralitätsgerichte über die Rechtmäßigkeit einer Priſe, durch ernannte Kommiſſarien zu entſcheiden, doch ſo, daß ſie nur Newtons Priorität in Schutz nahm, ohne Leibnitzens Anſprüche auf die Erfindung ſelbſt anzufechten. Als endlich Newton ſich durch eine öffentliche Schrift an dieſe Streiter anſchloß, antwortete ihm Leibnitz, ſechs Monate vor ſeinem Tode, in einem Briefe, den er aus Schonung durch die Hände ſeiner gelehrten Freunde in Frankreich gehen ließ, worin er ſein edelmüthiges Betragen in dieſer

ganzen unglücklichen Streitigkeit in das helleſte Licht ſetzte.

So endigte ſich ein Streit, den Heftigkeit, Widerſpruch, Eiferſucht und Nationalſtolz bis auf den höchſten Grad der Erbitterung getrieben hatte. Die unpartheiiſche Nachwelt kann jetzt ein gerechteres Urtheil fällen. Es iſt nicht der geringſte Grund vorhanden, in die Verſicherung, die Leibnitz ſo oft widerholt hat, ohne allen Beweis, ein Mißtrauen zu ſetzen, das die Ehre eines Mannes beleidigen könnte, dem ſeine vielfachen Verdienſte ſo häufige unbezweifelte Anſprüche an alle Arten des gelehrten Ruhmes geben. Er pflegte dem fremden Verdienſte ſo gern Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, daß er, wo er nur konnte, die Keime zu ſeinen tiefſinnigſten Theorieen bei andern aufſuchte, und war auf den Ruhm ſeiner Mitbewerber ſo wenig eiferſüchtig, daß er ihnen ſeine Kenntniſſe mit der edelſten Bereitwilligkeit mittheilte und, wie er ſich ausdrückte, gern in Anderer Gärten Blumen ſah, die aus ſeinem Saamen gewachſen waren.

In dem Streite über die Differentialrechnung ſelbſt, hatte er mit einer ſolchen offenen Beſcheiden-

heit gehandelt, die mit Newtons anagrammatiſcher Mißgunſt, wie es ein eben ſo gelehrter Mathematiker als geiſtreicher Schriftſteller nennt, und dem ausſchließenden ſelbſtſüchtigen Stolze ſeiner Gegner in England ſehr ſonderbar abſticht. Er theilt nicht allein ſeine Methode ſogleich ohne Zurückhaltung mit, er beſchreibt auch den Weg, wie er dazu gelanget, er verſchweigt keinen ſeiner vergeblichen Verſuche und verhehlt keine von den niedrigen Stufen ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe, von denen er ſich nach und nach zu den höhern hinaufgeſchwungen hat.

Selbſt da Huygens, Tſchirnhauſen und andere große Mathematiker ſeiner Zeit, welche die erſte Probe ſeiner Differentialrechnung geſehen hatten, dieſes große Werkzeug der höchſten Geometrie, das ſie noch nicht zu handhaben verſtanden, mit Verachtung liegen ließen, ſuchte es ihnen Leibniz nicht durch Empfehlung ſeiner Vortheile aufzudringen. Und erſt als Jakob und Johann Bernoulli ſich durch wiederhohlte Anſtrengung ſeiner Methode bemächtigt und ihm ihr Entzücken über die Schönheit eines ſolchen Werkes des menſchlichen Verſtandes mitgetheilt

hatten, erſt da entſchloß er ſich, noch neue Erweiterungen deſſelben bekannt zu machen. Mit dieſem geraden und offenen Betragen des Deutſchen vergleiche man endlich noch die zweideutige Politik der Britten, welche die berühmte Anmerkung in Newtons mathematiſchen Grundſätzen der natürlichen Philoſophie vom J. 1687, worin er Leibnitzens Antheil an der Erfindung anerkannte, unterdrückten, und in der neuen Ausgabe durch eine andere erſetzten, weil doch eine Anmerkung da ſtehen mußte, wo einmal eine geſtanden hatte. Statt zu dieſen Künſten ſeine Zuflucht zu nehmen, dachte Leibnitz darauf, mit ſeinen Erfindungen noch weiter fortzurücken. Er hatte noch vor dem Jahre 1700 eine Methode gefunden, die Größen zu integriren, und er meldete es dem Bernoulli, mit dem Zuſatze, daß er dieſe Erfindung für ein eigenes Werk über die Wiſſenſchaft des Unendlichen beſtimmte, mit welchem er umgehe. Er machte davon eine Probe in dem Leipziger gelehrten Tagebuche im J. 1702 bekannt, und noch wenig Tage vor ſeinem Tode ſchrieb er an Wolf, daß er über die Rechenkunſt noch etwas Unverhofftes mitzutheilen habe, welches mit den

Erfindungen Newtons und der übrigen Engländer keine Aehnlichkeit haben werde.

Dieſes Unverhoffte konnte nichts als eine allgemeine Methode ſeyn, alle Größen zu integriren, und wenn ſich Leibnitz durch dieſe Erfindung um die Geometrie verdient gemacht hätte, ſo würde er ſich ſelbſt über den großen Newton erhoben haben. Dieſes Lob über einen Gedanken, der nur angedeutet und nicht bekannt geworden iſt, ſteht hier nicht an einem unrechten Orte. Die Geſchichte der Menſchen erzählt ihre Handlungen, ihre Bewegungsgründe, wenn ſie enthüllt ſind; die Geſchichte ihres Geiſtes muß alle ihre Ideen enthalten. Was iſt es für den Umfang des Genie's, daß ein Entwurf iſt ins Werk geſtellt worden? Die Menſchen ſind ſowohl groß durch die Ideen, die ſie gehabt, als durch die, welche ſie ausgeführt haben.

Seine Bemühungen zur Erfindung neuer und zur Verbeſſerung ſchon bekannter Maſchinen, ſind weniger glücklich geweſen. Zu der Rechenmaſchine, womit er ſich während ſeinem ganzen Leben beſchäftigte, gab ihm vielleicht Paſcals Verſuch Gelegenheit. Er zeigte den erſten Plan dazu dem be-

rühmten Colbert, der ihm Beifall gab, und aus einer Zeichnung von derſelben, die ſich in den vermiſchten Schriften der gelehrten Geſellſchaft zu Berlin vom J. 1710 befindet, kann man ſich einigermaßen einen Begriff davon machen. Unter ſeinen Handſchriften, welche auf die königliche Bibliothek zu Hannover gekommen ſind, befinden ſich noch einige ganz unvollkommne Aufſätze, welche ſich auf dieſe Maſchine beziehen, die aber, wie ein völlig befugter Richter in dieſen Sachen urtheilt, von ſeiner Uebung und Geduld im Zeichnen eben keine großen Begriffe geben, und die Vermuthung erregen, eine große Urſache der Schwierigkeiten, die er dabei gefunden, ſey, daß er ſich den Künſtlern nicht habe genugſam verſtändlich machen können.

Mitten unter allen dieſen Beſchäftigungen erhielt er im Jahre 1673 die Nachricht von dem Tode des Herrn von Boineburg. Da dieſer Tod ihn von den Geſchäften entband, die er bisher für ſeinen Beförderer in Paris geführt hatte, ſo konnte er in dieſem Jahre eine Reiſe nach England machen, und die Gelehrten, mit denen er ſchon durch Briefwechſel in Verbindung geſtanden, in-

ſonderheit den großen Iſaak Newton, perſönlich kennen lernen. Auf dieſem neuen Theater hatte er nicht allein Gelegenheit ſeine Kenntniſſe zu vermehren, ſondern auch ſeinen Eifer für die Mathematik in dem Umgange mit den größten Männern in dieſer Wiſſenſchaft durch ein neues Intereſſe zu beleben.

Indeß war auch im Jahre 1674 ſein großer Beſchützer, der Kurfürſt von Mainz, geſtorben, und dieſer Verluſt nöthigte ihn, an ſeine Rückkehr nach Deutſchland zu denken. Die Geſchichte ſagt uns nicht, warum der Tod dieſes Fürſten Leibnitzens Entlaſſung aus den Dienſten des mainziſchen Hofes nach ſich ziehen mußte, und es iſt daher erlaubt zu vermuthen, daß er ſie ſelbſt aufzugeben entſchloſſen war, weil er unter einer neuen Regierung, bei der er vielleicht nicht auf die perſönliche Gunſt eines ſo gelehrten Beſchützers, wie Johann Philipp war, zu Geſchäften würde verdammt worden ſeyn, die ihn von den Wiſſenſchaften abgezogen, und in den engen Kreis eines gewöhnlichen blos mechaniſchen Dienſtes würden eingeſchloſſen haben.

Allein in dieſer Verlegenheit blieb er nicht

lange. Denn in Paris, welches er vor ſeiner Rückreiſe nach Deutſchland nochmals beſuchte, erhielt er Anträge, die ſeiner eben ſo würdig, als ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften angemeſſen waren. Der franzöſiſche Hof wiederhohlte ſein Anerbieten, ihm eine Stelle bei der Akademie der Wiſſenſchaften zu geben. Allein da dieſes ihn auf immer von ſeinem Vaterlande würde entfernt haben, und wahrſcheinlich wenigſtens ſtillſchweigend vorausſetzte, daß er zu der katholiſchen Religion übertreten würde; ſo trug er kein Bedenken, den in allem Betracht weit vortheilhaftern Antrag des Herzogs Johann Friedrich von Hannover vorzuziehen. Dieſer gelehrte Fürſt, dem Leibnitz ſchon bei ſeinem Eintritte in die kurmainziſchen Dienſte durch den Herrn von Boineburg war bekannt geworden, ſäumte nicht, damit ihm kein anderer zuvorkommen möchte, ſogleich nach dem Tode des Kurfürſten, ſich Leibnitzens durch das Anerbieten der Stelle ſeines Bibliothekars mit einem anſehnlichen Gehalte und dem Hofrathskarakter, inſonderheit aber, was dem wißbegierigen Gelehrten das angenehmſte war, mit der Erlaubniß zu verſichern, ſeinen Aufenthalt ſo lange

zu verlängern, als er es für nöthig halten würde.

Leibnitz machte indeß von dieſer Erlaubniß einen beſcheidenen Gebrauch. Denn im Jahre 1675 trat er ſeine Rückreiſe nach Deutſchland über England und Holland an, und kam endlich im folgenden Jahre, weil er ſich in Amſterdam, wegen des berühmten Burgermeiſter Hudden, eines großen Mathematikers, aufgehalten hatte, in Hannover an. Die Bibliothek empfand ſogleich die Wirkungen ſeiner Thätigkeit durch den Ankauf der anſehnlichen Bücherſammlung des gelehrten hamburgiſchen Arztes, Martin Vogels, wozu er den Herzog bewog, und die, außer vielen wichtigen hiſtoriſchen, phyſikaliſchen und medizinischen Werken, mehrere ſeltene Handſchriften enthielt.

Er ſchränkte indeß ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaften nicht auf die Bereicherung der Bibliothek ein; er wußte den Geſchmack und die Freigebigkeit des Herzogs noch auf andere Weiſe für die Beförderung derſelben zu benutzen. Ein hamburgiſcher Chemiſt, Namens Brand, der das Vermögen ſeiner Frau durch alchymiſtiſche Arbeiten verzehrt hatte und nur noch von dem Verkaufe chemiſcher

Arzneien lebte, war auf die Erfindung eines neuen Phosphorus, den Leibnitz in der Folge den feurigen oder Pyropus nannte, gekommen, indem er den Prozeß, aus Urin eine Flüſſigkeit zu bereiten, wodurch das Silber zu Golde könnte gereiſt werden, den er bei einem gedruckten Alchymiſten fand, nachzumachen ſuchte. Ein neues Beiſpiel, wie die Alchymie, ohne es zu wollen, der Wiſſenſchaft genutzt hat! Leibnitz erhielt die erſte Nachricht durch einen berühmten Arzt und Naturforſcher, Johann Daniel Kraft, der ſie nebſt dem bekannten Johann Kunkel, aber nur ſehr unvollkommen erlernt hatte, und auf einer Reiſe nach England, wo er ſie dem Könige und den Großen gegen eine angemeſſene Belohnung anbieten ſollte, durch Hannover ging. Er bewog ſogleich ohne alle Schwierigkeit den Herzog, den Erfinder ſelbſt kommen zu laſſen, und ward von ihm in ſeinem Geheimniſſe ſo vollſtändig unterrichtet, daß er den neuen Phosphorus in ſeinem eigenen Laboratorio nachzumachen im Stande war. Der Erfinder ward mit einem jährlichen Gnadengehalt entlaſſen, und Leibnitz ſchickte eine Probe ſeines Phosphorus an Huygens und gab dem Herrn von Tſchirn-

hauſen auf ſeiner erſten Rückreiſe nach Frankreich noch eine andere mit, um ſie der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vorzulegen.

Mit der größten Leichtigkeit ging er von dieſen Arbeiten zu den wichtigſten Fragen des Staats- und Völkerrechts über. Die langwierigen Unterhandlungen, die ſich im J. 1679 mit dem Nimwegiſchen Frieden endigten, waren gleich bei ihrer Eröfnung durch ſolche Streitigkeiten aufgehalten, die ſie zu verewigen droheten. Die franzöſiſchen Geſandten hatten, nach der kleinlichen und verderblichen Politik ihres Hofes, dem Friedensgeſchäfte ſolche Schwierigkeiten in den Weg geworfen, wodurch ſie, nach ihrem Gefallen, die Beendigung deſſelben beſchleunigen und entfernen konnten. Sie hatten in den Päſſen, welche ſie für die Geſandten der deutſchen Reichsfürſten, die dem Friedenskongreß beiwohnen ſollten, ausgefertigt, dieſen Geſandten einen Rang verſagt, den ſie den Geſandten der italieniſchen Fürſten zugeſtanden, ſie hatten ſie, gleich als wenn ſie ihren Herren das Recht der Oberherrlichkeit ſtreitig machen wollten, nicht Geſandte, ſondern blos Deputirte genannt. Dadurch öffneten ſie ſich ein unabſehbares Feld zu Erörte-

rungen, dadurch unterhielten ſie einen beſtändigen Saamen der Eiferſucht und Zwietracht unter ihren Gegnern. Mitten unter dieſer Gährung der Gemüther trat Leibnitz auf, dem die Wiederherſtellung der Ruhe eben ſo ſehr als die Würde der Fürſten ſeines Vaterlandes am Herzen lag, um die Sache der Fürſten zu verfechten, und der Erfolg krönte die gerechten Anſprüche, für die er geſprochen hatte.

Die Schrift, welche er über dieſe Materie herausgab, erſchien im Jahre 1677 unter dem erdichteten Namen des Caesarinus Fürstnerius mit der Aufſchrift: De jure Suprematus ac Legationis Principum Germaniae (Von dem Oberherrlichkeits- und Geſandſchaftsrechte der deutſchen Fürſten). Um ihr noch einen größern Umlauf, inſonderheit an den Höfen zu verſchaffen, machte er ſelbſt einen Auszug davon in franzöſiſcher Sprache, unter der Aufſchrift bekannt: Entretien de Philarete et d'Eugene sur la question du tems, agitée à Nimegue touchant le droit d'Ambassade des Electeurs et Princes de l'Empire.

Auch in dieſem Werke iſt die Ueberlegenheit

nicht zu verkennen, womit er den ſpezielſten Unterſuchungen ein allgemeines und dauerhaftes Intereſſe zu geben wußte, auch hier nimmt ſein Tiefſinn die Entſcheidungen aus ſo tiefen Quellen, daß ſeine Arbeit auch für diejenigen unter ſeinen Zeitgenoſſen wichtig ſeyn mußte, die an der Hauptfrage keinen Theil nahmen, und daß ihre Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft noch immer fortdauert, nachdem der Streit, der ſie veranlaßt hat, längſt abgemacht iſt. Dieſe Weiſe, die man mit Recht die ſeinige nennen kann, gehört zu ſehr zu den Eigenthümlichkeiten ſeines wiſſenſchaftlichen Karakters, als daß es überflüſſig ſeyn könnte, ſie in einem beſondern Falle anſchaulich zu machen. Vielleicht iſt es auch nicht unnütz, zu einer Zeit, da ſich jeder an die ſchwerſten Fragen der Staatskunſt und der Politik wagt, und da man glaubt, daß die erſten Gründe dieſer Wiſſenſchaft nur erſt ſeit kurzem von unſern weſtlichen Nachbarn ſind entdeckt worden, zu erfahren, daß ſie längſt in Deutſchland tiefſinniger ſind erforſcht und richtiger gelehrt worden.

Er findet die Quellen der Oberherrlichkeit in der natürlichen Unabhängigkeit der Menſchen, die

in einen geſellſchaftlichen Verein zuſammen getreten ſind, verbunden mit einer Macht, die hinreichend iſt, die Unterthanen in dem Gehorſam der Geſetze zu erhalten. Sie erfordert aber, daß das Recht und der Gebrauch der Macht zuſammen verbunden und daß beide einander angemeſſen ſeyen. Denn das Recht allein mache nicht den Oberherrn aus, indem der größte Fürſt ſo gut als der Niedrigſte aus dem Volke verpflichtet ſey, alle ſeine Handlungen nach den Vorſchriften der Gerechtigkeit einzurichten. Eben ſo wenig könne es aber dabei blos auf die Macht ankommen, weil ſonſt ein Tyrann oder ein Räuberhauptmann, eben ſo gut, als ein Landesfürſt die höchſte Gewalt beſitzen würde.

Er erwartet aber ſogar nicht alles von der Macht, um die Menſchen in den Schranken der Pflicht zu erhalten. Er will, daß das Gewiſſen, das alle Menſchen der Gottheit, und die Ehrfurcht, die den Bürger ſeiner Obrigkeit unterwirft, nicht übergangen werde. Er hält dieſe Bande für die ſicherſten und wohlthätigſten, um auch dem Mißbrauche der Gewalt in den Händen der Regenten zuvorzukommen. Er wünſcht zu

Digitized by Google

dem Ende zwei Oberhäupter für die große europäiſche Staatenverbindung, wovon das eine, als das Haupt der Kirche durch das Gewiſſen, das andere aber als das weltliche Oberhaupt durch die Ehrfurcht der Majeſtät die Regenten in der Ausübung der Gerechtigkeit erhalte. Wenn dieſer Theil ſeines politiſchen Syſtems kaum noch Nachſicht zu verdienen ſcheint: ſo muß man ſich erinnern, in wie viele Ideale der ſyſtematiſche Geiſt ſich von jeher verloren hat, um das ſchwere Problem aufzulöſen, wie man den wohlthätigen Gebrauch der oberſten Gewalt ſichern könne, ohne die Bande der Verfaſſung aufzulöſen und ſich den unbekannten Uebeln einer gewaltſamen Staatsveränderung auszuſetzen.

Indeß ſchloß er aus dieſer Idee von dem Verhältniß der Landesherren zu dem Oberhaupte des deutſchen Reichs, daß ihnen durch ihre Verbindung zu Einem Staatskörper und durch ihre Ehrfurcht vor der Majeſtät dieſes Oberhauptes von der Oberherrlichkeit nichts abgehe, daß ihnen alle Rechte, die zu derſelben gehören, und folglich auch das Geſandtſchaftsrecht zukommen müſſen. Der Begriff von einem Syſtem verbündeter Staaten war

Digitized by Google

zu der Zeit, da Leibnitz ſchrieb, in dem Staatsrechte eine ganz neue Lehre. Da man die deutſche Verfaſſung nach der alten Theorie der drei einfachen Regierungsformen, der reinen Monarchie, der reinen Ariſtokratie und der reinen Demokratie beurtheilte: ſo mußte die deutſche Verfaſſung, die keine von allen dieſen war, ein Ungeheuer ſcheinen, und man trug auch kein Bedenken, ſie ſo zu nennen.

Dieſe Vorurtheile wurden durch das philoſophiſche Gewand, worein ſie Thomas Hobbes in ſeiner Theorie des Staatsrechts gekleidet hatte, noch mehr beſtärkt. Leibnitz, der in ſeinen Unterſuchungen immer bis auf die letzten Gründe zurückging, und ſelbſt da, wo er nur für den praktiſchen Weltmann ſchrieb, auch den tiefſinnigen Philoſophen nicht vergaß, glaubte daher die Schwierigkeiten nicht übergehen zu dürfen, die man aus der Theorie des Britten, der es wegen ihrer Neuheit, ihrer Kühnheit und ſcheinbaren Bündigkeit nicht an Bewunderern fehlte, gegen ſeine Grundſätze erheben könnte, und es iſt, inſonderheit wegen der nützlichen Winke, die es auch für unſere Zeiten enthält, vielleicht nicht unwichtig zu ſehen, durch

welche geſchickte Wendung er das Gebäude des Hobbeſiſchen Deſpotismus aus ſeinen Angeln hob.

Nach dieſem Syſtem haben die Menſchen von Natur das Recht, Alles zu thun, was ihnen nützlich ſcheint, und folglich haben Alle ein Recht auf Alles. Aus dieſem Rechte entſtehen aber Kriege, die ſich nicht anders als mit dem allgemeinen Untergange endigen können, die alſo einem jeden Einzelnen im höchſten Grade verderblich ſind; folglich iſt der Friede nothwendig, dazu muß aber das Recht Aller auf Alles und mit dieſem auch das Recht, nach ſeinem eigenen Urtheil zu handeln, aufgehoben werden, ein Jeder muß ſeinen Willen auf den Staat, d. i. auf einen Monarchen, einen Senat oder eine Volksverſammlung dergeſtalt übertragen, daß das, was der Staat, oder die ihn vorſtellende phyſiſche oder moraliſche Perſon will, für den Willen eines Jeden gehalten werde. Dieſe Perſon kann aber nur eine Einzige ſeyn, die zur höchſten Herrſchaft gehörigen Rechte können weder unter mehrere Perſonen, noch unter mehrere Senate vertheilt werden; denn wenn dieſe gegen einander ſtimmen ſollten, ſo würde der Staat aufgelöſet werden.

Es würde traurig ſeyn, wenn die Menſchen kein anderes Mittel haben ſollten, den Frieden und ihre bürgerliche Vereinigung zu erhalten, als in die Arme eines eiſernen Deſpotismus zu fliehen. Zu ihrem Glücke iſt dieſer dem unbiegſamen und unwiderſtehlichen Verhängniß gleich regierende Deſpotismus weder möglich noch nöthig. Der Fehlſchluß des Hobbes, antwortet Leibnitz, liegt darin, daß er nichts zulaſſen will, was nur die geringſte Unbequemlichkeit mit ſich führt, und das iſt ganz der Natur menſchlicher Angelegenheiten entgegen. Denn wenn man freilich nicht leugnen kann, daß bey der Theilung der Staatsgewalten, viele Uneinigkeiten, und wenn ein Jeder auf ſeiner Meinung beharret, ſelbſt blutige Kriege entſtehen können, ſo lehrt doch die Erfahrung, daß die Menſchen gewöhnlich gewiſſe Mittelwege einſchlagen, um nicht durch ihre Halsſtarrigkeit Alles auf das Spiel zu ſetzen. Selbſt auf den deutſchen Reichstägen erfordern einige Geſchäfte die völlige Einſtimmigkeit, und das würde dem Hobbes eine Anarchie ſcheinen. Allein ein friedliches Nachgeben bald des einen, bald des andern Theils, welches die Lage der Umſtände nothwendig macht,

Digitized by Google

eine überredende Vermittlung bahnt den Weg zu einer Uebereinſtimmung, wobei der Gang der Geſchäfte beſtehen kann.

Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, der im Jahr 1679 erfolgte, gab Leibnitzens gelehrten Arbeiten eine neue Richtung. In einem ſo hohen Grade er die Gunſt dieſes Fürſten genoſſen, ſo nützlich ihm der Eifer deſſelben für die Wiſſenſchaften geweſen war: ſo fand er doch dieſes Alles und noch mehr in ſeinem Nachfolger, Ernſt Auguſt, bisherigen Biſchof von Osnabrück, wieder. Kaum hatte der neue Herzog ſeine Regierung angetreten, als er Leibnitzen auftrug, die Geſchichte des Braunſchweigiſchen Hauſes zu bearbeiten. Da die Geſchichte dieſes Hauſes ſich in die Geſchichte der Guelphen, von denen es abſtammt, verliert, und da der Guelphiſche Fürſtenſtamm ſeine Herrſchaft über einen ſo beträchtlichen Theil von Deutſchland ausgebreitet hat, da ſein Urſprung ſich in die dunkelſten Zeiten der deutſchen Geſchichte verliert: ſo ſtand ein Plan derſelben vor dem Geiſte des philoſophiſchen Hiſtoriographen, der nichts geringeres als die Geſchichte des Entſtehens und der Kultur der ganzen deutſchen Nation umfaßte.

Digitized by Google

Allein für dieſen Plan und für dieſen Umfang der Forſchbegier waren noch ſo gut als gar keine Materialien vorhanden. Der gemeine Geſchichtſchreiber würde ſich mit dem Vorrathe begnügt haben, den er in Maders und Meiboms Sammlungen finden konnte. Leibnitz kannte ſie, er wußte aber auch, wie dürftig ſie für ſeine Abſichten waren. Er mußte alſo ſeine Arbeit ganz von vorn anfangen, die hiſtoriſchen Quellen in Urkunden, noch ungedruckten Schriftſtellern und Inſchriften, in den Archiven, den Bibliotheken, und ſelbſt in den Grabmälern aufſuchen. Ein Zweig des guelphiſchen Stammes herrſchte in Italien, die Fürſten aus dem Hauſe Eſte. Es war alſo zu hoffen, daß ſich noch in den Archiven dieſes Hauſes und in den Kloſterbibliotheken von Italien Quellen für ſeine Geſchichte werden finden laſſen.

Das machte eine Reiſe nach Italien nothwendig, die Leibnitz ſich für ſeine Bekanntſchaft mit den Gelehrten dieſes Landes und für die Befriedigung ſeiner Wißbegierde in den übrigen Theilen der Gelehrſamkeit, eben ſo nützlich, als für die Geſchichte zu machen gedachte. Es koſtete ihm keine Mühe, den Herzog für dieſe Reiſe zu gewinnen,

Digitized by Google

und er widmete ihr die Jahre 1687, 1688 und 1689. Unter den vielen merkwürdigen Bekanntſchaften, die er in Italien machte, verdient diejenige beſonders erwähnt zu werden, die ſich durch das weite Feld zu neuen Unterſuchungen, das ſie ihm eröffnete, vorzüglich auszeichnet. Es war die Bekanntſchaft des P. Grimaldi, ein jeſuitiſcher Miſſionar und Präſident des Tribunals der Mathematik in China, den er in Rom kennen lernte. Die wenigen Nachrichten, die man damals in Europa von dieſem ſonderbaren Reiche an den äußerſten Gränzen des öſtlichen Aſiens hatte, verdankte man den Nationen, die mit den Chineſern in Handlungsverhältniſſen ſtanden, und die ſich wenig um den Zuſtand der Kultur und der Gelehrſamkeit der Völker bekümmerten, zu denen ſie blos der Handelsgeiſt führte. Was dem Gelehrten aus dieſen entfernten Gegenden wichtig war, das konnte man nur von den Miſſionarien lernen, welche die Mönchsorden dahin ſchickten, und unter dieſen ſtand der Orden der Jeſuiten, als der gelehrteſte, an der Spitze. Mit dieſen kam Leibnitz durch ſeine neue Bekanntſchaft in eine Verbindung, wodurch er ausführlichere Nachrichten über den Zu-

ſtand der Religion und der Wiſſenſchaften in China erhielt. Die Politik der Jeſuiten hatte indeß ihre Urſachen, übertriebene Begriffe von der Vollkommenheit der chineſiſchen Religion und Gelehrſamkeit in Europa zu verbreiten, dieſe kamen durch Leibnitz, Wolf und Bilfinger auch in Deutſchland in Umlauf, und es hat nicht wenig Zeit gekoſtet, ſie durch die genauere Bekanntſchaft mit dieſer Nation zu berichtigen und die Bewunderung bis zum Einklange mit der Wahrſcheinlichkeit herabzuſtimmen.

Nur in der Lehre von der Schöpfung aus Nichts hielt Leibnitz, ſelbſt auf den Glauben an die Zuverläſſigkeit der Jeſuitiſchen Berichte, die chineſiſchen Mandarinen nicht für rechtgläubig. Da er dieſe vermeinten Gelehrten für große Mathematiker hielt: ſo hofte er ſie durch eine Wiſſenſchaft, in der ſie es, ſeiner Meinung nach, ſo weit gebracht hatten, eines Beſſern zu belehren. Das Entſtehen aller Zahlen aus Eins und Null in ſeiner binariſchen Rechenkunſt ſchien ihm ein geſchicktes Sinnbild, wodurch man ſich das Entſtehen des Weltalls aus dem Nichts durch die Allmacht Eines Weſens begreiflich machen könnte.

Digitized by Google

Er ſchickte eine Schaumünze, worauf dieſes ausgedruckt war, an den P. Bouvet, einen gelehrten Jeſuiten, um ſie dem chineſiſchen Kaiſer und den vornehmſten Mandarinen zu überreichen. Sein Korreſpondent fand in der Dyadik noch mehr Geheimniſſe, als Leibnitz ſelbſt darin vermuthet hatte. Sie enthielt, nach ſeiner Meinung, die Erklärung der vier und ſechzig räthſelhaften Figuren, welche vor mehr als viertauſend Jahren der Kaiſer Fohi erfunden haben ſoll, und die aus der verſchiedenen Verbindung von ganzen und gebrochenen geraden Linien beſtehen. Wenn ſich die Wahrheit dieſer glücklichen Entdeckung beſtätigen ſollte, ſetzt der Geſchichtſchreiber der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, welcher ſie der Herr von Leibnitz mitgetheilt hatte, hinzu, welche Ehre für die Europäer, wenigſtens in den Augen der Chineſer, ihnen den Schlüſſel zu den Geheimniſſen ihrer alten Weisheit gegeben zu haben. Sie hat ſich leider! nicht beſtätigt. Denn auch hier hat ſich die Politik der Jeſuiten nicht verläugnet, welche die Gelegenheit mit Freuden ergriff, einem Räthſel eine weisheitsvolle Deutung zu geben, das nichts als das verächtliche Geheimniß einer aber-

Digitized by Google

gläubiſchen Rabdomantie, oder Wahrſagung aus Stäben, enthielt.

So reich auch der Vorrath für die Geſchichte war, den Leibnitz theils in Deutſchland gefunden und zuſammengetragen, theils aus Italien zurückgebracht hatte: ſo weit war ſelbſt der Anfang ſeiner hiſtoriſchen Arbeit noch entfernt. Dieſer Vorrath mußte erſt geſammlet, geordnet, gedruckt werden, ehe er ſich zu einer zuſammenhängenden Geſchichte verbrauchen ließ, und ſelbſt dieſer erſte Theil der Arbeit mußte durch ſeine inneren Schwierigkeiten und ſeine ſteten äußern Unterbrechungen lange verzögert werden. Die unbezwingliche Gewohnheit ſeines philoſophiſchen Geiſtes eine jede Unterſuchung, wozu er bei jedem Schritte Veranlaſſung fand, bis in ihre erſten Gründe zu verfolgen, mußte, bei allem Beiſtande ſeiner Unterarbeiter, und bei aller Unermüdlichkeit ſeiner eigenen eiſernen Aemſigkeit, die Ausſichten zur Vollendung ſeines Werkes doch immer mehr entfernen.

Dazu kam noch die Lage, worin er ſich befand, und die ihm nicht mehr erlaubte, einem einzigen Geſchäfte ſich ganz zu widmen. Es konnte ſchon, weder in der Literatur noch in der politiſchen Welt

ſich nicht leicht mehr eine merkwürdige Begebenheit ereignen, die nicht ſeine Aufmerkſamkeit erregt, und wenige, zu denen man nicht ſeinen Beitritt, ſeine Theilnahme oder wenigſtens einen Rath, den man nur von ſeinem unbegränzten Wiſſen erhalten konnte, verlangt hätte.

Die erſten Früchte, welche er der gelehrten Welt aus ſeinem hiſtoriſchen Schatze mittheilte, waren noch von der Geſchichte des Braunſchweigiſchen Hauſes und ſelbſt von der Geſchichte von Deutſchland ſehr weit entfernt. Es war ſeine diplomatiſche Sammlung für das Völkerrecht (Codex Juris Gentium diplomaticus), den er im J. 1693 in einem Bande in Folio herausgab. Dieſes Werk enthielt eine Sammlung von Urkunden, auf denen die innere Grundverfaſſung der europäiſchen Staaten und ihre äußern völkerrechtlichen Verhältniſſe gegen einander beruhen. Sein ſyſtematiſcher Geiſt ſahe, daß bei der Allgemeinheit der Naturgeſetze, noch unendlich vieles in den gegenſeitigen Rechten und Verbindlichkeiten der Völker übrig bleibt, das durch Herkommen, Gewohnheiten und Verträge muß beſtimmt werden. Ohne die Urkunden zu kennen, worin alles dieſes

niedergelegt und aufbewahrt iſt, läßt ſich an die Gewißheit des Völkerrechtes, von der die Ruhe der Nationen in einem ſo hohen Grade abhängt, kaum gedenken. Dieſe alſo zu einer allgemeinen Kenntniß zu bringen, das war die Abſicht eines Werkes, welchem die größten Staatsrechtslehrer durch ihre Fortſetzungen den beſten Beweis ihrer Achtung und ihres Beifalls gegeben haben.

Da hier das Völkerrecht, als eine neue Wiſſenſchaft, zum erſten Mahle in einer philoſophiſchen Geſtalt erſcheint: ſo glaubte er von dem Plane ſeines Werkes und von dem Geſichtspunkte, aus welchem es ſich an das allgemeine Naturrecht anſchließt, eine ausführlichere Rechenſchaft geben zu müſſen. Die Vorrede, worin er dieſes that, enthält Grundſätze, die ſich durch ihre Evidenz und Anwendbarkeit ſo ſehr empfehlen, daß ſie noch jetzt der größten Aufmerkſamkeit würdig iſt.

Er fängt mit der Bemerkung an, daß die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, auch nach ſo vielen vortreflichen Schriftſtellern, noch immer nicht völlig ins Klare gebracht ſind. Das Recht, ſagt er, iſt ein ſittliches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine ſittliche Nothwendig-

keit. Unter dem Sittlichen verſtehe ich, was bei einem rechtſchaffenen Manne ſo gut als phyſiſche Nothwendigkeit iſt. Denn, wie ein römiſcher Rechtsgelehrter vortreflich ſagt: was gegen die guten Sitten iſt, von dem kann man nicht annehmen, daß wir es thun können. Ein rechtſchaffner Mann iſt aber derjenige, der alle Menſchen ſo ſehr liebt, als es ihm die Vernunft erlaubt. Und hier giebt er zuerſt die eben ſo tiefgedachte, als fruchtbare Erklärung der Gerechtigkeit, ſie iſt die Liebe des Weiſen, oder die Liebe, welche durch Weisheit und Vernunft regiert wird, und er ſetzt hinzu: der Ausſpruch, den man dem Karneades beilegt, die Gerechtigkeit ſey die größte Thorheit, weil ſie verlangt, daß wir für das Wohl Anderer ſorgen und unſer eigenes vernachläſſigen — dieſer Ausſpruch ſey aus einem unrichtigen Begriff von der Gerechtigkeit entſprungen.

Wie läßt ſich aber die Liebe ſeiner ſelbſt mit der Liebe anderer Menſchen vereinigen? Hier iſt ein Knoten, an dem ſich die Speculation des grübelnden Verſtandes ſo oft vergebens verſucht hat, indeß ihn das unbelehrte Gefühl eines wohlwollendes Herzens alle Tage von ſelbſt löſet. Leibnitz

Digitized by Google

thut weiter nichts, als die unentwickelten Entſcheidungen dieſes Gefühles in die deutliche Sprache des denkenden Verſtandes überſetzen, und es kann unmöglich unintereſſant ſeyn, ſeine Beantwortung dieſer Frage von ihm zu hören, die ſo lehrreich iſt und ſeinem tiefen Verſtande und edlem Herzen gleich große Ehre macht. Einen lieben, ſagt Leibnitz, heißt, ſich an ſeiner Glückſeligkeit ergötzen, oder, welches einerlei iſt, fremde Glückſeligkeit in ſeine eigene aufnehmen. Dadurch, ſetzt er hinzu, läßt ſich auch eine Schwierigkeit in der Theologie heben, wie es nämlich eine ganz reine Liebe geben könne, eine Liebe ohne Furcht und Hofnung, und ohne alle Rückſicht auf irgend einen Vortheil. Denn die Glückſeligkeit Anderer, die uns ergötzt, gehört mit zu unſerer eigenen Glückſeligkeit; indem das, was ergötzt, an und für ſich ſelbſt begehrt wird. Und wie die Betrachtung des Schönen ſelbſt angenehm iſt, und ein Gemälde Raphaels, ob es gleich nichts einbringt, den Kenner entzückt und von ihm mit einer Art von Liebe gehegt wird: ſo geht bei dem Schönen, das der Glückſeligkeit fähig iſt, dieſes Ergötzen in eigentliche Liebe über. Die Liebe zu Gott übertrifft aber

jede andere Liebe, indem kein Weſen ſchöner, glückſeliger und der Glückſeligkeit würdiger iſt. Da aber die Weisheit die Liebe regieren muß: ſo muß auch dieſe erklärt werden. Und da glaubt der Weltweiſe dem gemeinen Begriffe derſelben am nächſten zu kommen, wenn er darunter die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit verſteht. Hier kommen wir wieder auf den Begriff von Glückſeligkeit zurück, den Leibniz an dieſem Orte nicht weiter zergliedert. Sie kann indeß nichts anders, als das Bewußtſeyn unſerer Vollkommenheit ſeyn, und dieſe iſt an ſich etwas Gutes. Was aber an ſich gut iſt, das muß auch als Zweck eines vernünftigen Weſens gut ſeyn. Indem alſo die Weisheit die Wiſſenſchaft der Zwecke oder des an ſich Guten, und alſo desjenigen iſt, worin die Quelle der Glückſeligkeit liegt: ſo haben wir eine Erklärung der Glückſeligkeit gefunden, die mit dem Begriffe der Weisheit nahe genug zuſammentrifft.

Aus dieſer Quelle der Liebe, fährt der edle Weltweiſe fort, fließt nun das Naturrecht, von welchem es drei Grade giebt; das ſtrenge Recht in der wechſelſeitigen, die Billigkeit in der austheilenden, und die Tugend in der allgemeinen Gerech-

Digitized by Google

tigkeit. Das Gebot des ſtrengen Rechtes iſt: daß man Niemanden beleidige, damit er nicht, in der bürgerlichen Geſellſchaft eine Klage, oder außer derſelben ein Recht zum Kriege erhalte; das Gebot der Billigkeit, einem Jeden das Seinige zu ertheilen, und dieſes erſtreckt ſich auch auf die Handlungen, aus welchen die, auf die ſie ſich beziehen, keine Klage erhalten, wodurch ſie uns zwingen, als: auf die Handlungen der Dankbarkeit, der Wohlthätigkeit u. ſ. w. In dem unterſten Grade des Rechtes werden die Menſchen als gleich betrachtet, in dem höhern hingegen wird ihre Würdigkeit erwogen, und danach die Vorzüge, die Belohnungen und Strafen abgemeſſen.

Der höchſte Grad des Rechtes iſt die Heiligkeit oder vielmehr die Frömmigkeit. Das ſtrenge Recht ſoll anderer Unvollkommenheit vermeiden, die Billigkeit ſoll ihre Vollkommenheit auf eine angemeſſene Art befördern, aber nur ſo weit es in den Gränzen dieſer Sterblichkeit geſchehen kann. Daß wir aber ſelbſt das Leben und Alles, was das Leben angenehm macht, dem größern Vortheile Anderer aufopfern, ja die größten Schmerzen für Andere übernehmen ſollen, das iſt mehr eine ſchöne

Vorſchrift der Philoſophen als eine gründlich erwieſene Wahrheit. Denn der Ruhm und das Hochgefühl einer tugendhaften Seele, worauf ſie ſich unter dem Namen des moraliſchen Schönen berufen, ſind ohne Zweifel die größten Güter eines verſtändigen Weſens, die aber nicht bei Allen das Uebergewicht haben, indem ſie nicht jede Phantaſie mit gleicher Stärke rühren, am wenigſten diejenigen, welche weder eine edle Erziehung und Lebensart, noch die Lehren und die Zucht ihrer Schule zu der Schätzung der Ehre und dem Gefühl der Güter des Geiſtes gewöhnt hat. Damit alſo durch einen allgemeinen Beweis ausgemacht werde, daß alle Pflicht nützlich und alle Unheiligkeit ſchädlich ſey, ſo muß die Unſterblichkeit der Seele und die Regierung einer allwaltenden Gottheit zu Hülfe genommen werden. So ſind wir Alle als Glieder des vollkommenſten Staates zu betrachten, und als Unterthanen eines Monarchen, deſſen Weisheit ſich nicht irren, und deſſen Macht Niemand entgehen kann; der aber zugleich ſo liebenswürdig iſt, daß in ſeinem Dienſte die größte Glückſeligkeit beſteht. Wer in dieſem Dienſte ſein Leben verliert, der wird es gewinnen. Die Macht dieſes Monarchen wirkt,

Digitized by Google

daß Alles, wozu ein Jeder ein Recht hat, ihm werden muß, daß Niemand verletzt werde, als von ſich ſelbſt, daß keine Pflicht ohne Belohnung, keine Sünde ohne Strafe bleibt.

Um dieſer Betrachtungen willen wird die Heiligkeit des Willens die allgemeine Gerechtigkeit genannt; denn ſie begreift alle Tugenden in ſich.

Außer dieſen ewigen Geſetzen der vernünftigen Natur giebt es aber nun noch ein willkührliches Recht, das durch das Herkommen eingeführt oder von einem bürgerlichen Geſetzgeber verordnet iſt. Das erſte beruht auf der ſtillſchweigenden Einwilligung der Völker, und dieſe iſt in der Geſchichte aufbehalten, deren öffentliche Quellen die ſchriftlichen Verhandlungen ſind. Die Sammlung von Urkunden, welche dieſe Verhandlungen aufbewahren, umfaſſen einen Zeitraum, der mit dem eilften Jahrhundert anfängt, und iſt größtentheils aus Handſchriften der Wolfenbüttelſchen Bibliothek genommen.

In die Zeit, da er ſich mit der Ausgabe dieſes diplomatiſchen Kodex des Völkerrechtes beſchäftigte, fällt der Anfang einer Arbeit, die mehr

Digitized by Google

als zehn Jahr hindurch ihm einen beträchtlichen Theil ſeiner koſtbaren Stunden wegnahm, und die doch am Ende fruchtlos mußte abgebrochen werden. Das waren die Unterhandlungen zur Vereinigung der katholiſchen und proteſtantiſchen Religion. Da Leibnitz dabei eine ſo anſehnliche Rolle geſpielt hat: ſo kann eine kurze Geſchichte derſelben, die ſo viele Beweiſe von der Allgemeinheit ſeiner Kenntniſſe, ſeiner großen Unterhandlungsgabe, der Feinheit und Urbanität ſeiner Streitart, ſeiner Gewandtheit in den delikateſten Lagen, und von dem Vertrauen enthält, welches beide Theile in ſeinen Scharfſinn und in ſeine Unpartheilichkeit ſetzten, in einer Schilderung ſeines ſittlichen und gelehrten Karakters nicht übergangen werden. Sie wird auſſerdem noch manche Winke über die Grundſätze und Abſichten ſolcher Religionsvereinigungen enthalten, die auch für unſere Zeiten lehrreich ſeyn können.

Die Unterhandlungen fingen zuerſt in Deutſchland an, und gingen erſt, nachdem ſie hier eine geraume Zeit gedauert hatten, nach Frankreich über. Der Augsburgiſche Religionsfriede im Jahre 1553 und der Weſtphäliſche im Jahr 1648 hatten die

Digitized by Google

Punkte, worüber die katholiſche und die proteſtantiſche Kirche von einander abwichen, unentſchieden gelaſſen. Dieſe berühmten Traktate, denen das erſchöpfte Deutſchland, nach langem vergeblichen Kampfe zwiſchen der Beherrſchung und der Freiheit der Meinungen endlich ſeine Ruhe verdankte, waren bloße Ausdehnungen des allgemeinen öffentlichen Friedens auf die Verſchiedenheit der Religionen. Nach denſelben ſollte niemand wegen ſeines Religionsbekenntniſſes beeinträchtigt werden, die Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten ſollten mit der bisherigen katholiſchen Kirche gleiche Rechte und gleichen Schutz der Geſetze genießen, ihrer friedlichen Ausgleichung und den glimpflichen Bemühungen um eine freiwillige Vereinigung indeß unbeſchadet. Der proteſtantiſche Religionstheil, zufrieden, ſein politiſches Beſtehen in dem deutſchen Staatskörper erkämpft zu haben, hatte kein Intereſſe, Unterhandlungen zu einer ſolchen Vereinigung zu eröffnen. Die katholiſche Kirche hingegen hoffte noch immer, die Proteſtanten in ihren Schooß zurückzuführen. Der Jeſuiterorden hörte nicht auf, die Möglichkeit einer ſolchen Wiedervereinigung dem Kaiſerlichen Hofe in einer ſehr nahen

Digitized by Google

Entfernung zu zeigen. Und in der That hatte ihr unermüdlicher Eifer für das Intereſſe ihrer Kirche und ihre ſieggewohnte Unterhandlungskunſt manchen Weg dazu gebahnt, auf welchem man ſich verſprechen konnte, weiter zu kommen. Der Herzog Johann Friedrich von Hannover war zu der katholiſchen Religion übergetreten und an ihm hoffte man einen Punkt gefunden zu haben, auf welchem die politiſche Mechanik die proteſtantiſche Kirche wieder in den Schooß der katholiſchen zurückheben könnte.

Dieſe Ausſichten machten den Kaiſer Leopold den Erſten dem Vereinigungsgeſchäfte geneigt. Der Plan dazu hatte den Reichstag ſchon eine geraume Zeit beſchäftigt, und unter der Hand hatte der Biſchoff von Neuſtadt von dem Kaiſer den Auftrag erhalten, mit dem Hannöveriſchen Hofe in Unterhandlung zu treten. Der Herzog Johann Friedrich und ſein Nachfolger Ernſt Auguſt, den die Erwartung der neunten Kurwürde dem Kaiſerlichen Hofe gefällig machte, hatten von ihrer Seite den Abt von Lockum, Molanus, einen Mann, den ſelbſt Leibnitz wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Friedfertigkeit ſchätzte, ernannt, um

mit dem Biſchof von Neuſtadt zur Vorbereitung der Vereinigungsartikel zuſammen zu treten. Der Kaiſer hatte endlich im J. 1691 dem Biſchof Vollmacht gegeben, mit allen Staaten, Gemeinen und Privatperſonen ſeiner Königreiche der Religion wegen zu unterhandeln.

Allein nun begannen die Schwierigkeiten ſich zu häufen, und ſie wuchſen endlich ſo an, daß auch der Schnellgläubigſte nicht mehr an der Unmöglichkeit der gewünſchten Vereinigung zweifeln konnte. Nachdem die Unterhandlungen bereits ſieben Monate gedauert hatten, entwarf der Abt Molanus die Bedingungen oder Regeln, die man als Präliminarartikel feſtzuſetzen habe, ehe man zur Vereinigung über die Glaubenslehren ſelbſt ſchreiten könnte. Dieſe Bedingungen waren aber ſchon ſo beſchaffen, daß der Biſchof von Neuſtadt ſich nicht getraute, ſie eigenmächtig einzugehen. Er glaubte ſich nicht beſſer ſicher ſtellen zu können, als wenn er den Beitritt des Biſchof Boſſuet erhielte, den die Franzoſen damals den großen nannten, dem ſeine Polemik und ſeine feſte Rechtgläubigkeit das Anſehen eines Kirchenvaters verſchafft hatte, und deſſen berühmte Exposition de

la Foi, mit welcher er im Jahre 1671 den unſterblichen Turenne bekehrt, der Biſchof von Neuſtadt bei ſeinen Unterhandlungen über die Glaubenslehren ſelbſt zum Grunde legen wollte.

Dieſe Wendung der Sache zog den Herrn von Leibnitz in das Vereinigungsgeſchäft. Er ſtand bereits über ähnliche Gegenſtände mit dem berühmten Paul Peliſſon im Briefwechſel. Dieſer durch ſeine großmüthige Vertheidigung ſeines ehemaligen Beſchützers und Freundes, des unglücklichen Fouquet, und durch den warmen Eifer, womit er nach ſeiner eigenen Bekehrung zur katholiſchen Religion an der Bekehrung ſeiner zurückgelaſſenen Mitbrüder arbeitete, gleich berühmte, gelehrte und geiſtreiche Schriftſteller, hatte eine Schrift herausgegeben: Reflexions sur les Differens de la Religion. Dieſes Werk, das ſich durch eine ungewöhnliche Urbanität und Mäßigung von den polemiſchen Schriften ſo vortheilhaft unterſchied, hatte der Herr von Leibnitz ſeiner Aufmerkſamkeit würdig gefunden, und er hatte einige Bemerkungen darüber aufgeſetzt, die ſeinem Verfaſſer mitgetheilt wurden, und zu einem Briefwechſel Gelegenheit gaben, der ſelbſt den Beifall der

Sorbonne erhielt, und unter der Aufſchrift: De la Tolerance des Religions, Lettres de M. de Leibnitz et Reponses de M. Pelisson, à la quatrieme Partie des Reflexions sur les Differens de la Religion, gedruckt wurde.

Die Briefe, die darin enthalten ſind, können noch jetzt, bei allem Scharfſinn und aller Gelehrſamkeit, die man darin bewundern muß, für Muſter des natürlichſten Witzes und der Sprache des feinſten aber mit Würde verbundenen Zuvorkommens angeſehen werden. Sie gingen durch die Hände der Frau von Brinon, einer Frau von großem Verſtande und den glänzendſten Talenten, welche ſie, ehe ſie an den Peliſſon abgegeben wurden, der berühmten Aebtiſſin von Maubuiſſon mittheilte.

Louiſe Hollandine war die Tochter des unglücklichen Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich des Fünften, und durch ihre Mutter die Nichte des noch unglücklicheren Königes von England Karls des Erſten. Sie war im J. 1659 in Frankreich zu der katholiſchen Kirche übergetreten und im J. 1664 Aebtiſſin der reichen Abtei von Maubuiſſon geworden, wo ſie im Jahre 1709

in einem Alter von 86 Jahren geſtorben iſt. Sie war ihrer åltern Schweſter Eliſabeth, die ihre Freundſchaft mit dem Descartes, ihrem Lehrer in den ſchwerſten Theilen ſeiner Philoſophie und Geometrie, ſo berůhmt gemacht hat, und die im J. 1680 als Aebtiſſin von Hervorden geſtorben iſt, an Wiſſenſchaft und tiefer Gelehrſamkeit vielleicht nicht gleich, aber an Witz und Kunſttalenten überlegen. Ihre jůngere Schweſter Sophie war die Gemahlin Ernſt Auguſts, Herzogs und hernach Kurfürſten von Hannover, ſeit 1701 erklårte Erbin des engliſchen Thrones, die einzige von den Kindern Friedrichs des Fünften, die in der proteſtantiſchen Kirche geblieben war.

Die Ausſicht, die Verſchiedenheiten der Religionsmeinungen in der chriſtlichen Kirche, durch ſolche Månner, wie Leibnitz und Peliſſon, ausgeglichen zu ſehen, mußte dieſen erlauchten Schweſtern ſehr willkommen ſeyn. Ihre Briefe wurden alſo durch die Vermittlung der Frau von Brinon, einer Nonne in der Abtei von Maubuiſſon, der Prinzeſſin, die ſich ihrer als eines Sekretårs bediente, und durch den Herrn von Leibnitz der Herzogin und in der Folge auch dem Her-

zoge Anton Ulrich von Braunſchweig mitgetheilt.

Dieſe Privatkorreſpondenz ging bald in eine öffentliche Unterhandlung über. Denn ſobald Boſſuet an den Unterhandlungen des Biſchofs von Neuſtadt angefangen hatte Theil zu nehmen, ſo erhielt der Herr von Leibnitz den Auftrag, mit dieſem gelehrten und beredten Prälaten in einen unmittelbaren Schriftwechſel zu treten. Wir ſind jetzt nicht im Stande zu entſcheiden, ob die Hofnung eines glücklichen Erfolges oder eine bloße Gefälligkeit, der er ſich nicht entziehen konnte, ihn bewogen haben, alle die mühevollen Arbeiten in dieſem ſonderbaren Geſchäfte zu übernehmen, und wir wiſſen nicht, ob wir in dem ganzen langwierigen Gange deſſelben, mehr ſeine große Thätigkeit oder ſeine unermeßliche Gelehrſamkeit, ſeinen polemiſchen Scharfſinn oder die Politeſſe des feinen Weltmannes, die Anmuth ſeiner Schreibart oder die Humanität ſeiner Geſinnungen, ſeine Geduld oder ſeinen Glauben an die Möglichkeit und Nützlichkeit ſeiner Ausführung bewundern ſollen.

Der ganze Vereinigungsplan ſcheiterte indeß ſogleich an dem erſten Streitpunkte. Leibnitz

Digitized by Google

ſetzte voraus, daß die römiſche Kirche bereitwillig ſeyn werde, einige Irrthümer und Mißbräuche aufzugeben. Boſſuet verlangte, daß man alle ihre Glaubenslehren und Gebräuche durch das Alterthum und das Anſehen der Kirche für hinlänglich geheiligt halten und ſein Gewiſſen mit einer oder der andern erträglichen Auslegung derſelben befriedigen ſollte. Leibnitz hielt dieſes Nachgeben ſelbſt nach dem Sinne und dem Syſtem der römiſchen Kirche für möglich. Er bewieß, daß die katholiſche Glaubenslehre nach und nach entſtanden ſey, daß die Kirche zu allen Zeiten zu ihrem Glauben neue Lehren hinzuthun, daß alſo eine Kirchenverſammlung im Namen der Gläubigen die Lehren und Gebräuche abſchaffen könne, welche das Gewiſſen der Proteſtanten verhinderte, in ihrer Gemeinſchaft zu beharren. Boſſuet hingegen behauptete, daß die Kirchenverſammlungen keine andere, als von den Apoſteln durch untrügliche Ueberlieferung zu ihnen gekommene Lehren feſtgeſetzt haben.

Aus dieſem erſten Streitpunkte, ohne deſſen Feſtſetzung an keine Vereinigung zu denken war, gingen ſogleich ſo viel neue unbeendbare Streitig-

keiten hervor, daß man ſchon bei dieſem erſten Ausgange ſehen konnte, wie ſehr man ſich mit jedem Schritte immer mehr von einander entfernen werde. Dahin gehörte der nie zu endigende Streit über die Perpetuität des Glaubens der römiſchen Kirche; welche beinahe in jedem Artikel angegriffen und verfochten werden konnte. Indeß dieſes in den Lehren von der Dreieinigkeit, der Einheit des Willens in der Perſon Chriſti und der Transſubſtantiation im Abendmahl durchgeſtritten wurde: ſo geſellte ſich zu dieſen Streitpunkten noch die Frage über die Annahme der tridentiniſchen Kirchenverſammlung in Frankreich, in Anſehung der Lehre, die Leibnitz leugnete und Boſſuet behauptete.

Nachdem man über alles dieſes nicht weniger als zehn Jahre geſtritten hatte: ſo ſahe man, was man gleich hätte ſehen ſollen, daß darüber keine Vereinigung möglich ſey. Die Proteſtanten konnten in eine Kirche nicht zurückkehren, worin ſie noch immer die Irrthümer und Mißbräuche wiederfanden, um welcher willen ſie ſie verlaſſen hatten, und die römiſche Kirche konnte dieſe Mißbräuche nicht aufgeben, ohne dem Ruhme ihrer ununterbrochenen Reinigkeit zu entſagen, ihre Unfehlbarkeit zweifel-

Digitized by Google

haft und den Glauben ihrer treuen Glieder wankend zu machen. Auch von einer politiſchen Geſellſchaft iſt es nicht zu erwarten, daß ſie ſich einer Herrſchaft, der ſie ſich nach langem Kampfe entzogen hat, mit allen ihren Fehlern freiwillig wieder unterwerfen werde, ſo wie die Herrſchaft ſich ſchwerlich zu ſolchen Einſchränkungen verſtehen wird, die ſie in Gefahr ſetzen könnten, auch ihre getreuen Unterthanen zu verlieren.

Der Punkt, von dem Peliſſon ausging, ſchien geſchwinder zum Ziele zu führen. Er führte auch bald zu einem Ziele, aber nicht zu dem, zu welchem er hin wollte. Die wenigſten Menſchen, ſagte er, ſind im Stande, von den zur Seligkeit nothwendigen Wahrheiten nach eigener Prüfung ſich zu überzeugen. Sie bedürfen alſo eines unfehlbaren Richters in Glaubensſachen, und den finden ſie in dem Oberhaupte der römiſchen Kirche.

Leibnitz erkannte die Wahrheit des erſten Vorderſatzes in dieſem Schluſſe, ja er ließ es ſich gefallen, daß man die Unfähigkeit zu der Prüfung der Religion ſelbſt über einen großen Theil der Gelehrten ausdehnte. Er vereitelte aber den Vor-

theil, den der Verfechter der kirchlichen Unfehlbarkeit aus dieſer Unmöglichkeit des eigenen Urtheils in den Gliedern der Kirche zu ziehen gedachte, durch die Bemerkung, daß aller Anſpruch auf die ewige Seligkeit nur von der Liebe abhangen könne, wodurch ſich der Glaube thätig beweiſet. Wenn es alſo, um ein rechtgläubiges Glied der Kirche zu ſeyn, nur auf den guten und aufrichtigen Willen ankommt: ſo kann der unmöglich ein widerſpenſtiger Ketzer ſeyn, der einfältiglich ſeinem Gewiſſen folgt, und das für wahr hält, was ihm nach unentwickelten Gründen des reinſten Gefühls wahr ſcheint. Denn ſelbſt in dem Falle, daß er ſich bei dieſer Gemüthsfaſſung irren ſollte: ſo würde ihm doch ſein Irrthum nicht zum Ungehorſam können angerechnet werden. Man iſt nicht ungehorſam, wenn man ein Gebot nicht hat befolgen können. Geſetzt alſo, daß die Kirche das Kopernikaniſche Planetenſyſtem ſollte für falſch erklärt haben; ſo würde doch derjenige nicht aufhören, ein Glied der wahren Kirche zu ſeyn, dem es unmöglich wäre, ein anderes anzunehmen.

Hier finden wir den Weltweiſen in den ächten Grundſätzen der wahren chriſtlichen Einigkeit, die

Digitized by Google

man endlich auch, nach vielen und langen vergeblichen Verſuchen zu der Gründung eines ſichern, dauerhaften und heilſamen Kirchenfriedens für die einzigen anwendbaren hat erkennen müſſen. Den Bekehrern, denen es blos darum zu thun war, das Gebiet der herrſchenden Kirche zu erweitern und die Tyrannei über die Gewiſſen in den Händen geiſtlicher Deſpoten zu befeſtigen, konnte freilich mit dieſer Einigkeit durch die Liebe und die Aufrichtigkeit des Herzens nicht gedient ſeyn.

Sie kann indeß auf keine andere Art zu Stande gebracht werden. Denn wenn auch die Unterhändler der Vereinigung endlich ſelbſt eins geworden ſind: ſo können ſie doch, bei der nie zu vertilgenden Verſchiedenheit der Meinungen, nicht hoffen, daß alle Glieder in beiden Parteien ihnen in den Vergleichspunkten beitreten werden, und alsdann werden ſie die Uneinigkeit, anſtatt ſie zu heben, nur noch vergrößert haben. Das war dem Scharfſinne der Herzogin von Hannover ſogleich bei dem Anfange der Unterhandlungen nicht entgangen. Sie ſchrieb der Aebtiſſin von Maubuiſſon die merkwürdigen Worte: „Sie ſagen, „es ſeyen bei Ihnen viele der Vereinigung entge-

„gen; das iſt gerade auch der Fall bei uns. Ich
„fürchte daher, daß, wenn man über die Punkte,
„die unſer Abt Molanus mit einigen lutheriſchen
„Kirchen verabredet hat, wird eins ſeyn: ſo wird
„es andere geben, die ihnen entgegen ſind, und
„ſo würde es dann wie eine neue Re-
„ligion ſeyn."

Indeß ſich dieſes Vereinigungsgeſchäft ſeinem Ende nahete, ſahe ſich Leibnitz ſchon in ein neues hineingezogen, wobei weniger Schwierigkeiten zu beſorgen waren, und wovon man ſich einen glücklichern Ausgang verſprechen konnte. Denn es hatte nur die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen zur Abſicht, und es ging zunächſt nur auf Ausgleichung der Streitpunkte zwiſchen der reformirten Kirche und den lutheriſchen Gemeinden in den preußiſchen Staaten. Da hier kein untrüglicher Richter und keine geſetzkräftigen Ausſprüche der Kirchenverſammlungen im Wege ſtanden, da der König die gänzliche Zuſammenſchmelzung der beiden proteſtantiſchen Konfeſſionen in ſeinen Staaten ſelbſt wünſchte und durch alle glimpfliche Mittel zu befördern ſuchte: ſo hatten die Vermittler nur mit der Verſchiedenheit der Köpfe und der

Meinungen ſelbſt zu kämpfen. Allein dieſe allein reichte ſchon hin, ihnen bald die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Mittel bei einem Werke fühlbar zu machen, das die unſichtbare Regierung Gottes durch geheime Mittel von weiten vorbereiten muß, wenn es zu Stande kommen ſoll. Was Leibnitz, Jablonsky, Molanus, Spener, Männer, denen damals in der proteſtantiſchen Kirche wenige an Gelehrſamkeit, Frömmigkeit, Mäßigung, Klugheit und Anſehen gleich kamen, vergebens verſuchten, das hat die Macht der Umſtände von ſelbſt, ohne Unterhandlungen, ohne Verabredungen, ohne den Beiſtand der Regenten herbeigeführt. Anſtatt der Meinungen haben ſich die Herzen vereinigt, anſtatt die Verſchiedenheit der Ueberzeugungen aufzuheben, welches unmöglich iſt, hat man gethan, was ſchon längſt hätte geſchehen ſollen, man hat die Wichtigkeit der Lehrmeinungen auf ihren wahren Werth geſetzt und durch die Liebe, die auch die Irrenden nicht ausſchließt, den Sektenhaß verbannt. Eine gerechte Staatskunſt, die, ohne Rückſicht auf Religionsmeinungen, die Rechte aller Bürger ſchützt, ein philoſophiſcheres und geſchmackvolleres Studium der Bibel, eine richtigere

Schäzung der Wichtigkeit der Unterſcheidungsleh-ren, die Milderung der Sitten und die Erweite-rung der Geſelligkeit, eine verſtändlichere Philoſo-phie, wodurch der Unterſuchungsgeiſt von den theo-logiſchen Streitigkeiten auf andere nützliche Gegen-ſtände geleitet, ein vernünftiger Skeptizismus be-fördert und die Gemüther des dogmatiſchen Starr-ſinns unbiegſamer Polemiker entwöhnt wurden — alles dieſes hat diejenige Einigkeit, woran die un-vorbereiteten Bemühungen der beſten und gelehr-teſten Männer umſonſt arbeiteten, ohne alle Un-terhandlungen von ſelbſt herbeigeführt.

Unter allen dieſen ſo ungleichartigen Geſchäf-ten entwickelte ſich das philoſophiſche Syſtem, das Leibnitz nach und nach der Welt, und zwar im-mer nur gelegentlich, in einzelnen kleinen Aufſäzen, mittheilte. Erſt in dem lezten Theile ſeines tha-tenreichen Lebens erhielt es durch ſeine unſterbliche Theodicee die Vollendung, worin ſelbſt diejenigen dem Tiefſinn und der Kühnheit ſeiner Philoſophie ihre Bewunderung nicht verſagen können, die ihr, wenigſtens nicht in allen ihren Theilen, Beifall geben. Seine Philoſophie hat ſeinen Namen viel-leicht am meiſten auf die Nachwelt gebracht, indeß

ſie bei ſeinen Lebzeiten nur die Erhohlung ſeiner Nebenſtunden war, und der Ruhm, womit ſie allein ihren Erfinder hätte auszeichnen können, ſich in dem Glanze ſo vieler andern Verdienſte verlor.

Sie ging von der karteſianiſchen Philoſophie aus, die er bald durch ganz neue Ausſichten, bald durch große Ideen der Alten, die unter ſeinen Händen, vermittelſt einer lichtvollen Einſchaltung in die ſchöne Zuſammenfügung ſeines Lehrgebäudes, eine überraſchende Evidenz und eine unerwartete Anwendung erhielten, der Wahrheit näher zu bringen ſuchte.

Die ſcholaſtiſche Philoſophie war bereits vor dem Descartes durch Kepplers, Galileis Toricellis und anderer großen Naturforſcher Entdeckungen in ihren Grundfeſten erſchüttert. Das fünfte Element war durch Kepplers Himmelsbeobachtungen, die abſolutleichten Körper durch Galileis Geſetze des Falles und durch den Fall im luftleeren Raume, der Abſcheu der Körper vor dem Leeren durch Toricelli's Barometer verſchwunden. Die kryſtallenen Himmel mit ihren großen und kleinen Kreiſen waren zerbrochen, die ins unendliche vervielfältigten Formen, wodurch

ſie alles in der Körperwelt erklärten, waren verbannt, und an ihre Stelle waren die verſtändlichern mechaniſchen Erklärungen ihrer Erſcheinungen getreten.

Die neuen Entdeckungen ſtanden indeß noch immer nur einzeln, zerſtreut und ohne Zuſammenhang da. Descartes war der erſte, der ſie in ein Syſtem brachte, das ganze Weltgebäude nach dem neuentdeckten Mechanismus zuſammenſetzte, und ſo die neue Phyſik an eine eben ſo neue Metaphyſik knüpfte.

Leibnitz entdeckte ſogleich an dieſem Lehrgebäude einen Fehler in ſeinen Grundpfeilern, durch den es alle ſeine Bündigkeit und Feſtigkeit verlor. Descartes hatte das Weſen der Körper in die bloße Ausdehnung geſetzt. Das hatte zwar ſeiner Philoſophie eine ſcheinbare Evidenz gegeben, weil der Begriff der Ausdehnung einen hohen Grad der ſinnlichen Klarheit hat; allein es hatte auch ſein ganzes Syſtem verſtümmelt. Denn wir werden in der Welt nicht bloß ausgedehnte Größe und Abänderung der ausgedehnten Größe gewahr. Es bedarf alſo noch außer den Begriffen der reinen Geometrie einen höhern Begriff, und das iſt der

Begriff der Kraft, vermöge welcher die Körper thätig ſeyn und leiden können. Dieſe Bemerkung, die ſchon zu Leibnitzens Zeiten durch ihre Augenſcheinlichkeit ſo treffend war, und die dem ungelehrteſten Verſtande nicht entgehen kann, muß jetzt noch treffender ſcheinen, ſeitdem die neueſte Chemie gelehrt hat, daß mehr Kraft als Materie in der Welt iſt.

Der Begriff der Kraft iſt auch eben ſo klar, als der Begriff des Handelns und Leidens; denn es iſt die Kraft, woraus die Handlung erfolgt, wenn ſie durch nichts gehindert wird. Nun iſt aber die Bewegung etwas ſucceſſives und veränderliches, deſſen Theile nie zuſammen da ſind, die Kraft aber iſt in jedem Augenblicke zugleich ganz da. Daraus ſchließt der Weltweiſe, daß die Kraft ſowohl das einzige Beharrliche, als das einzige Wahre und Reale in den Dingen ſey. Da ferner die Natur vielmehr auf das Wahre ſieht, als auf das, was nur in unſerer Vorſtellung ganz da iſt: ſo findet es ſich, daß es die nämliche Quantität der Kraft und nicht die nämliche Quantität der Bewegung iſt, die in der Natur erhalten wird. Er ſetzte alſo, als erſtes Geſetz der Mittheilung der

Bewegung die Erhaltung der lebendigen Kräfte feſt, und berichtigte daraus die Regeln der Bewegung, die Descartes aus der Erhaltung der Quantität der Bewegung hergeleitet hatte; und dieſe Berichtigung wird durch die Erfahrung beſtätigt.

Dieſe Betrachtungen, wodurch Leibnitz die Phyſik mit der Metaphyſik zu verbinden ſuchte, und die ihn auf die ganz neue Wiſſenſchaft der Dynamik führten, ſind in mehreren einzelnen Aufſätzen in dem Leipziger gelehrten Tagebuche, welches ſeit 1682 unter dem Titel: Acta Eruditorum herauskam, enthalten. Der erſte Aufſatz war: Brevis Demonstratio etc. „Kurzer Be„weis eines merkwürdigen Irrthums des Descar„tes und Anderer, über das Naturgeſetz, wonach „ſie wollen, daß Gott immer einerlei Quantität der „Bewegung erhalte, und das ſie auch in der Me„chanik mißbrauchen.“ Er erſchien im J. 1686, und wurde von dem Abt Catelan in Frankreich und von Papin in Deutſchland angegriffen. Die übrigen ſind: „Von dem Begriff der Subſtanz“ im J. 1694. mit einer weitern Ausführung unter der Aufſchrift: „Von der Natur ſelbſt oder von der

„innern Kraft“ im J. 1698, und „der dynami-„ſche Verſuch, die bewundernswürdigen Naturge-„ſetze in Anſehung der Kräfte und Thätigkeiten der „Körper zu entdecken und auf ihre Urſachen zurück-„zuführen,“ im J. 1695.

Wenn aber Bewegung und Ausdehnung Aggregate oder Dinge ſind, die nur in unſerer Vorſtellung als Ganze ihr Daſeyn haben: ſo wird nur das Beharrliche und Einfache das Wahre und Reale ſeyn, das außer unſerer Vorſtellung an und für ſich Wahrheit und Realität hat, dieſes Einfache und Beharrliche wird auf uns wirken, und in uns die Vorſtellung von Ausdehnung und Bewegung hervorbringen. Das war eine nothwendige Folge von den Grundſätzen, von denen Leibnitz ausgegangen war. Indem er ſie in ſeine Philoſophie aufnahm und von Folgerung zu Folgerung immer weiter ging: ſo kam er auf die Reſultate, die das Unterſcheidende derſelben ausmachen.

Er mußte nämlich ſchließen, daß die Ausdehnung ſo wenig, als Farben und Töne, ſo wie ſie von den Sinnen wahrgenommen wird, den Dingen außer uns ſelbſt zukomme. Er rechnete ſie alſo zu den Erſcheinungen, wofür Descar-

tes bereits die Gerüche, die Töne und die Farben erklärt hatte, er hielt ſie für etwas, das bloß an den Dingen erſcheine, nicht aber in der That in ihnen ſey. Die Antwort auf die Frage, wie man an den Dingen etwas wahrnehmen könne, das doch nicht in ihnen ſey, hatte er ſchon in ſeinen „Betrachtungen über die Erkenntniß, die Wahrheit „und die Ideen“ im J. 1684 gegeben. In dieſem Aufſatze unterſchied er die Erkenntniß in dunkle, klare und deutliche. Wenn wir nun Vorſtellungen von Farben, Tönen und Gerüchen haben: ſo ſtellen wir uns allerdings nichts als Figuren und Bewegungen vor, aber ſo mannichfaltige und kleine, daß unſere Seele in ihrem gegenwärtigen Zuſtande unfähig iſt, ſie alle deutlich wahrzunehmen und alſo nicht merkt, daß ihre ganze Vorſtellung aus bloßen Perceptionen von unendlich kleinen Figuren und Bewegungen beſtehe; ſo wie wir in einer Miſchung von gelben und blauen Staubtheilchen nichts als gelb und blau in ununterſcheidbarer Feinheit ſehen. Indem wir nun dieſe Theilchen und die Vorſtellungen, die wir davon haben, nicht unterſcheiden: ſo machen wir ein neues Ding, eine dritte Farbe daraus, die we-

der gelb noch blau iſt, und die wir grün nennen.

So weit war bereits die carteſianiſche Philoſophie gekommen, ſie war aber bei der Ausdehnung, den Figuren und Bewegungen ſtehen geblieben. Leibnitz hielt auch dieſe für Erſcheinungen, die aber in etwas Wahrem und Realem des Einfachen gegründet ſind. Dieſe Natureinheiten, dieſe einfachen Elemente, die nicht die Theile, ſondern die Gründe der Erſcheinungen der Körper ſind, nannte er Monaden. Wenn ſchon die Körperlehre des Descartes den ſinnlichen Schein gegen ſich hatte, und daher für jeden, der bloß bei dieſem Scheine ſtehen bleibt, unüberſteigliche Schwierigkeiten hat: ſo mußten ſich dieſe Schwierigkeiten bei der Leibnitziſchen Theorie noch um ein großes vermehren.

Das Wahre und Reale, auf welches Descartes die Farben, Töne und Gerüche zurückführte, lag immer noch in dem Gebiete der Sinne, es waren Figuren und Ausdehnung, von denen wir durch das Geſicht und das Gefühl ſinnliche Bilder erhalten, und ſo lange man noch in dieſem Kreiſe blieb, konnte man noch in dem Umfange ſeiner Er-

Digitized by Google

fahrung ähnliche Fälle von dem Unterſchiede der Wahrheit und des ſinnlichen Scheines finden. „Daß die wahre Welt etwas anderes ſey, als die „ſcheinbare," ſagt ein geiſtreicher Kenner der Leibnitziſchen Philoſophie, „das machte Fontenelle „ſeiner Markiſin durch ein Gleichniß aus der Oper „begreiflich; indeß es immer noch manchen Meta„phyſikern und Algebraiſten unbegreiflich iſt, die „vermuthlich nie einen Waſſerfall von Zindel geſe„hen haben."

Allein Leibnitz ging noch einen Schritt weiter, und dieſer führte ihn über die Gränzen der Sinnenwelt. Ihm waren auch Ausdehnung und Bewegung Erſcheinungen, das einzige Wahre und Reale waren ihm die Monaden und ihre Veränderungen. Da in der Region des Unſinnlichen der Einbildungskraft gar nichts mehr übrig bleibt, woran ſie ſich halten kann, ſo iſt es kein Wunder, daß ſeine Monadologie Gegner fand, die ihr Einwürfe entgegenſetzten, die ihnen unüberwindlich ſchienen, ja was noch ſchlimmer iſt, daß ſie witzige Spötter mit den Waffen des Lächerlichen bekämpften, die eben ſo beliebt als leicht zu handhaben ſind.

Digitized by Google

Er wurde indeß zu dieſem Ziele noch auf einem andern Wege geführt, und zwar auf dem Wege der alten Philoſophie, die ſich, in ſeinen Ergänzungen von beiden Seiten, mit der neuern begegnete. Nach dem Ariſtoteles entſtand die ſchöne, ordnungsvolle Körperwelt durch die Vereinigung der Form mit der Materie. Bei den unorganiſchen Körpern iſt dieſe Form eine bloße äußere, bei den organiſchen iſt ſie eine innere, und dieſe iſt eine Subſtanz, eine thätige Kraft, eine Entelechie. Wenn der organiſche Körper eines Flötenſpielers ein wirklicher Flötenſpieler werden ſoll; ſo muß die Seele eines Flötenſpielers mit ihm vereinigt werden. Dieſe Seele iſt alsdann die innere ſubſtanzielle Form des organiſchen Körpers, ſie iſt die Quelle ſeines Lebens und ſeiner Thätigkeit. Nun aber iſt alle Materie bis ins Unendlichkleine organiſirt; es giebt keine unorganiſche Materie in der Welt, es muß folglich überall belebende Kräfte geben, da überall organiſches Leben vorhanden iſt, und dieſe Kräfte ſind die Monaden. Wenn nun aber Figuren und Bewegungen nur in der Welt der Erſcheinungen ſind: ſo können die Monaden, die wahren Subſtanzen der Verſtandeswelt, weder

ausgedehnt ſeyn noch bewegt werden, und das Reale in ihnen kann weder Figur noch Bewegung ſeyn. Was werden alſo ihre innern Veränderungen ſeyn müſſen? Nichts anderes, als die Veränderungen, die wir in uns durch den innern Sinn wahrnehmen, und das ſind Vorſtellung und Begehren.

Eine jede Monade iſt alſo ein Spiegel des Weltalls nach ſeinem Geſichtspunkte, umgeben mit einer Menge anderer Monaden, die ihren organiſchen Körper ausmachen, wovon ſie die herrſchende Monade iſt. Sie hat in ſich nichts als Vorſtellungen und Streben nach neuen Vorſtellungen, ſo wie in der Welt der Erſcheinungen nichts als Figuren und Bewegungen ſind. In jeder Monade ſind daher alle ihre vergangenen und zukünftigen Zuſtände eingehüllt, ſo, daß ein Allwiſſender ſie darin leſen könnte, und die Monaden harmoniren mit einander, weil ſie Spiegel von ein und eben demſelben Weltall ſind, das nur nach unendlich vielen verſchiedenen Perſpektiven vorgeſtellt wird.

Auf welche ſchwindelnde Größe finden wir uns hier verſetzt! Eine unendliche Vervielfältigung des Weltalls und dieſes Weltall ſelbſt in alle Un-

endlichkeiten des Raumes und der Zeit erweitert! Welcher endliche Verſtand verliert ſich dabei nicht in dem angenehmſten Staunen über die Größe eines ſolchen Werks, verbunden mit Größe ſeines Urhebers.

Allein der Verſtand, der dieſer Betrachtungen ungewohnt iſt, wird, vielleicht ſelbſt durch ihre Neuheit und Größe bei den erſten Schritten in dem Felde der Unermeßlichkeit, zu dem ſie führen, zurückgeſchreckt! Einfache Weſen Spiegel des ganzen Weltalls! Wer keine andern Spiegel kennt, als die, in denen man ſeine Geſtalt beſchauet, der wird mit dieſen Weltſpiegeln nichts zu machen wiſſen. Allein wenn ein Ding das vorſtellt, was man aus ihm erkennen kann, wenn ein Dreieck den Weg fallender Körper, eine algebraiſche Formel die Zahlenreihe, die ſie ausdrückt, wenn das Thermometer den Grad der Wärme, der ſich aus der Höhe ſeiner Flüſſigkeit erkennen läßt, vorſtellt: ſo ſtellen die Einheiten der Natur die Welt vor, weil ſie mit allen ihren Theilen und Veränderungen in dem genauſten Zuſammenhange ſtehen und der unendliche Verſtand kann aus jedem Zuſtande jeder Natureinheit alle gegenwärtigen, vergangenen und künf-

Digitized by Google

tigen Zuſtände aller Natureinheiten erkennen, ſo wie man bei einer Uhr aus dem Stande, den ein Zahn jetzt hat, herleiten kann, wie alle Räder jetzt ſtehen, geſtanden haben und ſtehen werden.

Dieſe unermeßliche Menge der Natureinheiten machen aber nun die Erſcheinung der Ausdehnung aus; was an ſich ein Haufen, ein Aggregat von Vielen iſt, erſcheint als Ein ſtätiges Ding. Hier entſteht eine neue Schwierigkeit aus der Unähnlichkeit zwiſchen dem Wahren und dem Scheine, dem Realen und der Erſcheinung.

Dieſe Schwierigkeit hebt ſich durch die Unähnlichkeit, die der Unterſchied der Grade der Deutlichkeit ſelbſt ſchon in die Erſcheinungen bringt. Die Perſpektiv ſtellt, nach den Regeln der Optik, das Große klein und das Eckigte rund vor. In den anamorphotiſchen Spiegeln ſieht man nicht das, was vor ihnen liegt, aber aus der Optik findet man, was vor ihnen liegen muß, damit das in ihnen erſcheinen kann, was man ſiehet.

Eben dieſe Unähnlichkeit von völlig einerlei Gegenſtänden, die aus den verſchiedenen Graden der Deutlichkeit entſpringt, womit ſie geſehen werden, läßt ſich auch an den großen Theilen des Weltge-

bäudes wahrnehmen. Schon Demokrit muthmaßte, daß die Milchſtraße aus einem zahlloſen Haufen leuchtender Sterne beſtehe. Ihre unermeßliche Entfernung von unſern Augen macht, daß ihr Glanz in ein ſanftes Weiß verſchwindet, daß ihre Unterſcheidbarkeit aufhöret und daß ſie in einen ununterbrochenen Milchſtrom zuſammenfließen. Das was der Philoſoph muthmaßen kann, würde völlige Gewißheit werden, wenn das Auge allmählig aus einer kleinern Entfernung in den großen Abſtand könnte gerückt werden, aus welchem wir die Milchſtraße ſehen.

In dieſem Lichte betrachtet verſchwinden die Widerſprüche, worin man die Vernunft, wenn ſie ſich mit der Zergliederung des Ausgedehnten beſchäftigt, verwickelt glaubt. Iſt das Ausgedehnte ins Unendliche theilbar: ſo iſt ſie es nur als Erſcheinung, deren Theilung immer fortgeſetzt werden kann, ohne daß wir auf eine kommen, welche nothwendig die letzte ſeyn müßte. Denn alle Theile ſind wiederum nur ein kleineres Ausgedehntes und folglich, ſo gut wie das größere, theilbar. Allein die Erſcheinungen ſind Empfindungen, und was iſt gewiſſer, als daß dieſe nicht aus Dingen entſtehen

können, die wieder Empfindungen ſind; ſie müßten zuletzt in etwas gegründet ſeyn, das keine Erſcheinung iſt. Dieſes iſt dann das Wahre und Reale, dem ſich die Erkenntniß immer mehr nähert, je deutlicher ſie wird. Die Erſcheinung der Milchſtraße entſteht aus der verworrenen Empfindung unendlich kleiner Sterne; dieſe Sterne aber beſtehen noch aus Erſcheinungen, welche die Empfindung ſich bildet. Müſſen ſich aber nicht endlich alle dieſe Erſcheinungen in Dinge auflöſen, die nicht mehr Erſcheinungen ſind? Die Theilung des Ausgedehnten in dem Gebiete der Empfindung kann alſo ins Unendliche fortgeſetzt werden, die Auflöſung in ſeine Gründe, die in dem Gebiete des Verſtandes liegen, bringt die Vernunft mit ihrem erſten Schritte zu Ende.

Hier iſt alſo kein Widerſpruch. Denn wenn wir bei den Erſcheinungen auf ihre letzten Elemente kommen: ſo ſind dieſe Elemente keine Theile, ſondern Gründe, und dieſe Auflöſung iſt nicht das Werk der Empfindung, ſondern der Vernunft.

So entſteht dann alles Paradoxe der Monadologie daher, daß ihre Hauptwahrheiten außerhalb

der Sphäre der Sinnlichkeit liegen. Wem die Irrgänge in dieſem durch das Licht der Empſindung nicht erhelleten Gebiete zu dunkel ſind, der könnte vielleicht in einem ſo hohen Fluge der dichtenden Vernunft diejenige philoſophiſche Mäßigung vermiſſen, die lieber ihre Unwiſſenheit bekennt, als ſich in ſolche Regionen wagt, welche der willigſte und unerſchrockenſte Forſcher nach Wahrheit immer mit einiger Furchſamkeit betritt, weil ihm darin nicht das Licht der Erfahrung und der ſinnlichen Evidenz vorleuchtet. Wer den erhabenen Spekulationen des Weltweiſen mit dem Vergnügen der Bewunderung gefolgt iſt, und die Orakel der ewigen Vernunft mit dem ſtillen Staunen der Betrachtung gehört hat, der ſcheint aus einem angenehmen Traume zu erwachen, wenn er ſeine Seele wieder den Eindrücken der Sinne zu öffnen beginnt. Die einfachen unkörperlichen Kräfte verſchwinden, er ſieht ſich mit Körpern umgeben, in denen er mit ſeinen Sinnen vergebens das Unſichtbare ſucht, das, gleich den Ideen des Plato, das einzige wahrhaftig Wirkliche ſeyn ſoll.

Wie ſoll aber eine gründliche Philoſophie die Schranken des menſchlichen Wiſſens beſtimmen,

wie ſoll ſie die Bedürfniſſe der Vernunft mit dem Bekenntniß ihrer Unwiſſenheit vereinigen, ohne den Vorwurf der Trägheit zu verdienen, den Leibnitz mit Recht der Philoſophie des Gaſſendi und Descartes machte, die in der Auflöſung der körperlichen Erſcheinungen bei ihren Atomen und ihrer geometriſchen Ausdehnung ſtehen blieb? Wenn Leibnitz die letzten Gründe der Erſcheinungen in dem ſuchte, was nicht Erſcheinung iſt, wenn er dem Realen keine andere Beſtimmungen beilegte, als die, wovon wir in dem Einfachen in uns ſelbſt ein unmittelbares Anſchauen haben, und das wir allem andern Einfachen nach einer vernünftigen Analogie beilegen, wenn er endlich die Gründe der Unähnlichkeit zwiſchen dem Scheine und dem Wahren in den unverkennbaren Schranken der Sinnlichkeit fand: ſo enthielt dieſe Theorie, ſo kühn und vermeſſen ſie ſcheinen mag, mehr als ein Bekenntniß unſerer Unwiſſenheit und der engen Schranken unſerer Erkenntniß.

Das iſt das Urtheil des großen Kenners der Leibnitziſchen Philoſophie, den wir ſchon angeführt haben. „Aber mit dieſen herrlichen Entdeckungen, ſagt Käſtner, „hat uns dann Leibnitz gewie-

„ſen, wie die Erſcheinungen der Körperwelt aus „den Monaden entſtehen? — So wenig als uns „Galilei und Newton gewieſen haben, wie die „Erſcheinungen der Milchſtraße und des Sonnen„lichtes aus Fixſternen und Farbenſtrahlen entſte„hen. Die Leibnitziſche Metaphyſik lehrt uns eben „dadurch, daß wir nichts wiſſen, weil ſie uns ent„deckt, daß ſich unſere Wiſſenſchaften nur mit Er„ſcheinungen beſchäftigen.“

Eine andere Lehre, worin er von der Philoſophie des Descartes ausging, um ſie zu ergänzen und zu berichtigen, war ſeine vorherbeſtimmte Harmonie. Dieſe berühmte Hypotheſe, welche die Gemeinſchaft der Weltſubſtanzen und inſonderheit des Leibes und der Seele erklären ſollte, hängt mit ſeiner Monadologie genau zuſammen und muß daher alle Vorwürfe der Paradoxie mit ihr theilen. Sie enthält indeß ein noch lauteres Bekenntniß der menſchlichen Unwiſſenheit als die Monadologie ſelbſt. Die Monaden ſind Spiegel von einem und eben demſelben Weltall, das von einer jeden nur nach einer verſchiedenen Perſpektive vorgeſtellt wird, ſie ſtimmen alſo mit einander überein, und darin, ſagt

Leibnitz, beſteht meine vorherbeſtimmte Harmonie.

Dieſe Uebereinſtimmung iſt eine Thatſache, ein Geſetz der Natur, das die Erfahrung lehrt, und dabei blieb der Weltweiſe ſtehen, ohne ſich herauszunehmen, das Wie? derſelben erklären zu können. Dazu würde die vollkommenſte Erkenntniß der kleinſten und verborgenſten Veränderungen in der Seele und in dem Körper gehören. Er verhielt ſich alſo, wie der Naturforſcher, der aus der Erfahrung annimmt, daß die Körper ſchwer ſind. Dieſes Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit legt er ſelbſt gegen den P. Tournemine ab. „Ich muß geſtehen, ſagt er, daß ich ſehr unrecht würde gehabt haben, den Carteſianern vorzuwerfen, daß „die Uebereinſtimmung, die Gott nach ihrer Meinung unmittelbar zwiſchen dem Leibe und der „Seele unterhält, nicht eine wahre Vereinigung „ſey; denn gewiß meine vorherbeſtimmte Harmonie kann hier nicht mehr thun. Meine Abſicht „iſt bloß geweſen, das natürlich zu erklären, was „von ihnen durch ein beſtändiges Wunder erklärt „wird; ich habe mich bloß bemüht, von den Erſcheinungen Grund anzugeben, d. i. von dem

„Verhältniß, den man zwiſchen dem Leibe und der „Seele wahrnimmt.“

Hier war es alſo, wo ſeine Philoſophie die Voreiligkeit der alten Philoſophie, welche die Gemeinſchaft zwiſchen Leib und Seele durch einen phyſiſchen Einfluß erklärt hatte, zu dem Bekenntniß ihrer Unwiſſenheit zurückzuführen ſuchte. Nachdem Descartes den Unterſchied des Denkens und des Bewegens ſo treffend aus einander geſetzt hatte: ſo hatte man Recht zu fragen, wie es ſich begreifen laſſe, daß aus einem Gedanken eine Bewegung, und aus einer Bewegung ein Gedanke werden könne? Einige Schüler des Descartes hatten dieſen Knoten durch ihr Syſtem der gelegentlichen Urſachen, durchſchnitten. Sie nahmen an, daß die Allmacht Gottes bei jeder Vorſtellung in der Seele eine Bewegung in dem Körper, und bei jeder Bewegung in dem Körper eine Vorſtellung in der Seele wirke. Da dieſes beſtändige unmittelbare Einwirken die Menge der Wunder ins Unendliche vervielfältigte, und der erhabenen Idee widerſprach, die ſich Leibnitz von der Weisheit des Weltſchöpfers, ſo wie von der Vortreflichkeit ſeines Werkes gemacht hatte: ſo berichtigte er ſie

dadurch, daß er die Uebereinſtimmung der Verän=derungen in der Seele und in dem Körper aus ih=rer natürlichen Entwicklung nach den Geſetzen der Vorſtellungskraft und der Bewegungskraft er=klärte.

Die Geſtalt einer Ergänzung ſeiner großen Vorgänger mußte ſeiner Philoſophie, außer ihrem eigenthümlichen Werthe, auch noch dadurch zur Empfehlung dienen, daß ſie die Eigenliebe der Ir=renden ſchonte. Sie verſchönerte ſeine Belehrun=gen durch den Ton von Beſcheidenheit und Ver=bindlichkeit, womit er den glänzenden Verdienſten älterer Weltweiſen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ohne daß ſein eigner Glanz dadurch verlieren konnte. Wenn er die Philoſophie des Descartes den Vorhof der Wahrheit genannt hatte, und wenn die Philoſophie, die den Forſcher in dieſen Vorhof geführt hat, ſeinen Dank und ſeine Bewunderung verdient, mit wie viel Dank und Bewunderung wird er demjenigen entgegen kommen, der ihm ihr Heiligthum ſelbſt öffnet, von deſſen Höhen die Au=ßenlinien der Natur in ihrem Grundriſſe vollſtän=diger können überſehen werden.

Unter den Einwürfen, womit man ſein neues

Digitized by Google

Syſtem über die Gemeinſchaft der Subſtanzen und inſonderheit der Seele und des Leibes, gleich nach ſeiner Erſcheinung im Journal des Savans 1695 beſtritt, beantwortete er nur die, welche ihm Foucher, der P. Lamy und Bayle entgegenſetzten, weil nur dieſe von einiger Wichtigkeit waren, und ihm zu neuen Aufklärungen Gelegenheit gaben. Einer von den Gründen, warum Descartes bei dem Einfluß der Seele auf den Körper Bedenken fand, war, daß die Erhaltung der nämlichen Quantität der Bewegung in der Welt würde zerſtört werden, wenn die Seele in dem Körper Bewegung hervorbrächte. Er ſchränkte daher dieſen Einfluß bloß auf die Aenderung ihrer Richtung ein. Allein Leibnitz dehnte ſein Geſetz von der Erhaltung der Bewegungskraft auch auf die Erhaltung der nämlichen Quantität der Richtung aus. Dieſes neue Geſetz der Natur legt er ſich in dem Schreiben an Foucher ausdrücklich bei, und ſagt, daß er es zuerſt entdeckt und bewieſen habe.

Alle dieſe eben ſo neuen als erhabenen Wahrheiten erſchienen immer nur gelegentlich als Bruchſtücke von einem Syſtem, deſſen vollſtändiger

Grundriß ihren genauen Zuſammenhang mit den erſten Grundſätzen und den wichtigſten Lehren von Gott und der Welt in ihrem völligen Lichte zeigen ſollte. In ſeinem Verſtande war dieſes Syſtem ſchon lange fertig geweſen, und es hatte nur auf Veranlaſſung gewartet, in ſeiner unſterblichen Theodicee ganz vollendet hervorzutreten, die ſich erſt in dem letzten Theile ſeines immer beſchäftigten Lebens fand.

Der Zweck dieſes Werkes war, die Einwürfe zu widerlegen, die Bayle in ſeinem berühmten hiſtoriſchen und kritiſchen Namenbuche in verſchiedenen Artikeln, aus den Uebeln in den Theilen der Welt der Güte und Vollkommenheit ihres Urhebers entgegengeſetzt hatte. Er ſchien zu glauben, daß man die Miſchung von Gutem und Böſen in der Welt nicht anders, als durch das manichäiſche Syſtem von zwei erſten Grundurſachen, einem guten und einem böſen erklären könne. Die Werke dieſes ſcharfſinnigen und geiſtreichen Schriftſtellers, und inſonderheit ſein hiſtoriſches Namenbuch, waren die Lieblingsunterhaltung der gebildetſten Perſonen unter den Großen an den deutſchen Höfen. Sie wurden von der durch ihre Schönheit, durch

ihren groſsen und glänzenden Verſtand und durch die Anmuth ihres Umganges ſo berühmten Königin von Preuſsen, Sophie Charlotte, geleſen, und ſie hatten auch den Glauben dieſer wiſsbegierigen Fürſtin erſchüttert. Ihre Zweifel waren der gewöhnlichſte Gegenſtand ihrer häufigen Unterredungen mit dem Herrn von Leibnitz. Dieſer auf gegenſeitige Bewunderung gegründete geiſtreiche Umgang hatte ſich ſchon in Hannover an dem Hofe der Kurfürſtin Sophie, der Mutter der Königin, angefangen, und war durch des Herrn von Leibnitz häufige Reiſen nach Berlin ſeit ihrer Vermählung fortgeſetzt worden. Wenn die Uebereinſtimmung in groſsen Geſinnungen, vor der alle Ungleichheit des Standes und der Geburt verſchwindet, den Namen der erhabenſten Freundſchaft nicht verſchmähet: ſo war es dieſe Freundſchaft des Geiſtes, womit die groſse Königin ihren Leibnitz neben ſich ſtellte und Leibnitz ſich ihrer groſsen Seele näherte. Sein Schmerz über ihren Tod im J. 1705 beweiſet, wie ſehr er ſie verehrte und iſt das ſchönſte Denkmal ihrer groſsen Eigenſchaften und Tugenden. „Die Beſtürzung, worin ich durch „den Tod der Königin von Preuſsen verſetzt bin,“

ſchreibt er an Wilhelm Wotton, „einer Für„ſtin, deren gnädiges Wohlwollen meine Hofnung „und Wünſche übertraf, und die verlangte, daß ich „oft um Ihr ſeyn mußte, hat mich gehindert, in „dieſem Jahre meinen Briefwechſel mit Ihnen und „andern Freunden fortzuſetzen. Nie hat man eine „geiſtreichere und leutſeligere Fürſtin geſehen. Da „ſie mich oft Ihrer Unterredungen würdigte, und „da ich dieſer Glückſeligkeit ſo gewohnt war: ſo „habe ich Ihren Verluſt in der allgemeinen Trauer „mehr als viele Andere empfunden. Als Sie in „Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, „weil ich Ihr nicht gleich folgen konnte. Je we„niger wir auf eine ſo traurige Nachricht gefaßt „waren, deſto tiefer wurden wir gerührt. Ich bin „einer gefährlichen Krankheit ſehr nahe geweſen, „und ich habe mich nur mit Mühe wieder erholt. „Dieſe große Königin beſaß eine unglaubliche Wiſ„ſenſchaft nicht gemeiner Dinge, mit einem ſteten „Streben immer mehr zu erforſchen, und Ihre Un„terredungen mit mir gingen ſtets dahin, Ihre „Wißbegierde zu befriedigen, welches der Welt „dereinſt würde zum Vortheile gereicht haben, wenn „der Tod ſie uns nicht zu früh geraubt hätte.“

Digitized by Google

Leibnitz hatte ſich frühzeitig mit der ſchweren Frage über den Urſprung des Uebels beſchäftigt. Schon als ein Knabe las er Luthers berühmtes Werk „über den knechtiſchen Willen" (de servo arbitrio), Jakob Andreäs Mümpelgardiſches Religionsgeſpräch und des Aegydius Hunnius Schriften über dieſe Materie. Die Streitigkeiten der Janſeniſten und Moliniſten gaben ihm Gelegenheit noch tiefer in dieſelbe einzudringen. Das ſchrieb er im Jahre 1700 dem Daniel Ernſt Jablonsky bei Gelegenheit der ireniſchen Unterhandlungen in Berlin, und in der Theodicee ſelbſt ſetzt er hinzu, daß er ſchon in Frankreich auf die Urſachen des Uebels in der Welt gekommen ſey, noch ehe der Streit zwiſchen Arnauld und Malebranche darüber ausgebrochen war, ja ſelbſt vor der Erſcheinung der Recherche de la Verité, und daß er ſeine Gedanken dem Arnauld, den ſeine Bewunderer den Großen nennen, in einem lateiniſchen Geſpräche mitgetheilt habe.

Erſt ſechs Jahr vor ſeinem Tode, nachdem die Königin und Bayle bereits geſtorben waren, trat ſeine Auflöſung des großen Räthſels in ſeiner unſterblichen Theodicee hervor, einem Werke, das

alle Schätze ſeiner Philoſophie in ſich faßte, und worin die tiefſinnigſten Unterſuchungen mitten unter dem weiſeſten Aufwande der ſeltenſten Gelehrſamkeit in dem anmuthsvollſten Kleide der unterhaltendſten, natürlichſten und geiſtreichſten Sprache der feinen Welt erſchien. Nicht anders konnte der Weltweiſe zu einem Schriftſteller, wie Bayle, und zu einer Königin, wie Sophie Charlotte, reden; aber dieſer Weltweiſe konnte auch kein anderer als Leibnitz ſeyn.

Schon der Name, unter welchem das Syſtem ſeiner Rechtfertigung der Gottheit ſich verewigt hat, der Optimismus, die Lehre von der beſten Welt, kündigt ein auffallendes Paradox an. Die Güte und Weisheit mußte das Böſe in der Welt zulaſſen, wenn ſie die beſte Welt oder das beſte Syſtem von Dingen wirklich machen wollte. Indeß iſt dieſes die einzige Antwort auf die Frage, wenn Gott weiſe und gütig iſt, woher das Uebel in der Welt? die alle Schwierigkeiten hebt. Und dieſe Wahrheit kömmt in ſo vielen Geſtalten in der Theodicee wieder, ſchließt ſich an ſo viele unvollſtändige Auflöſungen der Hauptſchwierigkeit, ergänzt ſo viele nicht ganz befriedigende und knüpft ſich an ſo

viele Fäden in allen Geweben der philoſophiſchen Syſteme, daß ſie am Ende über alle hervorragt, und der Schlußſtein wird, der das Wahre in allen vereiniget.

Der rohe Verſtand konnte, bei dem erſten Anblicke der Welt, ſo wenig als der gebildetſte, eine ſtete Miſchung des Guten und des Böſen in der Welt verkennen. Seine Erklärung machte ihm aber nicht die geringſte Schwierigkeit. Er erkannte in dem höchſten Regierer der Welt noch nichts als ſeine Macht, und er würde ihn herabzuſetzen geglaubt haben, wenn er ihm hätte das Recht abſprechen wollen, auch Böſes zu thun. Der nächſte Schritt führte auf den Gedanken, daß von beiden jedes ſeine eigene Grundurſach haben müſſe, das Gute eine gute, das Böſe eine böſe. So entſtand die beinahe in allen Religionen unter allen verſchiedenen Geſtalten verbreitete Lehre von den zwei Grundurſachen, die ſich Bayle zu verfechten vornahm. Wenn es lauter Gutes oder lauter Böſes in der Welt gäbe; ſo brauchten wir nur Eine Grundurſach; ſo aber iſt Gutes und Böſes vorhanden, wir brauchen alſo deren zwei.

Es ſind deren auch in der That zwei Grundur-

Digitized by Google

ſachen der Dinge in der Welt, aber ſie ſind alle beide in Gott, ſie ſind ſein Verſtand und ſein Wille. Der Roman des menſchlichen Lebens, der die allgemeine Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts ausmacht, nebſt unendlich vielen andern, war von jeher in dem göttlichen Verſtand ganz fertig erfunden, und der göttliche Wille hat bloß ſein Daſeyn beſchloſſen, weil dieſe Folge von Begebenheiten am beſten zu den übrigen Dingen paſſen würde, wenn daraus das Beſte hervorgehen ſollte. Der Verſtand giebt den Grund des Böſen her, ohne dadurch ſeinen Glanz zu verlieren, ohne ſelbſt böſe zu ſeyn; er ſtellt die Naturen dar, wie ſie in den ewigen Wahrheiten ſind, er enthält den Grund in ſich, warum das Böſe zuzulaſſen iſt; aber der Wille geht nur auf das Beſte.

Die ſchöne Dichtung, womit das ganze Werk ſchließt, und die nur in der blühendſten Phantaſie entſtehen konnte, ſtellt das Lehrgebäude des Optimismus vielleicht am kürzeſten und deutlichſten dar. Laurentius Valla, einer von den ſchönſten Geiſtern unter den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften in Italien hatte ein Geſpräch gegen den Boethius geſchrieben, worin er erdichtete, Sex-

tus Tarquinius ſey nach Delphi gegangen, um das Orakel wegen ſeines künftigen Schickſals um Rath zu fragen. Er erhielt zur Antwort: du wirſt aus Rom verjagt werden, und im Elende herumirren. Sextus beklagt ſich über ſein Schickſal und Apollo antwortet ihm: Ich habe dir geſagt, was geſchehen wird; ich weiß das Künftige, aber ich mache es nicht. Gehe hin und beklage dich bei dem Jupiter. Mit dieſer Dichtung wollte Valla nur die Unzulänglichkeit der Theodicee des Boethius zeigen, indem er nur bewieſen hatte, daß das Vorherſehen die Begebenheiten in der Welt nicht nothwendig mache. Er unterſchied das Vorherſehen von der Vorſehung. Boethius hatte das Erſtere gerettet, aber nur auf Koſten der Letztern. Leibnitz ſetzt die Dichtung fort. Sextus geht zu dem Jupiter nach Dodona. Warum haſt du mich böſe gemacht? fragt er ihn. Jupiter antwortet: Wenn du Rom und der Krone entſagen willſt, ſo wirſt du glücklich ſeyn; wenn du nach Rom zurückkehreſt, ſo biſt du verloren. Sextus kann ſich zu einer ſo großen Aufopferung nicht entſchließen, er verläßt den Tempel und kehrt nach Rom zurück. Der Oberprieſter Theodor, welcher

Digitized by Google

der Unterredung beigewohnt hatte, geſteht, daß Sextus von nun an ſein Unglück ſeinem böſen Willen werde beizumeſſen haben. Allein er kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß der Gott bei ſeinen Anbetern auch ſeine Güte möchte rechtfertigen. Herr der Götter! ſagt er, es hing von dir ab, ihm einen andern Willen zu geben. Jupiter verweiſet ihn an ſeine Tochter Pallas. Er reiſet nach Athen, wo man ihn in dem Tempel der Göttin der Weisheit ſchlafen läßt, und er ſieht ſich im Traume in ein unbekanntes Land verſetzt. Hier findet er die Pallas an der Thüre des Tempels des Schickſals, worin ſie ihm alle möglichen Welten zeigt. In jeder derſelben waren verſchiedene Sextus, die nach der Verſchiedenheit ihres Willens verſchiedene mehr oder weniger glückliche Schickſale würden gehabt haben. In der letzten endlich, die als die beſte die Spitze der Pyramide ausmacht, welche aus allen übrigen zuſammengeſetzt iſt, ſieht der Prieſter den Sextus nach Rom gehen, und ſich aller der Schandthaten ſchuldig machen, die ihm ſeine Vertreibung zuziehen.

„Du ſiehſt,“ ſagt ihm die Göttin, „daß mein „Vater den Sextus nicht böſe gemacht hat; er

„war es von Ewigkeit her, und er war es immer „frei; er hat ihm blos das Daſeyn bewilligt, wel„ches ſeine Weisheit der Welt nicht verſagen konnte, „in der er begriffen war; er hat ihn aus der Re„gion des Möglichen in die Region der möglichen „Dinge übergehen laſſen. Das Verbrechen des „Sextus dient zu großen Dingen, es wird daraus „ein großes Reich entſtehen, welches große Bei„ſpiele hergeben wird. Allein das iſt nichts in „Vergleichung mit dem Ganzen dieſes Weltalls, „deſſen Schönheit du bewundern wirſt, wenn du „nach einem glücklichen Uebergange aus dieſem „ſterblichen Zuſtande in einen beſſern, die Götter „dich werden würdig gemacht haben, ſie zu er„kennen.“

Auch dieſe Theorie, welche das Uebel in der Welt erklären ſoll, iſt mehr dazu gemacht, den Stolz zu beugen, als zu erheben. Denn ſie nimmt blos an, daß es dazu gehören müſſe, weil Gott die Welt, worin es iſt, gewollt hat, und das beſte Weſen nur das Beſte wollen kann. Sie vermißt ſich nicht, es zu begreifen, wie jedes Uebel zur Verſchönerung der Welt diene, ſie demüthigt den menſchlichen Vorwitz unter die Unermeßlichkeit der

göttlichen Weisheit, deren Tiefen kein endlicher Verſtand ergründen kann.

Was der Theodicee, unabhängig von ihrem Hauptreſultat, noch eine allgemeinere Wichtigkeit geben mußte, war unter andern auch, daß die vielen Fragen, über die man zu ſeiner Zeit noch mit allem Intereſſe der Neuheit ſtritt, und deren verſchiedene Beantwortung bald die berühmteſten Partheien, bald die größten Namen an ihrer Spitze hatten, gleichſam im Vorbeigehen entſchieden wurden, und daß ſich die eigenthümlichen Grundſätze, die in ihren unerwarteten Anwendungen ſo neu waren, in den lichtvolleſten und glücklichſten Verbindungen eingefügt fanden, und die in den kurzen Aufſätzen, worin ſie längſt vorher einzeln und zerſtreut vorgekommen waren, kaum waren bemerkt worden.

Schon in ſeinen Beurtheilungen von Malebranches und Locke's Philoſophie, hatte er die ewigen Wahrheiten gegen den Letztern in Schutz genommen, und ihnen gegen den Erſtern ihren wahren Platz angewieſen. Dieſe haben den Grund ihrer Realität in Gott, in deſſen Verſtande die Möglichkeit der Dinge, und in deſſen Willen ihre Wirk-

Digitized by Google

lichkeit gegründet iſt. Es giebt alſo zwei große Grundſätze unſerer Vernunftſchlüſſe; der eine iſt der Grundſatz des Widerſpruches, der andere der Grundſatz des beſtimmenden Grundes. Der erſtere iſt ein völlig unabhängiger Grundſatz; denn ohne ihn gäbe es keinen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Falſchheit; er iſt alſo weder eines Beweiſes fähig noch bedürftig.

Den Satz des beſtimmenden Grundes nahm er als eines von den Axiomen an, die das in der allgemeinen Erkenntniß ſind, was Euklidens Grundſätze in der Größenlehre, Wahrheiten des geſunden Verſtandes. Dieſer große Grundſatz, ſagt er, findet bei allen Begebenheiten Statt, und man wird nie ein Beiſpiel gegen ihn anführen können. Ob uns gleich dieſe beſtimmenden Gründe nicht jedesmal bekannt genug ſind; ſo ſehen wir doch immer, daß es deren geben müſſe. So unbedeutend dieſer Satz an ſich ſcheinen mag, ſo wenig er vor ihm unbekannt geweſen ſeyn kann; ſo gewiß iſt er doch durch die Erläuterungen, Beſtimmungen und Anwendungen, womit wir denſelben von ihm erhalten haben, unter ſeinen Händen neu und ſein eigen geworden.

Digitized by Google

Unter den vielen Anwendungen, die Leibnitz von dem Satze des beſtimmenden Grundes machte, iſt diejenige vorzüglich merkwürdig, die ihn in ſeiner letzten Streitigkeit auf ſolche neue Wahrheiten führte, welche verſchiedene Hauptſätze der neueſten Naturlehre und ſelbſt der Newtonſchen berichtigten. Die Veranlaſſung zu dieſer Streitigkeit gab ein Brief an die Prinzeſſin von Wallis, worin Leibnitz gegen die metaphyſiſchen Theile der Newtonſchen Philoſophie ſeine Bedenklichkeiten geäußert hatte. Dieſe geiſtreiche Fürſtin, welche die Wahrheit ſelbſt bis in ihre dunkelſten Tiefen verfolgte, hatte Leibnitzens Brief Newtons Freunden mitgetheilt, unter denen der berühmte Samuel Clarke die Beantwortung der darin enthaltenen Einwürfe übernahm. Daraus entſtand ein Schriftwechſel, der durch die Hände der Prinzeſſin ging, und, nachdem er bis zu Clarkens fünfter Antwort und Leibnitzens vierter Schrift war fortgeſetzt worden, nur durch den Tod des deutſchen Weltweiſen unterbrochen wurde.

Die vornehmſten Gegenſtände, von denen der Streit ausging, und worüber die beiden großen Häupter der damaligen Philoſophie, Leibnitz

und Newton von einander abwichen, waren die Wunder und der leere Raum in der Welt; allein er erhielt in ſeinem Fortgange bald einen Umfang, der die wichtigſten und ſchwerſten Fragen der Metaphyſik und der Naturlehre in ſich faßte. Eine Welt, die mit der Zeit einer Ausbeſſerung durch Wunder bedurfte, wie Newton annahm, ſchien Leibnitzen eine Maſchine zu ſeyn, die der höchſten Weisheit ihres Urhebers nicht würdig iſt; er ließ nur Wunder zum Beſten der Geiſterwelt zu; und der leere Raum in der Welt, den Newton das Sinnwerkzeug Gottes genannt hatte, war ihm aus mehr als einem Grunde anſtößig. Er verwarf dieſe auffallende Vorſtellung von dem Verhältniß Gottes zu der Welt, die ihm mit der Unabhängigkeit des über die Welt erhabenen Weſens zu ſtreiten ſchien, ſchon darum, weil er den leeren Raum in dem Weltall überhaupt leugnete. Die Unterſuchungen, welche dieſer Streit veranlaßte, breiteten ſich durch die ganze Naturlehre und Metaphyſik aus, indem ſie ſich an die ſpeziellſten Anwendungen der Erſtern und an die höchſten Grundſätze der Letztern anknüpften. Die Eine, welche den leeren Raum betraf, war die

verwickeltſte, aber auch die fruchtbarſte an neuen Wahrheiten.

Leibnitz hatte in ſeiner neuen Hypotheſe, die er in ſeiner Jugend ſchrieb, den leeren Raum ſelbſt angenommen; allein ſo wie ſich ſeine metaphyſiſchen Grundſätze in der Folge erhöheten, ſah er ſich genöthigt, ihn gänzlich zu verwerfen. In dem Streite mit Clarke ging er dabei von der höchſten Vollkommenheit Gottes aus. Dieſe erforderte, ſeiner Meinung nach, daß die Gottheit überall ſo viel Vollkommenheit in der Welt anbringe, als ohne Abbruch ihrer übrigen Vollkommenheiten geſchehen kann. Nun iſt aber die Materie vollkommner als das Leere, das Etwas vollkommner als das Nichts; denn nur das Etwas kann ein Gegenſtand der göttlichen Macht, Güte und Weisheit ſeyn; Alles iſt alſo in der Welt voll. Er gab dieſem Beweiſe, vermittelſt des Satzes vom beſtimmenden Grunde, noch folgende ſinnreiche Wendung. Es iſt, fügte er hinzu, kein Grund denkbar, wodurch das Verhältniß des Leeren zu dem Vollen könnte beſtimmt werden. Man könnte vielleicht ſagen, daß Eins dem Andern gleich ſeyn muß. Allein da die Materie vollkommner iſt, als das

Leere: ſo will die Vernunft, daß das geometriſche Verhältniß beobachtet werde, und daß um ſo viel mehr Materie wirklich ſey, als ſie verdient, vorgezogen zu werden. Dann aber kann es gar kein Leeres geben; denn die Vollkommenheit der Materie verhält ſich zu der Vollkommenheit des Leeren wie das Etwas zu dem Nichts.

So wie der Satz des beſtimmenden Grundes den leeren Raum aus der Welt verbannte, ſo vertilgte er auch die materiellen Atomen. Es konnte keinen leeren Raum geben, weil kein Grund gedenkbar iſt, wonach ſein Verhältniß zu der Materie könnte beſtimmt werden, und es können keine materiellen Atomen in der Welt ſeyn, weil in der Materie kein Grund vorhanden iſt, irgendwo mit ihrer Theilung ſtehen zu bleiben.

Die Anwendung dieſes Satzes in Feldern der Philoſophie, wo er noch nie erſchienen war, führte auf die Entdeckung eines neuen Satzes, der ihn noch fruchtbarer machte, aber auch mehrern Einwürfen blosgeſtellt ſchien. Das war der Satz des Nichtzuunterſcheidenden. Wenn Alles, was in der Welt wirklich iſt, einen Grund hat, warum es ſo und nicht anders, an dieſem

Orte und zu dieſer Zeit iſt: ſo kann kein Ding dem Andern völlig ähnlich ſeyn. So wie ſich die eigenthümlichſten Theile ſeiner Philoſophie nach und nach, und immer nur dann, wenn ſie das Bedürfniß herbeirief, gelegentlich entwickelten: ſo war es auch bei dieſem Satze der Gang, den Clarke in ſeiner Vertheidigung des Leeren nahm, der Leibnitzen nöthigte, mit dem Satze des Nichtzuunterſcheidenden hervorzutreten. Der deutſche Weltweiſe hatte geſchloſſen: es ſey kein Grund vorhanden, warum Gott dieſen Theil der Materie in dieſen Theil des leeren Raumes und in keinen andern geſetzt, da alle Theile deſſelben einander völlig ähnlich ſind; er hatte ihn alſo für ein Hirngeſpinſt erklärt. Dieſem Schluſſe ſetzte Clarke den Einwurf entgegen: Wenn Gott bei der Ordnung der Materie etwas ohne beſtimmenden Grund thun könne: ſo müſſe er es auch bei dem leeren Raume können. Denn wenn man auch unter dem Raume die bloße Ordnung des Nebeneinanderſeyenden verſtehen wolle: ſo würde doch kein Grund vorhanden ſeyn, warum er einen Theil der Materie zur Rechten, einen Anderen zur Linken, einen Andern in die Mitte geſtellt hätte; denn

die Materie ſey in keinem ihrer Theile verſchieden.

Das leugne ich, antwortete Leibnitz, es giebt auch keinen der kleinſten Theile der Materie, ja es giebt kein einziges wirkliches Ding, das dem Andern völlig ähnlich, und nicht von allen Andern verſchieden wäre. Solche einander völlig ähnliche Dinge wären gegen den Satz des Nichtzuunterſcheidenden, nach welchem nicht zwei Dinge wirklich ſeyn können, die gar nicht von einander verſchieden, und alſo ſelbſt dem höchſten Verſtande ununterſcheidbar wären.

So wie Leibnitz nur immer zu höhern Grundſätzen hinaufſtieg, und überhaupt die erſte Philoſophie mit neuen Wahrheiten bereicherte, wenn er ohne ſie die untergeordneten Wiſſenſchaften nicht befeſtigen konnte: ſo verweilte er auch nicht bei den Beweiſen ſolcher Sätze, die dem geſunden Verſtande einleuchten, von der Erfahrung unterſtützt werden und durch ihre Anwendung und das Licht, das ſie überall verbreiten, eine hinlängliche Empfehlung erhalten. Es war ihm genug, wenn er für den Satz des Nichtzuunterſcheidenden anführen konnte, daß er einen weitumfaſ-

Digitized by Google

ſenden Nutzen habe, daß er aus dem Satze des be-ſtimmenden Grundes folge, und daß in der ganzen Natur, ſelbſt bei Dingen, die ſich am ähnlichſten ſcheinen, keine Erfahrung dagegen aufgebracht wer-den könne. Das gab oft zu unterhaltenden und geiſtreichen Zeitvertreiben Anlaß. Die Geſellſchaft an dem Hannöveriſchen Hofe, wo ſolche Materien durchgeſtritten wurden, machte ſich ein angenehmes Geſchäft daraus, Erfahrungen aufzuſuchen, womit ſie die Paradoxen des Philoſophen widerlegen könn-ten. Leibnitz erzählt uns ſelbſt die Geſchichte eines ſolchen Spieles, die uns von dem edlen Geiſte der Unterhaltung dieſer Geſellſchaft einen Begriff machen kann. „Ein geiſtreicher Mann unter mei-„nen Freunden ſprach mit mir über den Satz des „Nichtzuunterſcheidenden in Gegenwart der Frau „Kurfürſtin in dem Garten von Herrnhauſen, und „glaubte, daß er wohl zwei Blätter finden würde, „die einander gänzlich ähnlich wären. Die Kur-„fürſtin forderte ihn dazu heraus; und er lief lange „Zeit vergebens darnach herum.“

Noch weniger hielt er für nöthig, den Satz des zureichenden Grundes zu beweiſen. Er begnügte ſich zu ſagen: „Wollte Gott, daß man ſich im-

Schubert del. C. Schule sc. 1796.

Leibnitz behauptet, daß nicht zwey Blätter einander völlig ähnlich ſeyn.

Digitized by Google

Digitized by Google

„mer ſo klarer Grundſätze bedient hätte! Daß „alles einen zureichenden Grund bedarf, daß es da „ſey, eine jede Begebenheit, daß ſie geſchehe, eine „jede Wahrheit, daß ſie wahr ſey, bedarf das ei„nes Beweiſes? — Jedermann bedient ſich die„ſes Grundſatzes in tauſend Gelegenheiten. Es iſt „wahr, man hat ihn in vielen andern aus Nach„läſſigkeit vergeſſen, aber gerade daher ſind auch „alle die Hirngeſpinſte eines für ſich beſtehenden „realen Raumes, des Leeren, der Atomen u. d. gl. „entſtanden. — Mir dieſen groſzen Grundſatz „leugnen, das heißt es wie Epikur machen, der „ſich genöthigt ſahe, den Satz des Widerſpruchs zu „leugnen, wornach jeder verſtändliche Satz entweder „wahr oder falſch ſeyn muß. Chryſipp ließ ſich dar„auf ein, ihn gegen den Epikur zu beweiſen; ich habe „aber nicht nöthig, ihm darin nachzuahmen, ob ich „gleich bereits oben geſagt habe, was den meinigen „rechtfertigen kann, und ob ich gleich noch etwas „darüber ſagen könnte, das aber vielleicht für den „gegenwärtigen Streit zu tiefſinnig ſeyn möchte. „Und ich glaube, daß mir vernünftige und unpar„teiiſche Perſonen zugeben werden, daß man ſei„nen Gegner ad absurdum gebracht habe, wenn

„man ihn ſo weit gebracht hat, daß er dieſen Satz „leugnen muß.“

Wenn aber dieſe Sätze, wenn inſonderheit der Satz des zureichenden Grundes, Jedermann ſo einleuchtend iſt, wenn man ſich deſſelben von jeher bedient hat, wie kann man ſeine Entdeckung dem Weltweiſen zu einem ſo großen Ruhme anrechnen? — Man würde den Verdienſten Leibnitzens etwas vergeben, wenn man dieſe Frage wollte unbeantwortet laſſen. Der Menſch handelt in tauſend Fällen nach Grundſätzen, die er ſich nicht deutlich und noch weniger mit der Genauigkeit und Beſtimmtheit denkt, womit ſie erſt in den Wiſſenſchaften nützlich und fruchtbar werden. Es giebt eine natürliche Metaphyſik, wie es eine natürliche Logik, Arithmetik und Geometrie giebt. Dieſe gehet von gewiſſen allgemeinen Grundſätzen aus, deren ſie ſich ſelbſt nicht bewußt iſt, und wendet ſie in leichten und gewöhnlichen Fällen ohne Gefahr und Schwierigkeit an. Die Wiſſenſchaft zeichnet dieſe Sätze aus, um ſie auch bei ſchweren Unterſuchungen zu gebrauchen und damit zu verborgenern Wahrheiten zu gelangen. Dazu bedürfen ſie aber geſchickter Erläuterungen und genauer Beſtimmun-

Digitized by Google

gen; und ſelbſt nachdem ſie dieſe erhalten haben, bedarf es noch immer eines ungewöhnlichen Scharfſinnes mit ihrem Lichte in die Tiefen der Wiſſenſchaft zu dringen, und darin neue Wahrheiten zu entdecken. Euklides errichtete mit Hülfe einiger leichten Grundſätze das ganze Gebäude ſeiner Geometrie, und es ſchadete dem Ruhme ſeiner Kunſt nicht, daß ſie mit ſo gemeinen Mitteln das ausgerichtet hatte, was ſo vielen nicht gelungen war, denen ſie eben ſo gut, als ihm, zur Hand waren. Wie ſollte es dem Ruhme eines Leibnitz ſchaden, daß er mit einer gemeinen Wahrheit die Philoſophie von Hirngeſpinſten gereinigt und die Naturlehre mit ſich ſelbſt und mit der erſten Philoſophie in eine ſo ſichere und lichtvolle Harmonie gebracht hat?

Mit dieſen Waffen hatte Leibnitz gegen die Hirngeſpinſte des leeren Raumes und der Atomen geſtritten; dieſe hatte Newtons Philoſophie mit der mechaniſchen Philoſophie ſeiner Vorgänger gemein, ſeine Meinung über die Wunder, welche die Körperwelt verbeſſern ſollen, war ihr eigen. Newton glaubte, daß die Unregelmäßigkeiten, welche aus der gegenſeitigen Einwirkung der Pla-

Digitized by Google

neten und Kometen entſtehen, nach und nach ſo groß werden müßten, daß die ganze Naturmaſchine endlich einer Ausbeſſerung bedürfen würde. Die Erfahrung hat darüber noch nicht geſprochen, bemerkte Leibnitz dagegen, wir nehmen an dem Laufe und an der Ordnung der Planeten noch keine Veränderung wahr, die uns eine ſolche Zerrüttung vermuthen ließe. Sollte ſie indeſſen erfolgen müſſen: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß die Gottheit von jeher ſchon alles in der Natur ſo werde angelegt haben, daß das ewige Uhrwerk des großen Weltſyſtems durch ſeine eigene Kräfte ſich wieder aufziehen und in ſeinem regelmäßigen Gange erhalten werde; das kann man von einem Werke erwarten, das der unendlichen Kunſt der höchſten Weisheit würdig ſeyn ſoll.

Dieſer Schriftwechſel ward nur durch ſeinen Tod unterbrochen, und er verdiente das Leben eines Weiſen zu krönen, der ſich ganz der Erforſchung der Wahrheit aufgeopfert hatte. Seine Philoſophie, weitumfaſſend in ihren Grundſätzen, unerſchrocken und ſcharfſinnig in ihren unerwarteten und glücklichen Anwendungen, edel in ihren Geſinnungen, war die Frucht von unabläſſigen Unterſuchun-

Digitized by Google

gen, unterſtützt von den ſeltenſten Talenten, von ausdauerndem Nachdenken, eindringendem Tiefſinne und einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit. Er hatte damit in den früheſten Jahren ſeines Lebens angefangen, er hatte den ganzen Kreis der Wiſſenſchaften erſchöpft, mit ihren Schätzen ſeine Betrachtungen genährt, ſie immer wieder auf ſeinen großen Gegenſtand zurückgeführt, und ſo hatte er die große Laufbahn zurückgelegt, um an ihrem Ziele alle ſeine Kränze in dem Tempel des Ewigen aufzuhängen. Denn nach ſeinem Ausſpruche iſt der größte Nutzen der Philoſophie, und inſonderheit der Naturlehre, die Frömmigkeit zu nähren und zu der Gottheit zu erheben.

Wie ſehr und wie anhaltend ihn dieſe Unterſuchungen beſchäftigt haben, das wiſſen wir von ihm ſelbſt. „Ich habe endlich," ſagt er in einem Schreiben an Burnet, „über alle dieſe wichtigen „Materien nicht eher Partei genommen, als nach„dem ich mehr als zehnmal darüber nachgedacht „und wieder nachgedacht, und nachdem ich noch „außerdem die Gründe Anderer geprüft habe. Da„her bin ich auch zu allen dieſen Unterſuchungen, „die blos von dem Nachdenken abhangen, ausneh-

„mend vorbereitet. Die meiſten meiner Meinun„gen habe ich endlich nach einer Ueberlegung von „zwanzig Jahren zur Gewißheit gebracht.“

Allen dieſen philoſophiſchen Arbeiten, die ſchon allein ein ganzes Leben beſchäftigen könnten, hatte gleichwohl Leibnitz nur die wenigen Stunden widmen können, welche ihm ſeine zahlreichen Geſchäfte, ſein ausgebreiteter Briefwechſel, ſeine mathematiſchen Entdeckungen und ſeine gelehrten Arbeiten in allen andern Feldern der Wiſſenſchaften übrig ließen. Nur ein ſo thätiger Geiſt, wie der ſeinige, konnte unter ſo vielen Zerſtreuungen und Anſtrengungen nicht erliegen.

Er hatte unter allen dieſen ſo ungleichartigen Arbeiten ſeine Geſchichte des Braunſchweigiſchen Hauſes nicht aus den Augen verloren. So groß indeß auch ſeine unermüdete Geſchäftigkeit war, ſo konnte doch von der Sammlung der dazu nöthigen Materialien der erſte Theil unter dem Titel: Scriptores Rerum Brunsvicensium, nicht eher als im Jahr 1707 erſcheinen, dem der zweite im Jahr 1710 und der dritte im J. 1711 folgte. Das iſt die ganze Frucht ſeiner Bemühungen um dieſen Theil der Geſchichte. Indeß bleiben dieſe

Sammlungen ein immerwährendes Denkmal ſeines Fleißes und ſeines Forſchungsgeiſtes; ſie gehören noch jetzt zu den unentbehrlichſten Quellen der mittlern Geſchichte, und ſind alſo gelehrte Arbeiten, mit denen er ſich den größten Geſchichtsforſchern an die Seite geſetzt und ſo einen bleibenden Nutzen geſtiftet hat. An der Verarbeitung derſelben zu einer vollſtändigen Geſchichte des Braunſchweigiſchen Hauſes hinderte ihn der Tod.

Allein auch das längſte Leben würde nicht hingereicht haben, einen Plan auszuführen, wie er ſich vorgezeichnet hatte. Da das Guelfiſche Stammhaus ſich von der Nordſee bis in Italien ausbreitete, das ſächſiſche Haus, welches Deutſchland fünf Kaiſer gegeben hat, in ſich begriff, und einer von den zwei großen Staatsparteien der Guelfen und Gibellinen, worin ein großer Theil der Chriſtenheit mehrere Jahrhunderte hindurch getheilt war, den Namen gegeben hatte: ſo mußte ſeine Geſchichte gewiſſermaßen die allgemeine Geſchichte von Deutſchland und Italien ſeyn, und in alle die großen Begebenheiten, die der Kampf dieſer Parteien hervorbrachte, eingreifen. So ſchwer ein ſolcher Gegenſtand ſchon an ſich ſelbſt zu erſchö-

pfen war, ſo gab er ihm doch noch einen weitern Umfang, indem er ihn an den erſten Zuſtand der Bevölkerung und endlich an die erſten Veränderungen der Oberfläche unſeres Erdballs knüpfte. Aber eben darum konnte ſich Leibnitz in der Ausführung eines ſolchen Planes nur vorerſt das Todesjahr Heinrich des Heiligen 1025 zu ſeinem Ziele ſetzen. Die Topographie der Braunſchweigiſchen Länder, und die Genealogie ihrer Herzoge ſollte darin den Anfang machen. Allein auch dieſer vorläufige Theil ſeines großen Entwurfes iſt erſt nach ſeinem Tode von ſeinen Nachfolgern, Johann George Eccard, Johann Daniel Gruber und Chriſtian Ludewig Scheid ausgeführt worden. Dieſe Unterſuchungen ſollten durch ſeine berühmte Protogäa eröffnet werden, ein Werk, worin er bis auf den erſten Zuſtand unſerer Erdkugel zurückgeht. Dieſer Zuſtand reicht über alle ſchriftlichen Denkmale der Geſchichte hinaus, die Spuren der Natur ſind die einzige Geſchichte, worin die Nachrichten davon können geleſen werden, und dieſe wieſen ſeiner Meinung nach auf eine allgemeine Ueberſchwemmung hin. Dieſe Hypotheſe war bereits aus Thomas Burnets

heiliger Theorie der Erde bekannt, der ſie an die kabbaliſtiſche Philoſophie geknüpft und mit abentheuerlichen Schriftauslegungen unterſtützt hatte. Leibnitz ging dabei von den Abdrücken von Pflanzen und Fiſchen in Foſſilien des Harzes aus, indem er urtheilte, daß dieſe Foſſilien urſprünglich müßten weich geweſen ſeyn, damit ſich die Naturkörper, deren Abbildungen ſie enthielten, darin hätten abdrucken können.

Er hatte ſeine Protogäa, worin er der Welt dieſe Hypotheſe vorlegen wollte, bereits im J. 1691 geſchrieben, und 1693 in den Actis Erud. einen Auszug davon bekannt gemacht; ſie iſt aber erſt 1749 von Chriſt. Ludw. Scheid vollſtändig herausgegeben worden *).

*) In Leſſings Leben und ſeinem noch übrigen Litt. Nachl. 2. Th. S. 191. wird der Herausgeber der Protogäa Schmid genannt, und unter dem Texte die Anmerkung hinzugeſetzt: „Ob dieſes der Profeſſor zu „Helmſtädt Johann Andreas Schmid oder ein anderer „iſt, und wo Leibnitzens Protogäa von dieſem Schmid „herausgekommen, habe ich nirgends finden können.“ Das iſt kein Wunder; denn dieſer Schmid iſt kein anderer als Scheid. Vermuthlich hat Leſſing die Anmerkungen, woraus ſein Nachlaß genommen iſt, ſehr

Digitized by Google

So weit indeß das, was Leibnitz geleiſtet hat, von dem iſt entfernt geblieben, was er ſich zu leiſten vorgeſetzt hatte, ſo iſt es doch noch immer mehr, als was wir irgend einem andern Gelehrten, der in dieſem Fache allein groß iſt, zu danken haben. Daß er nur die wichtigſten Denkmale, daß er nur Geſchichtſchreiber aus der Dunkelheit hervorziehen würde, durch welche über ihre Zeiten ein ganz neues Licht würde verbreitet werden, das konnte man ſeinem philoſophiſchen Geiſte zutrauen. Allein er führte ſie in den Vorreden, die er jedem Theile vorſetzte, mit Nachrichten ein, und begleitete ſie mit Anmerkungen, die das Werk einer tiefen hiſtoriſchen Gelehrſamkeit ſind, und zugleich mit ſeltnem

---

flüchtig geſchrieben und ſein Herausgeber hat das eine für das andere geleſen. Die Stelle des vorgeblichen Schmids, worauf Leſſing zielt, ſteht in Scheids Vorrede zu der Protogäa in Leibnitzens Werken nach Dutens Ausg. T. II. P. II. S. 183. Es kommen in dieſem Nachlaſſe mehr ſolche Stellen vor, wo der Herausgeber Leſſings Handſchrift nicht hat leſen können, als S. 174. wo Knorr von Roſenroth der Verfaſſer der fabulae denudatae ſtatt Cabbalae denudatae und der Verfaſſer der Pseudodoxiae epidemicae Browur ſtatt Brown genannt wird.

Digitized by Google

Scharfſinne auf die Reſultate hinweiſen, die ein gemeiner Leſer, ſich ſelbſt überlaſſen, darin nicht würde gefunden haben.

Neben dieſen aufgegebenen hiſtoriſchen Arbeiten, denen Leibnitz ſchon ein allgemeines Intereſſe zu geben wußte, bereicherte er die Wiſſenſchaft noch mit einer anſehnlichen Menge anderer Schätze, worin ſein unermüdlicher Fleiß, blos aus Liebe zu der Wiſſenſchaft ſelbſt, für den dunkelſten Theil der deutſchen Geſchichte neue Quellen eröffnete. Sein Specimen Historiae arcanae de Vita Alexandri VI. Papae ex Diario Joannis Burchardi, Ceremoniarum Magistri, enthielt die geheimſten Anekdoten und die darſtellendſten Schilderungen von den Greueln des Vatikans unter Alexander dem Sechsten, aus der Feder eines glaubwürdigen Augenzeugen; ſeine Accessiones historicae seu Scriptores rerum germanicarum et aliarum hactenus ineditarum, ergänzten die Lücken, die ſo gelehrte Geſchichtforſcher, als Freher, Goldaſt, Meibom, Lindenbrog, in ihren berühmten Sammlungen gelaſſen hatten.

Außer dieſen großen Werken verdankt ihm die Geſchichte mehrere kleinere Arbeiten, worin

er bald die Rechte der Fürſten mit ſcharfſinniger und mühſamer Genauigkeit erörterte, bald in die Tiefen des entfernteſten Urſprungs der Völker ein neues Licht brachte. Zu den erſtern gehört ſeine Information sommaire pour la succession de Sa Majesté Prussienne aux Comtés de Neufchatel et Vallengin, im J. 1706., zu den letztern ſeine Unterſuchungen über den Urſprung der Franken im J. 1715. Er ging in dieſen Unterſuchungen von der gemeinen Meinung der Geſchichtsforſcher ab, und führte die Franken von dem baltiſchen Meere an den Rhein. Dieſe in der Folge ſo mächtige Völkerſchaft auf ihren erſten Urſprung zurückführen, hielt er auch wegen ihres Geſetzes, das unter dem Namen des Saliſchen bekannt iſt, für nöthig, deren Inhalt und Geſchichte ſonſt an manchen Stellen nicht wohl erklärbar iſt. Er fand indeß in Frankreich an dem P. Tournemine und in Deutſchland an dem Nic. Hier. Gundling Gegner, die zu den Geſchichtsforſchern vom erſten Range gehören, denen er mit ſo vieler Gründlichkeit und Gelehrſamkeit antwortete, daß der Sieg dieſes durch ſeinen Tod unterbrochnen Streites unentſchieden geblieben iſt.

Digitized by Google

Alle dieſe hiſtoriſchen Unterſuchungen waren mit den tiefſten Sprachforſchungen durchwebt, die er bald an die Geſchichte, bald an die Philoſophie anzuknüpfen wußte. In beiden Rückſichten ſchränkte er ſich nicht blos auf die europäiſchen Sprachen ein, er ſuchte ſich auch Nachrichten von den Sprachen des entfernteſten Aſiens zu verſchaffen, und dazu hoffte er ſeine Verbindungen mit dem Orden der Jeſuiten in ihren Miſſionen und mit den ruſſiſchen Gelehrten durch den Schutz Peters des Großen zu benutzen. Was wir ihm von Schätzen in dieſem Theile der Gelehrſamkeit zu danken haben, findet ſich theils in ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten, theils in einzelnen Aufſätzen in den lateiniſchen Schriften der Akademie zu Berlin und in mehrern gelehrten Tagebüchern zerſtreut, theils in einer größern Sammlung, die Eckard unter der Aufſchrift: Collectanea etymologica, herausgegeben hat.

Wenn man die Arbeiten, deren genaues Verzeichniß der Zweck dieſes Denkmals nicht zuläßt, und wovon ſo viele gar nicht bekannt geworden ſind, mit dem gewöhnlichen Maaße der menſchlichen Kräfte vergleicht, wenn man bedenkt, daß

Digitized by Google

dieſe Arbeiten, worin er jede Wiſſenſchaft ſo weit über die Gränzen hinausführte, in denen er ſie gefunden hatte, nur das Reſultat unermeßlicher vorhergehender Studien und Meditationen ſeyn konnten: ſo begreift man kaum, wie der anhaltendſte Fleiß und das längſte Leben eines Schriftſtellers dazu hinreichen konnte, ſelbſt wenn er ſich mit nichts anders beſchäftiget hätte. Und gleichwohl nahmen die Pflichten ſeiner vielen Aemter, ſeine zahlreichen Zerſtreuungen in dem Umgange mit mehrern Höfen, ſeine Bekanntſchaften mit den berühmteſten Gelehrten und mit ſo vielen durch ihre Geburt, ihre Würden und ihre Wiſſenſchaft ausgezeichneten Großen, ſo wie ſein unermeßlicher Briefwechſel und ſeine häufigen Reiſen, einen ſo großen Theil ſeiner Zeit ein, daß es zweifelhaft iſt, ob dieſe Geſchäfte und Zerſtreuungen ſeine gelehrten Arbeiten, oder ſeine gelehrten Arbeiten ſeine Geſchäfte und Zerſtreuungen unterbrochen.

Sein Ruhm hatte ſich ſo frühzeitig und ſchnell verbreitet, daß nicht allein die angeſehenſten Höfe ihn für ihre wichtigſten Geſchäfte ſuchten, und, wenn ſie ihn nicht ganz beſitzen konnten, wenigſtens in den ſchwerſten Aufträgen zu gebrauchen wünſchten,

Digitized by Google

ſondern daß nicht leicht in Deutſchland, ja in dem ganzen Europa, irgend eine gelehrte Unternehmung zu Stande kommen konnte, wozu man nicht entweder ſeine thätige Mitwirkung, oder wenigſtens ſeinen Rath verlangt hätte. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris hatte ihm bereits im J. 1673 unter der Bedingung ſeines Uebertritts zur katholiſchen Kirche eine Stelle unter ihren Mitgliedern angeboten, die er erſt in der Folge ohne dieſe Bedingung annahm, und im J. 1674 hatte ihn ſich die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London zugeſellt. Im Jahr 1691 ernannte ihn der Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Anton Ulrich, zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrage für die Verfertigung eines Verzeichniſſes derſelben zu ſorgen. Da er ſeinen Wohnſitz in Hannover behielt: ſo verpflichtete ihn dieſes Amt zu häufigen Reiſen, und gleichwohl führte er die Aufſicht über den ihm anvertrauten Bücherſchatz mit ſolchem Eifer, daß man die Beweiſe davon noch jetzt nicht ohne Bewunderung wahrnehmen kann. Er benutzte ſie nicht allein ſelbſt zum Beſten der Wiſſenſchaften, indem er ihre verborgenen Schätze an das Licht

Digitized by Google

brachte, er machte ſie auch andern Gelehrten brauchbar und veranlaßte die Vermehrung derſelben durch den Ankauf der an Seltenheiten reichen Bibliothek des Marquard Gudius.

Um eben dieſe Zeit hatte Leibnitz ein neues Geſchäft bei den Unterhandlungen über die neue Kurwürde des Hauſes Hannover erhalten. Die rechtlichen und hiſtoriſchen Ausführungen, welche der Hannöveriſche Reichstagsgeſandte, der Herr von Platen, nöthig hatte, waren Leibnitzens Arbeit, und er hatte die Freude, dieſe Sache zur Zufriedenheit des Fürſten, dem er ſo ſehr ergeben war, nicht ohne ſeine gelehrte Mitwirkung, im J. 1692 beendigt zu ſehen. Indeß machte ihm der Streit über das Erzamt, welches dem neuen Kurhauſe verliehen war, noch bis in das Jahr 1696 neue Arbeit. Dieſes Erzamt war das Reichsbanneramt, und es wurde von dem Würtembergiſchen Hauſe in Anſpruch genommen, deſſen Fürſten von jeher dem Heere in den Reichskriegen die Sturmfahne vorgetragen hatten. Leibnitz unterſchied von dieſer Sturmfahne noch das Reichspanier, zu deſſen Vortragung der Kaiſer in jedem Falle einen der erſten Reichsfürſten ernannt habe,

womit er alſo, ohne Nachtheil irgend eines andern fürſtlichen Hauſes, nach ſeinem Gutbefinden einen Reichsfürſten beleihen könne. Er hatte in dieſem Streite einen der erſten deutſchen Staatsrechtslehrer, den berühmten Kulpis, zu ſeinem Gegner. Die Sache blieb zwiſchen zwei ſolchen Streitern zweifelhaft, und ward nur durch die Ertheilung eines neuen Erzamtes entſchieden.

Eine Arbeit von ganz verſchiedener Art, welche die ganze Thätigkeit des allgemeinſten Gelehrten nebſt der Gewandtheit des erfahrenſten Geſchäftsmannes erforderte, war die Errichtung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Berlin, die im Jahr 1701 zu Stande kam. Dieſe neue Schöpfung, die er mitten unter ſeinen Unterhandlungen über die Religionsvereinigung und ſeinen mannichfaltigen hiſtoriſchen, mathematiſchen und philoſophiſchen Arbeiten unternahm, war ihm ganz allein überlaſſen, von ihm allein erwartete man alle Vorſchläge zur Hebung der Schwierigkeiten, die, ungeachtet aller Bereitwilligkeit des Hofes, dabei vorkommen mußten. Er war es, der den Plan der Geſellſchaft entwarf, die Geſetze und erſten Einrichtungen machte, durch Finanzvorſchläge für

ihre Unterhaltung ſorgte, die erſten Mitglieder derſelben aufſuchte und die Arbeiten unter ihnen vertheilte. Das alles erforderte häufige Reiſen und einen ausgebreiteten Briefwechſel, da er ſelbſt von Berlin entfernt lebte. Und alle dieſe Arbeiten vermehrte er ſich dadurch noch mehr, daß er der neuen Geſellſchaft eine Ausdehnung gab, wie ſie, vor ihr, noch keine andere gehabt hatte. Sie ſollte mit ihren Unterſuchungen die ganze Encyklopädie der Wiſſenſchaften, von der höchſten Mathematik bis auf die mechaniſchen Künſte des gemeinen Lebens, und von der tiefſinnigſten Spekulation der Philoſophie bis auf die beſonderſte Geſchichtsforſchung und das kleinlichſte Sprachſtudium umfaſſen, und da noch keine andere gelehrte Geſellſchaft einen ſo weiten Wirkungskreis hatte: ſo konnte er die Geſetze und Einrichtungen von keiner derſelben ganz für die ſeinige benutzen.

Zu den Unterhaltungskoſten der neuen gelehrten Anſtalt brachte er zwei Quellen in Vorſchlag, das Kalendermonopolium und einen Bücherzoll, von denen aber ſchon das Erſtere für hinlänglich gehalten wurde. Da er von der Nützlichkeit einer

gelehrten Geſellſchaft für alle Stände des Staates nach den Begriffen, die er ſich von ihren Geſchäften machte, große Erwartungen hatte: ſo glaubte er, daß alle Klaſſen der Bürger, die Ungelehrten ſowohl als die Gelehrten, zu ihrer Unterhaltung beitragen müßten, und ſo ſehr ihn ſeine politiſchen Grundſätze zur Sparſamkeit geneigt machten: ſo ſchienen ihm doch die Quellen ihrer Finanzen nicht reichlich genug ſeyn zu können, wenn ſie zu den nützlichen und oft koſtbaren Unternehmungen hinreichen ſollten, die er von ſeiner neuen Geſellſchaft erwartete. Nach dieſen Grundſätzen hatte er ſchon dem Herzoge von Braunſchweig die Verwendung der Einkünfte von dem geſtempelten Papiere zur Vermehrung der Wolfenbüttelſchen Bibliothek vorgeſchlagen. Durch die Einführung eines Bücherzolles wollte er aber noch die Abſicht erreichen, den Umlauf ſchlechter Bücher zu erſchweren, um auf dieſe Art ihre Anzahl zu vermindern. Wenn er den Nutzen eines Buches zur Belehrung des Verſtandes und zur Beſſerung des Herzens für den einzigen Maaßſtab von der Güte deſſelben annahm; ſo muß er die Menge der ſchlechten Bücher ſchon zu ſeiner Zeit für ſehr anſehnlich gehalten haben,

Digitized by Google

da er eine Auflage von dieſer Art für ſo ergiebig hielt. Und ſie würde immer ergiebiger und vielleicht auch gerechter geworden ſeyn, ſeitdem das blos zeitverkürzende Bücherleſen ſich ſo allgemein verbreitet hat, wenn die Artikel des geiſtigen Luxus ſo leicht zu beſtimmen wären, als die Artikel des leiblichen.

Da ihn der König zum Präſidenten der gelehrten Geſellſchaft ernannt hatte, deren Schöpfer er war: ſo hatten ſeine Geſchäfte mit ihrer Stiftung nicht aufgehört. Es war ihm nicht genug, ihre Arbeiten durch Vorſchläge und Aufmunterungen zu nützlichen Unterſuchungen zu unterſtützen, ſie durch Rath und Mittheilung der nöthigen Hülfsmittel zu erleichtern, er nahm ſelbſt an ihren Arbeiten durch eigne Abhandlungen aus allen Wiſſenſchaften Theil, und der erſte Theil ihrer Schriften, der im J. 1710 unter der Aufſchrift: Miscellanea Berolinensia, erſchien, beweiſet, welch ein thätiges Mitglied er geweſen iſt.

Leibnitz entwarf kurze Zeit nach der Errichtung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Berlin, den Plan zu einer ähnlichen in Dresden, und der Kurfürſt von Sachſen, König August I., würde

ihn ausgeführt haben, wenn ihn der polniſche Krieg nicht daran gehindert hätte.

Alle dieſe Arbeiten waren zugleich eine Vermehrung ſeines Ruhmes; aber jeder Zuwachs ſeines Ruhmes war auch eine Vermehrung ſeiner Arbeiten. Die immer häufigern Spuren ſeiner Thätigkeit und ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe in allen Theilen der Wiſſenſchaften machten ihn immer mehr zum allgemeinen Orakel bei allen wichtigen Unternehmungen. Von allen Seiten wandten ſich die Fürſten und ihre erſten Räthe an ihn, wo ſie für das Intereſſe ihrer Staaten, für die Beförderung der Kultur und der Gelehrſamkeit nützliche Entwürfe bedurften.

Noch am Ende ſeines Lebens ſuchten ihn der Czar Peter der Große und der Kaiſer Karl der Sechste. Sie zogen ihn in den wichtigſten Angelegenheiten ihrer weitläuftigen Staaten zu Rathe und beſtrebten ſich um die Wette, ihn durch Belohnungen und Ehrenſtellen zu dem Ihrigen zu machen.

Es war das Jahr 1711, welches den größten Weltweiſen ſeiner Zeit mit dem Schöpfer der beginnenden Kultur eines unermeßlichen Reiches über

die wichtige Angelegenheit der Völkerbildung in Berathſchlagung ſahe. Peter der Große, nicht mehr der aufſtrebende Lehrling, der im J. 1697 mit Verleugnung des Glanzes ſeiner Geburt und ſeines höchſten Ranges, in dem tiefſten Incognito unter dem Gefolge ſeines eigenen Geſandten in dem gebildeten Europa die Gelegenheiten zu ſeiner eigenen Geiſteskultur ausforſchte, Peter der Große, der erfahrene Beherrſcher zahlreicher Nationen, der glückliche Erzieher eines aus der Rohheit hervorgezogenen Volkes, der Schöpfer der Kriegskunſt und der Schiffahrt ſeiner Reiche, der Sieger des größten Helden des Nordens, war in dem Zeitpunkte ſeines größten Ruhmes nach Deutſchland gekommen, um ſich auf der großen Laufbahn in der Ausführung der Unternehmungen zu ſtärken, die er für die Größe und den Ruhm ſeines Volkes angefangen hatte. Er hielt ſich zu Torgau auf, wo das Vermählungsfeſt ſeines Sohnes mit der Braunſchweigiſchen Prinzeſſin ſollte gefeiert werden. Hier verſchwand die Entfernung, welche die Hoheit des Thrones zwiſchen dem Monarchen und dem Weltweiſen ſetzte; man ſahe blos zwei große Männer ſich über die Beförderung des Wohls

der Menſchen berathſchlagen, der Eine erwartete von dem Andern in ſeinem Wirkungskreiſe unterſtützt zu werden. Leibnitz erhielt von dem Czar das Verſprechen, über die Abweichungen der Magnetnadel in ſeinen weitläuftigen Staaten Verſuche anſtellen, und ihm über die Sprachen des nördlichen Aſiens Nachrichten ſammlen zu laſſen. Das waren die Vortheile, die er ſich zum Beſten der Wiſſenſchaften erbat; allein der Czar ertheilte ihm auch Beweiſe ſeiner perſönlichen Achtung, indem er ihm ein anſehnliches Gehalt und die Stelle eines Geheimen Juſtitzraths anbot.

Bald darauf ſchien ſich ein neuer Schauplatz ſeines Ruhmes zu eröffnen. Er wurde an den Kaiſerlichen Hof nach Wien berufen, gerade zu der Zeit, da die Miniſter zu Utrecht im J. 1713 an dem Friedensgeſchäfte arbeiteten. Wie groß mußte die Meinung von ſeinen Kenntniſſen in den Staatsgeſchäften ſeyn, da man ihn bei einer ſo wichtigen Angelegenheit zu Rathe zog, und er dem Kaiſer Karl dem Sechsten ſeine Gedanken über den Friedensentwurf des Hofſtaatskanzler Grafen von Sinzendorf konnte überreichen laſſen. Der Kaiſer bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit auf eine

Art, woraus man den Werth abmeſſen kann, den er den Verdienſten des großen Mannes beilegte. Er belohnte ihn mit einem Jahrgehalt von 2000 Gulden, nachdem er ihn ſchon im Jahre 1711 zum Reichshofrath gemacht und in den Reichsfreiherrnſtand erhoben hatte.

Leibnitz fand in Wien an dem Prinzen Eugen, der damals die größte Höhe ſeines Ruhms erreicht hatte, einen andern großen Mann, dem ihn der Glanz ſeiner Verdienſte näherte. Der Geiſt des Helden, der außer den kriegeriſchen auch andere Talente zu ſchätzen, und in den Wiſſenſchaften die Erholung von dem Geräuſch der Waffen durch den Genuß einer ruhigern Thätigkeit zu finden wußte, hörte mit Vergnügen in den Stunden ſeiner Muße den Geſprächen des Weltweiſen zu, die in allen Feldern der Wiſſenſchaften belehrend und unterhaltend waren. Er ſcheuete ſelbſt die höchſten Spekulationen ſeiner Philoſophie nicht, und es war für ihn, daß Leibnitz den gedrängteſten und zugleich ausführlichſten Abriß ſeines Syſtems in franzöſiſcher Sprache aufſetzte, der nach ſeinem Tode in der Europe savante unter dem Titel: Principes de la Nature et de la Grace

fondés en Raiſon, und lateiniſch in den Actis Eruditorum erſchien, und den im Jahre 1728 Gottlieb Michael Hanſch in ſeinen Principiis Philoſophiae more gemetrico demonſtratis herausgab.

Alle dieſe glücklichen Umſtände ſuchte Leibnitz ſogleich für die Ausbreitung der Wiſſenſchaften zu benutzen. Er machte den Entwurf, in Wien eine Akademie nach dem Muſter der Berliniſchen zu errichten. Unvorhergeſehene und noch bis jetzt unbekannte Hinderniſſe vereitelten ſeine Hofnungen. In einem Briefe an den Gräfl. Leiningiſchen Hofrath Schmid zu Wien berührt er etwas von den Perſonen, die ſich ſeinem Plane entgegenſetzten, in den verdeckten Ausdrücken: „Ein Freund, der „aus Wien kommt, hat mich überreden wollen, „daß für die Religion eifrig geſinnte Perſonen ſich „einer Societät der Wiſſenſchaften widerſetzten, „daß ihnen die neuen Entdeckungen verdächtig „ſind, und daß es ihnen inſonderheit mißfällt, „daß ſich ein Proteſtant darein miſcht.“ Dieſe Perſonen bezeichnet er in einem andern Schreiben an ebendenſelben näher: „Ich habe „auch gehört, daß einige Jeſuiten von dieſem

„Vorhaben nicht vortheilhaft geſprochen ha=
„ben.“ *)

In dieſer ununterbrochenen Thätigkeit ging er dem Ende ſeiner großen Laufbahn entgegen. Er vollendete ſie im Jahr 1716 den vierzehnten November, in einem Alter von ſiebzig Jahren. Er genoß aller ſeiner Geiſteskräfte bis auf ſeinen letzten Hauch, und nur ſein Tod unterbrach ſeine nimmer ruhende Geſchäftigkeit. Wenig Minuten vor ſeinem letzten Augenblicke ließ er ſich eine Feder und Papier geben, ſchrieb etwas, hielt es gegen das Licht, und da er es nicht mehr leſen konnte, legte er ſein Haupt auf die Seite und verſchied.

Um die Schilderung des großen Mannes zu vollenden, iſt nichts übrig, als die einzelnen Züge, die in dieſem kurzen Abriſſe ſeines thatenvollen Lebens zerſtreut ſind, unter einen Geſichtspunkt zu ſammlen. So ausführlich indeß das Gemälde ſeines Geiſtes werden mag, ſo natürlich iſt doch die Beſorgniß, daß es immer noch hinter ſeinem Gegenſtande zurückbleiben werde. Wer kann ſicher

*) S. Kortholts Samml. von Leibn. Br. Th. 3. S. 294. u. 303.

Schubert del. W. Arndt sc.

Leibnitz stirbt.

Digitized by Google

ſeyn, daß er bei einem ſo vielſeitigen Genie nicht irgend einen Zug ſeiner innern Geſtalt überſehen, und bei einem Geiſte, der ſo viel gewirkt hat, alle ſeine Verdienſte darſtellen werde? Wer kann hoffen, die ganze Größe des Weiſen ſichtbar zu machen, deſſen Thätigkeit nicht durch die großen Maſſen ihrer Wirkungen eine ſo allgemeine Bewunderung erregt, wie die Thaten des Kriegeshelden, des Regenten und des Reformators? Wie die wolkenhohen Alpen in größerer Ferne geſehen werden, als das kunſtvollſte Prachtgebäude, und das Krachen des Donners vernehmlicher iſt, als die ſchwache Rede des Menſchen, ſo iſt der Kreis, worin ſich der Ruhm des großen Mannes verbreitet, weiter und glänzender, wenn ihn Rang und Geburt auf die höchſte Stufe ſtellt, oder wenn Geräuſch und Revolutionen ſeine Thaten begleiten und ſeine Größe ankündigen. Wenn wir indeß das im Verborgenen wirkende Verdienſt in ſeine erſten Quellen verfolgen, ſo finden wir ſie in Geiſteskräften, Talenten und Anſtrengungen, die um deſto mehr Bewunderung verdienen, je mehr ſie ſich der Schätzung des gewöhnlichen Auges der Menge entziehen und des äußern Glanzes ent-

behren, der den großen Männern der allgemeinen Weltgeſchichte zu Hülfe kommt.

Leibnitz vereinigte ſo viele Geiſtesgaben in ſich, als man nur ſelten in Einem Manne beiſammen findet, und ſie waren zugleich ſo ungleichartig, daß ſie beinahe unvereinbar ſcheinen. Er ging ohne Unterlaß von einer Art der Geſchäfte zu ſo entgegen geſetzten über, daß man Mühe hat, in ihm überall denſelben Mann wieder zu erkennen. Er kam von den ruhigen und tiefſinnigen Unterſuchungen mit ungeſchwächter Gewandtheit und Gegenwart des Geiſtes zu den Geſchäften des öffentlichen Lebens, und weder die ernſten Arbeiten des Geſchäftsmannes, noch die trockenen und einſamen Betrachtungen des Gelehrten, benahmen ihm das geringſte von der Heiterkeit der Laune, der Lebhaftigkeit des Witzes und der Feinheit der Sitten, die er an den Höfen in den Kreiſen der Großen, die ihn ihrer Vertraulichkeit würdigten, nöthig hatte *). So geläufig ihm indeß der

*) Im J. 1702 ſtellte man bey einer Hofluſtbarkeit zu Hannover das Gaſtmahl des Trimalcion vor. Der Abbé Moreau war der Poet Eumolpus, der das

Ton der groſsen Welt war, und eben weil ihn dieſer Schauplatz nicht verlegen machte, ſo vergaß er bei aller verbindlichen Gefälligkeit nie ſeine Würde, und verleugnete nie das Intereſſe der Wahrheit. Er wußte einem Manne, wie Boſſuet, der ihn mit ſeinem biſchöflichen Range und ſeinem Anſehen an dem glänzendſten Hofe von Europa erdrücken wollte, die ganze Hoheit des groſsen Mannes entgegen zu ſetzen. „Nach dem Tode des Herrn Peliſſon," ſchreibt er dem Thomas Burnet, „nahm der Bi„ſchof von Meaux, der unſern Schriftwechſel „fortſetzen wollte, einen zu entſcheidenden Ton „an, und wollte die Sachen zu weit treiben, „indem er Lehren auf die Bahn brachte, die ich „nicht konnte durchgehen laſſen, ohne mein Ge„wiſſen und die Wahrheit zu verrathen. Das „machte, daß ich ihm mit Kraft und Feſtigkeit „antwortete, und einen eben ſo hohen Ton, als „Er, annahm, um ihm zu zeigen, daß ich, ſo

---

Wort führte und der H. von Leibnitz ſaß neben ihm, um ihn zu unterbrechen. (Aus einem handſchriftlichen Briefe an die Königin Sophie Charlotte.)

„ein großer Controverſiſt er war, die Feinheiten
„ſeiner Kunſt zu gut kenne, um mich dadurch
„aus der Faſſung bringen zu laſſen.“

Auch in ſeinem öffentlichen Leben war er nicht auf Eine Art der Geſchäfte eingeſchränkt. Er arbeitete mit eben dem Glück und mit eben der Leichtigkeit bei einer politiſchen Unterhandlung als an der Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften, und man ſah ihn ohne Anſtrengung von der Ausführung der Rechte eines Fürſten zu der Beilegung einer theologiſchen Streitigkeit übergehen. Eben ſo fand er ſich mit gleicher Fertigkeit in eine Unterhandlung mit Perſonen von dem feinſten Tone, aus den höchſten Ständen, und mit Männern, die ihre Geſchäfte und Lebensart ſteif und pedantiſch machen; er war mit den Einen nicht verlegen, und mit den Andern weder vornehm noch unduldſam.

Dieſer Gewandtheit in der Behandlung der Menſchen und der Geſchäfte, hatte die Unermeßlichkeit ſeiner Gelehrſamkeit nicht geſchadet; er hatte ſie vielmehr zum Theil der großen Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, die eine Folge mannichfaltiger Kenntniſſe iſt, zu verdanken. Eine ſo aus-

führliche Bekanntſchaft mit dem ganzen Kreiſe des menſchlichen Wiſſens, wie die ſeinige, verſieht den Geiſt mit allen nöthigen Anſichten der Dinge, und ſetzt eine gewiſſe Geſchmeidigkeit voraus, mit der er ſich eben ſo leicht in die mannichfaltigen Geſchäfte, wie in die abſtechendſten Theile der Wiſſenſchaften finden kann. Wie oft iſt nicht die Steifigkeit im Handeln eine Folge der Einſeitigkeit des Wiſſens?

Dieſe große Gewandtheit und Vielſeitigkeit war aber auch eine Folge von der Art, wie er ſeine Bildung angefangen und fortgeſetzt hatte. Er fühlte dieſes ſelbſt, und wie konnten auch dieſe Beobachtungen über ſeine Geiſtesbildung einem Scharfſinne, wie der ſeinige war, entgehen? „Weil mir meine Eltern," ſchreibt er dem Herzog Johann Ernſt von Braunſchweig, „zeitig geſtorben waren, und ich faſt ohne einige „Direktion meiner Studien war, ſo habe ich das „Glück gehabt, für mich über Bücher von aller„hand Sprachen, Religionen und Scienzien zu „gerathen, wiewohl ohne gebührende Ordnung, „indem ich ſie Anfangs blos aus Trieb der De„lektation geleſen, davon ich aber unempfindlich

Digitized by Google

„den Nutzen geſchöpft, daß ich von gemeinen „Vorurtheilen befreiet worden, und auf viele „Dinge gekommen bin, woran ich ſonſt nimmer„mehr gedacht hätte.“

Das Geſchäftsleben, worein ihn ſo frühzeitig ſeine Aemter verſetzten, war nicht, wie gewöhnlich, das Ziel, bei welchem er auf ſeinen Lorbern ausruhte. Glückliche Umſtände brachten ihn auf einen Schauplatz, wo neue Gegenſtände ſeine Wißbegierde reitzten, und große Kämpfer, und Ruhm und Unſterblichkeit ſeine Nacheiferung erregten. Er fand in Frankreich andere Menſchen, andere Sitten, eine andere Sprache, eine andere Mathematik, eine andere Philoſophie; allein Alles dieſes Neue blieb ihm nicht lange fremd. Bald bemächtigte er ſich der neuen Mathematik und Philoſophie des Descartes, aber ſo, daß er die erſtere durch neue Erfindungen erweiterte, und die letztere durch ſeine Kenntniß der Alten ergänzte. So wenig war ſein fortſtrebender Geiſt weder in ſeinem Forſchen zu beſchränken, noch durch den Zauber des Neuen zu unterjochen. Ihm allein verdankt es Deutſchland, daß es nicht hinter den großen Nationen, die um den Ruhm

der höchſten Aufklärung kämpften, zurückgeblieben iſt. Descartes war ihnen allen durch ſeine neue Philoſophie, ſo wie durch ſeine neuen Methoden in der Mathematik zuvorgeeilet. Leibnitz gründete ein erhabneres Gebäude der Philoſophie auf den Trümmern der karteſianiſchen, er erweiterte die Gränzen der Mathematik durch die Erfindung der Differentialrechnung, und Deutſchland trat wieder in den erſten Rang der aufgeklärteſten Nationen.

Die Tiefe ſeiner Kenntniſſe hatte ſeinem Geiſte ſchon eine Selbſtſtändigkeit verliehen, die ſich von keinem, auch dem mächtigſten Strome nicht, mit fortreißen ließ. Mitten in dem Taumel der neuen Philoſophie unternahm er die Vertheidigung der alten, die man jetzt eben ſo ungeprüft verachtete, als man ſie ehemals blindlings verehrt hatte. „Ich ſehe viele junge Leute der „feinen Materie und den Kügelchen des Descar„tes nachlaufen,“ ſchreibt er dem berühmten Peliſſon, „damit ſie von etwas zu reden wiſſen, „ſich das Recht anmaßen können, die Alten zu „verachten, und die Gelehrſamkeit zu vernach„läſſigen, die man freilich in den Quellen ſchöpfen

„müßte. Der Biſchof von Avranches hat von „dieſen Herren ſehr artig geſagt: ignorantia „inflat, die Unwiſſenheit blähet. Ich ſchätze den „Descartes unendlich; er war ſehr gelehrt und „hatte mehr geleſen, als ſeine Anhänger glauben. „Man kann von ihm ſagen, daß er einer von de„nen iſt, die das Meiſte zu den Entdeckungen „ihrer Vorgänger hinzugethan haben. Aber „die, welche bei ihm ſtehen bleiben, irren ſich „ſehr.“

Da ihn ſein Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit überzeugt hatten, daß die Wahrheit in keiner philoſophiſchen Schule ganz enthalten ſey, daß aber doch eine jede einige Funken derſelben aufbewahre: ſo war ihm nichts ſo verhaßt, als der Sektengeiſt. Mit inniger Liebe und warmen Eifer für die Wahrheit ſcheint er ſich ſchon zum voraus vor dem Unglücke zu verwahren, als Haupt an die Spitze einer Schule geſtellt zu werden. „Ich wünſchte,“ ſagt er in einem Aufſatze über die karteſianiſche Philoſophie in Chriſtian Thomaſius Hiſtorie der Weisheit und Thorheit — „ich wünſchte, daß vortrefliche Männer die eitle „Hofnung, ſich der Oberherrſchaft in dem Reiche

„der Philoſophie zu bemächtigen, aufgeben und ſich „des Ehrgeitzes, eine Schule zu ſtiften, entſchla„gen möchten, woraus nichts als Parteilichkeit und „die ſchnödeſten gelehrten Kriege zu entſtehen pfle„gen, zum großen Schaden der Wiſſenſchaft und „der koſtbaren Zeit. Die Geometer theilen ſich „nicht in Euklideaner, Archimedianer und Apollo„nianer. Sie haben alle Eine Sekte, nehmlich „der Wahrheit zu folgen, wo ſie erſcheint. Es „wird nie Jemand aufſtehen, der ſich des ganzen „Reichthums der Gelehrſamkeit bemächtigt, oder „das ganze menſchliche Geſchlecht an Genie über„trifft, und

— — — „vor dem, wenn er aufgeht,
„Alle Sterne verlöſchen, wie vor der ätheriſchen Sonne.“

So fern er indeß von allem Sektengeiſt war, ſo fern war er auch von allem allgemeinen Skeptizismus. Wenn ein La Mothe le Vayer, ein Bayle, alle alten Syſteme durchſucht hatten, um eines durch das andere zu zerſtören, ſo erforſchte er ſie, um die in allen zerſtreuten Glieder der Wahrheit in einen ſchönen harmoniſchen Körper zu vereinigen. Der Erfolg dieſer Be-

mühungen war eine ſo vollſtändige Gewißheit, als die ſtrengſte Demonſtration gewähren kann. Wenn er in dieſem zuverſichtlichen Tone von ſeiner Philoſophie ſprach, ſo war er eben ſo entfernt, ſie für die äußerſte Gränze alles menſchlichen Wiſſens zu halten, als zu hoffen, daß ihre Wahrheit einem jeden, bei Strafe für unfähig oder für unredlich gehalten zu werden, einleuchten müſſe. Er hatte ſelbſt in andern Syſtemen mehr oder weniger Bruchſtücke der Wahrheit gefunden; er wußte aus eigner Erfahrung, wie lange und wie oft man auf eine Unterſuchung zurückkommen müſſe, ehe man ſie zu ſeiner völligen Beruhigung zu Ende bringt, er wußte endlich, wie ſchwer gewohnte Meinungen der neuen Wahrheit Platz machen. „Ich habe," ſchreibt er dem Thomas Burnet, „über dieſe wichtigen Materien nicht eher Partei „genommen, als nachdem ich mehr als zehnmal „darüber gedacht und wieder gedacht, und außer„dem noch die Meinungen Anderer geprüft habe. „Das hat gemacht, daß ich in Materien, die von „der bloßen Betrachtung abhangen, ſehr zu Hauſe „bin. Mit den meiſten meiner Lehrſätze bin ich „endlich fertig geworden, nachdem ich ſie zwan-

„zig Jahr durchgedacht hatte. Denn ich habe „ſehr jung zu denken angefangen — und doch habe „ich oft nach neuen Einſichten an meinen Gedan„ken geändert und wieder geändert. Nur erſt nach „ungefähr zwölf Jahren finde ich mich völlig be„ruhigt, und bin zu Demonſtrationen in ſolchen „Materien gelangt, die keiner Demonſtration fähig „ſcheinen.“

So wie ihn aber ſchon die eigene Erfahrung von den Schwierigkeiten, die er bei der Erforſchung der Wahrheit hatte überwinden müſſen, zur Duldſamkeit gegen fremde Meinungen geneigt machte, ſo fand er noch neue Gründe zur Gelindigkeit in ihrer Beurtheilung, in der Natur der gründlichen Ueberzeugung ſelbſt. Dieſe erfordert eine vertraute Bekanntſchaft mit den Gründen einer Wahrheit, wovon man überzeugt ſeyn ſoll; ſie erfordert, daß der Verſtand die Verbindung der Gründe und Folgen durchſchaue, und von den Schwierigkeiten und Einwürfen, die einer Wahrheit entgegen ſtehen, nicht wieder zweifelhaft gemacht werde. Das alles kann aber nur das Werk einer oft wiederholten und lange fortgeſetzten Beſchäftigung des Nachdenkens mit einer zumal lan-

Digitized by Google

gen Reihe von Wahrheiten ſeyn. Aus ſolchen Betrachtungen entſprang die Schonung, womit Leibnitz einen jeden behandelte, der von den Meinungen, die er auf das ſtrengſte bewieſen zu haben glaubte, nicht ſo überzeugt war, wie er ſelbſt. Er erklärte ſich darüber mit ſeiner gewöhnlichen Deutlichkeit, als ihn eine Dame erſuchte, er möchte ihr ſagen, was ſie einem ihrer Freunde antworten ſolle, der ihr über ſeine Theodicee geſchrieben habe. „Sie ſagen,“ ſchrieb er, „daß „nachdem ſie alle Antworten auf Bayleys Einwürfe geleſen haben, ihnen die Schwierigkeiten „immer wieder in das Gemüth kommen. Allein „es ſcheint mir, daß die Antworten, ſie mögen auch „noch ſo gut ſeyn, doch nie im Stande ſind, die „Schwierigkeiten ganz aus dem Gedächtniß zu „verbannen. Und da die Schwierigkeiten gewöhn„lich leichter ſind, als ihre Auflöſungen, ſo behält „man ſie auch leichter, und iſt mehr dafür. Es „iſt alſo natürlich, daß man ſich leichter der „Schwierigkeiten als der Antworten erinnert, und „daß die Verlegenheit immer wieder kömmt, ſo „lange man nur mit dieſem Gedächtniß zu Werke „geht. Ja wenn der Beweis etwas lang iſt, ſo

„zweifelt man, wie bei einer langen Rechnung, ob „man ſich nicht irgendwo verſehen habe, und um „davon vollkommen verſichert zu ſeyn, iſt man ge„nöthigt, ihn noch einmal Stück vor Stück durch„zugehen, und wenn man dann nichts mehr Stück„weiſe daran auszuſetzen findet, ſo muß man ſich „in Anſehung des Ganzen ergeben.“

Dieſes glorreiche Werk eines ſo großen Mannes zu vollenden, hatten ſich die glücklichſten Naturgaben mit einer frühzeitigen Anſtrengung zu der vollkommenſten Ausbildung derſelben vereinigt, und dieſen verdankte er die Leichtigkeit, womit er die ſchwerſten Arbeiten ausführte. So groß indeß dieſe Leichtigkeit ſeyn mochte, ſo würde ſie doch zu der unüberſehlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Geſchäften, Unternehmungen und Erfindungen nicht hingereicht haben, wenn ſie nicht mit einer ungewöhnlichen Arbeitſamkeit wäre verbunden geweſen. Schon die beträchtliche Anzahl der Schriften, die er in allen Theilen der Gelehrſamkeit entweder ſelbſt geſchrieben oder mit der größten Sorgfalt aufgeſucht, mit Geſchmack, Kritik und philoſophiſchem Geiſte gewählt, geordnet und nutzbar gemacht hat, würden ein langes und thä-

leben ausfüllen. Und doch iſt ein großer Theil derſelben entweder verloren gegangen, oder erſt lange nach ſeinem Tode bekannt gemacht worden. Wie lange ſind nicht ſeine Nouveaux Essays sur l'Entendement humain verborgen geblieben? Ein beträchtliches Werk über das Münzweſen, deſſen er in einem Briefe an den Thomas Burnet erwähnt, und ein anderes, welches Anmerkungen über des Descartes Principia enthielt, und das Samuel König in der Bibliothek des Johann Bernoulli geſehen hat, ſind wahrſcheinlich verloren gegangen.

Dieſe ſchon ſo große Menge ſeiner zum Druck beſtimmten Schriften übertraf noch die weit größere Menge von Briefen, die beinahe ohne Ausnahme mit ſo gelehrten Unterſuchungen angefüllt ſind, daß ihre beträchtlichen gedruckten Sammlungen noch immer zu den wichtigſten Werken in allen Theilen der Gelehrſamkeit gerechnet werden. Und gleichwohl iſt die größte Anzahl derſelben nicht durch den Druck bekannt geworden. Bei allen ſeinen Briefen, die er ſchrieb und abſandte, war er zugleich ſo ſorgfältig, daß er auch von den unbedeutendſten und ſelbſt von Billets an ſeinen

Digitized by Google

Bedienten Abſchriften nahm, von welchen ſich noch verſchiedene auf der Bibliothek zu Hannover erhalten haben.

Zu allen dieſen Werken würde auch bei der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit im Arbeiten die Zeit, welche ihm die vielen Unterbrechungen durch Reiſen, Beſuche, Geſchäfte, Aufwartungen und Geſellſchaften bei Hofe, übrig ließ, ohne eine unermüdete Aemſigkeit nicht zugereicht haben. Auch war der geringſte Theil ſeiner Zeit irgend einer Beſchäftigung gewidmet. Er genoß oft nur einige Stunden der Erquickungen des Schlafes auf dem Stuhle an ſeinem Schreibtiſche, und ein ſchweres Problem, das Bernoulli dem großen Newton vorgelegt hatte, löſete er im Wagen während einer Reiſe von Hannover nach Wolfenbüttel auf, und ſchrieb die Auflöſung in einem Gaſthofe nieder.

Die große Eilfertigkeit, womit er von einer Arbeit zu der andern, von einer Entdeckung zu einer neuen fortging, war mit einer Sorgloſigkeit gegen ſeine ſchönſten Entdeckungen verbunden, die man ihm, und vielleicht mit einigem Rechte, zum Vorwurf gemacht hat. Es gehört zu den Eigen-

thümlichkeiten ſeines Karakters, daß er die wichtigſten Entdeckungen liegen ließ, ſobald er ſie in ſeiner Gewalt hatte. Die Gleichgültigkeit, womit er an der Verbreitung der Schätze ſeiner neuen Wahrheiten arbeitete, hatte wahrſcheinlich auch ihren Grund in einer gewiſſen Empfindlichkeit gegen die Widerſprüche der Unwiſſenheit. Er gab ſeinen Schriftwechſel auf, ſobald er ſah, daß er nicht verſtanden wurde. So würde er ſeine Differentialrechnung ganz aufgegeben haben, wenn ihn der Beifall der Bernoulli's nicht von neuem aufgemuntert hätte. Von der Theorie der lebendigen Kräfte brach er nach einem kurzen Schriftwechſel ab, weil er ſich dem Papin, Catelan und andern unbefugten Richtern nicht verſtändlich machen konnte. Eben dieſes Schickſal hatte ſeine Dynamik, zum unwiederbringlichen Schaden der Wiſſenſchaften. Ja er unterdrückte viele Lehren ſeiner Philoſophie, weil er beſorgte, daß ſie den Unwiſſenden ungeheuer ſcheinen möchten.

Wenn wir dieſe zerſtreuten Züge in Einen Abriß zuſammenfaſſen: ſo erhalten wir eine Geſtalt, die dem höchſten Ideal der tiefſten und viel-

ſeitigſten menſchlichen Geiſtesbildung ſchon darum am nächſten kommen muß, weil darin alle die Eigenſchaften beiſammen ſind, die ſich einander unterſtützen, vervollkommnen, erhöhen, und durch glückliche Harmonie zu der höchſten Stufe der Verſtandeskultur zuſammenwirken — die größte Lebhaftigkeit des Geiſtes, verbunden mit dem geduldigſten Fleiße und der pünktlichſten Arbeitſamkeit, die größte Gewandtheit und Thätigkeit in dem praktiſchen Leben, mit dem tiefſten Forſchungsgeiſte des Büchergelehrten, und die Politur des Weltmannes mit der Einſamkeit des Studierzimmers, die unermeßlichſte Litteratur mit dem ſyſtematiſchen Geiſte des Mathematikers, und dieſes alles zuſammen mit dem überſchauenden, tiefſinnigen, gründlichen, feſten aber geſchmeidigen Verſtande des Weltweiſen. Mit dieſer Größe hat Leibnitz über ſein Zeitalter hervorgeragt, und auf die Nachwelt gewirkt, mit dieſer Größe hat er den Deutſchen, hat er dem ganzen aufgeklärten Europa gezeigt, zu welcher Höhe des Verdienſtes ſich der deutſche Verſtand erheben kann. Männer von ſeiner Größe können nur in gewiſſen Entfernungen durch den Raum der Jahr-

hunderte erſcheinen, aber ſie hinterlaſſen einen Vorrath von Wohlthaten für ihr Vaterland, womit ſich ihre Nachkommen noch lange bereichern können, und geben ihrem Zeitalter einen Anſtoß, der noch lange nach ihnen fortſchwingt. So hat Leibnitz gewirkt, das ſind die unſterblichen Verdienſte, die ihn eines ehrenvollen Platzes unter den deutſchen Heroen in einem deutſchen Pantheon würdig machen.

Digitized by Google

Charakteriſtik
Gotthold Ephraim Leſſings
entworfen
von
Johann Friedrich Schink
in Hamburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Nahme, Leſſing, iſt von denen Namen einer, deren auch die kultivirteſten Nazionen ſich nur ſelten rühmen können. So gewiß es kaum ein Volk giebt, das — vorausgeſetzt, es habe irgend einen Grad der Kultur erreicht — nicht einige berühmte Nahmen aufzuweiſen hätte, ſo gewiß ſind doch der Ruhmvollen unter jedem Volke weit weniger, und die großen eine äußerſt ſparſame Erſcheinung. Man kann berühmt werden durch eine ſich auszeichnende Handlung, durch ein vortrefliches Werk des Geiſtes, aber nur mehrere ſich auszeichnende Handlungen, nur mehrere vortrefliche Talentprodukte können ihren Urhebern einen Ruhmvollen, und nur eine Summe von Geiſt, Kraft und Genie, nur auf die Bildung der Mitlebenden tiefwirkende,

Digitized by Google

nur die Aufklärung, den Ruhm eines ganzen Volkes erhöhende, ſelbſt fremden Nationen zum Muſter dienende Thaten und Geiſteswerke, können einen großen Namen erwerben. Erwerben, denn der erſchlichne, erkaufte große Nahme iſt ein Meteor, ein Wolkenbild, weiter nichts; ein Dunſtkreis um die Schläfe ſeines Eigenthümers, nicht der Strahlenkranz der Unſterblichkeit. Nur des großen Mannes Nahmen iſt groß, und ſeine Thaten, ſeine Werke ſichern ihm, was getäuſchte Leichtgläubigkeit und gemiethete Lobrednerei zwar geben, aber nicht erhalten kann. Er ſchreitet fort durch ſich ſelbſt, ohne Herold, ohne Pauken und Trompetenſchall. Er bleibt, wenn die Namen jener Lobpreiſer keine Zunge mehr nennet. Was er that, und was er wirkte, iſt zu dauernd, als daß ſein Andenken in dem Herzen einer dankbaren Nachwelt erlöſchen könnte. Größe lebt in den Folgen ihrer edlen Thätigkeit bei den kommenden Jahrhunderten, Berühmtheit nur durch Sagen. Der große Mann ſteht einzig auf ſeinem Platze, der berühmte hat Mitwerber ſeines Ruhms. Der große Mann bahnt ſich ſelbſt Weg, zün-

det neues Licht an, entdeckt, erfindet; der berühmte geht nur glücklich nach, macht den Weg urbarer, trägt das Licht weiter, bringt die Entdeckung in Umlauf; der große Mann eilt ſeinem Zeitalter voraus, der berühmte geht mit dem ſeinigen vorwärts. Der große Mann iſt der Gegenſtand der Bewunderung für alle Zeiten, der berühmte iſt es nur in Rückſicht auf ſeine Periode. Kurz, der große Mann gleicht der Sonne, die, ſelbſtſtändig, aus eigner Kraft, Licht und Leben ertheilt, der berühmte dem Monde, der durch geborgtes Licht leuchtet und wohlthut.

Dieſe Bemerkungen auf Leſſing angewandt, wer kann in ihm den großen Deutſchen verkennen? War er nicht im Verein, faſt aller hervorragenden Kräfte des Geiſtes, der erſten einer, ſelbſt unter den Vortreflichſten? — War nicht der Weg, den ſein Geiſt gieng, ganz ſein eigner? Verbreitete er nicht überall, wohin auch ſein unterſuchender Blick fiel, noch nie geſehnes Licht, Fülle von Klarheit? Tag, wo es nur dämmerte? War er nicht mehr, als einmal, im Reiche der Wiſſenſchaften, was Columbus und Cook in

der Länder- und Völkerkunde? Wie manches neue Gebiet der Wahrheit und Kenntniß entdeckte und eroberte nicht ſein Scharfſinn? Wie manches Jahrzehnd flog ſein Durſt nach Erkenntniß und Wahrheit dem ſeinigen voraus, in Regionen, die einem großen Theile ſeiner Zeitgenoſſen das gelobte Land waren, das ſie, wie Moſes, nur von ferne ſahen, nie hinein kamen! Von welchem gebildeten, denkenden, für Wahrheit und Schönheit empfänglichen Volke werden ſein Laokoon, ſein weiſer Nathan, ſeine Emilie Galotti, je vergeſſen werden? Was war er nicht alles, dieſer außerordentliche Mann? Lieder- und Fabeldichter, Epigrammatiſt und Dramatiker, Kunſtüber und Kunſtrichter, Geſchichts- und Alterthumskundiger, aufklärender Theolog und tiefdenkender Philoſoph; einheimiſch in Griechenland, wie in Rom, in Spanien, wie in England, in Frankreich, wie in Italien; eingedrungen in ihre Sprachen, wie in ihren Geiſt! Faſt überall auf ſeiner Stelle, immer ſein Geiſt, kein fremder; überall ſeine eigne Art, den Stof zum Denken aufzufinden, zu entwikkeln, zu verhandeln; immer ſich ſelbſt gleich, immer er, und mit jedem neuen Werke gröſſer, kraftvoller,

vollendeter; überall ſein Ausſpruch reſpektabel, ſein Urtheil geltend!

Es ſei mir vergönnt, einige Steine zu dem Denkmale nieder zu legen, das der deutſche Patriotismus hier beginnt, die Vollendung des Denkmals, die Bildſäule ſelbſt bleibe der Nachwelt, der Hand eines Meiſters vorbehalten, ihm ähnlich an Geiſtesgröße und Unſterblichkeit. Ich kann nur Materialien zuführen, nur die unbehauenen Steine mit Kränzen des Dankes und der Verehrung ſchmücken; kann nur bekennen, daß ſeine Werke von jeher das vorzügliche Studium meines Fleißes waren und noch ſind; daß ich, vor allen, aus ihnen lernte und noch lerne; daß das Licht, in dem ich Wahrheit ſeh' und erkenne, vorzüglich von ihm ausgieng; daß es ſein Feuer war, an dem mein Streben nach Erkenntniß ſich wärmte, und noch wärmt; kann nur geloben, wahr zu ſeyn, wie er war; nicht der Lobredner, der Darſteller ſeiner Verdienſte, freimüthig zu urtheilen über die Werke ſeines Geiſtes, überzeugt, nicht eingenommen, ſein Bild zu entwerfen, als Schriftſteller, als Menſch. Er, der immer mit der Wahrheit

Digitized by Google

Hand in Hand gieng kann nur durch Wahrheit geehrt werden. Die Schmeichelei meißle an den Bildſäulen der Großen, des großen Mannes Denkmal ſoll nicht durch ſie entweiht werden.

Ich beginne mit dem Dichter. Die Epopee ausgenommen, ſchwebte ſein Geiſt über allen Gebieten der Muſen, pflückte ſich hier düſtende Blumenkränze, und ſchlang dort Apolls heiligen Lorber um ſeine Schläfe. Die lyriſche Dichtkunſt weyhte ihn zuerſt zu ihrem Liebling. Lange waren ſeine Lieder, neben Hagedorn und Gleim, die einzigen in dem Munde ſeiner Zeitgenoſſen, wenn die Freude ſie mit Roſen warf, und der Sokratiſche Becher an der fröhlichen Tafel umher gieng. Wenn auch Neuheit und Mode ſie nach und nach verdrängten, ihr Werth wird Mode und Neuheit überleben; ſie werden wiederkehren auf die Lippen der Nazion, wenn der größte Theil derer, die ſie verdrängten, den Reiz verlohren haben, den ſie nur von Neuheit und Mode erhielten.

Leſſings Lieder ſind eigentliche Converſationsſtücke. Ermunterung zur Freude und geſelliges Zuſammentreten heiterer Köpfe und Herzen,

Digitized by Google

ihr Zweck. Dieſes Glaubensbekenntniß über den Geiſt ſeiner Lieder, hat er ſelbſt abgelegt. Man leſe das niedliche Stück: Für wen ich ſinge? in dem erſten Theile ſeiner vermiſchten Schriften. Daher Laune, Schalkhaftigkeit und Frohſinn faſt in allen der Hauptton. Man könnte ſie verſifizirte Theorieen des Vergnügens nennen. Und doch bei dieſer Einheit des Inhalts, wie abwechſelnd in der Manier, wie vermannigfaltigt ſelbſt dieſer Hauptſtoff! Bald Lebensweisheit der herrſchende Gegenſtand, bald die Satyre hervorſtechender; bald ein didaktiſches Lied, bald ein lyriſches Epigramm, bald ſanftes Ausſtrömen der Empfindung, bald hüpfender Tanz. Einige athmen ganz Anakreons Geiſt, zum Beiſpiel, die Küſſe, die Gewißheit, die Beredtſamkeit, die Stärke des Weins, Alexander, an eine kleine Schöne, der ſchwörende Liebhaber. Andre nähern ſich mehr der Schalkheit des Katulls, dahin gehören: die Haushaltung, die Biene, das Paradies, die Geſpenſter, die Faulheit, der Geſchmack der Alten. Sie haben freilich nicht, was die neuern Kunſtrichter poetiſche Fülle

nennen. Gefällige Faßlichkeit und leichte Verſifi-
kazion ſind ihr ganzes Verdienſt. Die moderne
Kunſtkennerei fodert etwas mehr. Sie ſpricht bei-
nahe dem poetiſches Talent ab, deſſen Phantaſie
nicht immer in hohem Gange iſt, nicht beſtändig
in prächtigen Bildern ausſtrömt, was doch —
mit allem Reſpekte für das Anſehen dieſer hohen
Geſchmacksgerichtsbarkeit ſei es geſagt! — wohl
nicht der wahre Ton des Liedes iſt, wenn anders
auch Anakreon und Katull Lieder gemacht ha-
ben. Leſſing wollte, wie ſie, die Phantaſie
nicht erhitzen, ſondern lieblich täuſchen, die
Seele nicht berauſchen, ſondern erheitern,
die Empfindung nicht überſpannen, ſondern in
ſanfte Behaglichkeit wiegen. Schwär-
merei iſt nirgends der Karakter ſeiner Lieder,
ſie lag außer ſeinem Karakter, als Menſch.
Selbſt in denen, deren herrſchender Ton ſchwer-
müthige Empfindung iſt, verſichtbart ſich
mehr das volle Herz, als eine hochfliegende
Phantaſie. Und doch was kann ſüßer ſeyn,
was ſich ſanfter in unſere Mitempfindung ein-
ſchmeicheln, als die drey Stücke, Verluſt, der
Genuß und das Leben? die einzigen dieſer Gat-

Digitized by Google

tung in der ganzen Sammlung. Das zweite, Genuß, mag zum Beweiſe dienen.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeeliger Genuß! Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, meine Liebe,
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich.
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt,
Nimm ſie und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt die beſſre Liebe wieder.

In der Ode iſt er weder Pindar, noch Horaz, weder Ramler, noch Klopſtok; weder hoher lyriſcher Flug, noch eine kühne, Bilderreiche Phantaſie ſind hier ſichtbar. Faſt alle ſind ſie nur erhöhte Lieder, nicht Oden. Mehr Reſultate des Raiſonnements, als Ergießungen des Gefühls; der Verſtand prädominirt, die Phantaſie iſt nur untergeordnet. Indeß fehlt es doch keiner an wahrhaft lyriſchen Stellen, und die Ode beim Eintritt des Jahres 1754 in Berlin verdient dieſen Nahmen ganz. Sie hat alles, was das Lied zur Ode macht: kühne Bilder, erhabene Gedanken, und die ächte Dikzion der Begeiſterung.

Die mit dieſer Ode zugleich erſt nach ſeinem

Tode aufgefundnen Entwürfe zu neuen enthalten gleichfalls manches blühendes Bild, und eine Reihe großer Gedanken, die der Abſicht des Dichters entſprechen, aber doch ſcheint das Ganze für dieſe Gattung der Poeſie zu kühl. Es mangelt ihnen die Begeiſterung, ohne die es keine eigentliche Ode giebt. Auch dünkt es mich gegen die Natur der lyriſchen Begeiſterung, den Plan zu einer Ode nicht allein umſtändlich zu denken, ſondern ſogar umſtändlich aufs Papier zu werfen. Odenbegeiſterung iſt eine Art Taumel, der weder der Kälte, die zum Entwurfe eines ſolchen Plans gehört, noch der Kälte, ſich an einem ſo umſtändlich gedachten Plan zu halten, fähig iſt. Ein Odenplan, glaub' ich, muß mehr gefühlt, als gedacht werden. Wenigſtens kann das, den Plan denken und das, ihn realiſiren, ihn auf der Stelle ins Sylbenmaaß kleiden, ihm ſogleich ſeine ganze poetiſche Geſtalt und Schöne geben, nur eins ſeyn, wenn die Ode, der ewigen Quelle auf dem Parnaſſe, gleich, von Fels zu Felſ' in's goldne Thal hinabſtrömend, unſre Empfindung, wie unſre Phantaſie, ohne Widerſtand, mit ſich fortreißen ſoll.

Digitized by Google

Ein anderer Fall iſt es mit der, die der Dichter Orpheus überſchrieben hat. Hier ſticht der Spötter mehr hervor, und kalter Spott iſt gerade der ſtechendſte. In der That kenn' ich nicht leicht eine beißendere Satyre auf das ſchöne Geſchlecht, als dieſen Orpheus. Seine Nichtvollendung iſt ein wahrer Verluſt. Ganz gewiß würde ihre Ausführung dem Dichter vortreflich gelungen ſeyn. Hier ſtand ihm alles zu Gebote, Wiz, Laune, Schalkheit und Leichtigkeit der Verſificazion. Die Wendungen dazu ſind ſo fein, ſo ungezwungen, die Erwartung wird ſo glücklich geſpannt, ſteigt mit jeder Strophe, und überraſcht dennoch am Ende ſo ungemein, daß ſelbſt die verwundete Weiblichkeit ſich ſchwerlich des Lachens enthalten kann. Man urtheile ſelbſt.

„Orpheus, wie man erzählt, ſtieg, ſeine „Frau zu ſuchen, in die Hölle hinab. Und wo „anders, als in der Hölle, hätte auch Orpheus „ſeine Frau ſuchen ſollen?“

„Man ſagt, er ſei ſingend hinabgeſtiegen. „Ich zweifle im geringſten nicht daran; denn, ſo „lange er Wittwer war, konnte er wohl vergnügt „ſeyn und ſingen.“

Digitized by Google

„Berge, Flüſſe und Steine folgten ſeinen Har„menien nach; und, wenn er auch noch ſo ſchlecht „geſungen hätte, ſo wären ſie ihm nachgefolgt.“

„Als er ankam, und ſeine Abſicht entdeckte, „hörten alle Martern auf. Und was könnten für „ſo einen dummen Ehemann wohl noch für Mar„tern übrig ſeyn?‘

„Endlich bewog ſeine Stimme das taube „Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züch„tigung, als eine Belohnung war, daß man ihm „ſeine Frau wiedergab.“

In den Fragmenten von Lehrgedichten iſt freilich der denkende Kopf ſichtbarer, als der Dichter. Aber Kürze und Gedankenfülle karakteriſiren auch hier ſein Genie und erheben es in einem hohen Grade über Gellert und Hagedorn, die in dieſer Gattung der Poeſie offenbar nur metriſche Proſaiſten ſind und, durch den Reim verleitet, nur allzuoft geſchwätzig und umſtändlich werden. Dieſe Kürze und Gedankenfülle geben ſelbſt hier ſeinem Vortrage den Schwung, der wenigſtens ſehr nahe an Poeſie gränzt, und ſein philoſophiſcher Scharfſinn wird ſo wenig durch den Reim beſchränkt, daß die Reſul-

tate deſſelben gerade durch ihn eine Populari-tät und Deutlichkeit erhalten, die ihm in dieſem Betrachte ſogar vor Hallern, dem erhabenſten und Gedankenvollſten unter unſern Lehrdichtern, den Oberrang geben, deſſen Lied, wie Michaelis ſehr treffend ſagt, mehr dämmert, als taget. Man könnte Leſſing hier in Rückſicht auf Gedankenreichthum und Korrektheit der Dikzion, Opitz an die Seite ſetzen, von dem er nur in der poetiſchen Farbengebung übertroffen wird, für die dieſer Stammvater der wahren deutſchen Dichtkunſt ein hervorragendes Talent beſaß.

Aber ſelbſt bei dieſem Mangel an höherem poetiſchen Kolorit, würde es immer ein Gewinn für das didaktiſche Gedicht geweſen ſeyn, wenn Leſſing auch nur eins dieſer Bruchſtücke einer Ausführung gewürdigt hätte. Das Vollkommnere von ihm in dieſem Fache, würde vielleicht einen Zweig der Dichtkunſt unter uns in höherem Anſehen erhalten haben, der jetzt, ſelbſt von unſern vortreflichern poetiſchen Köpfen unbearbeitet bleibt, und von verſchiedenen Kunſtrichtern, mit

Digitized by Google

Unrecht, wie mich dünkt, aus dem Felde der Poeſie verwieſen worden iſt. . . . .

Warum ſollte, dieſen Kunſtrichtern zufolge, dem Lehrgedichte der acer ſpiritus ac vis fehlen, der, wie ſie meinen, allein das ächte Kennzeichen eines wahren poetiſchen Kopfs iſt? Warum ſollte das Dogma oder die demonſtrativiſche Wahrheit, die der Gegenſtand des Lehrgedichtes iſt, blos darum, weil ſie es hauptſächlich mit dem Verſtande und ſeiner Ueberzeugung zu thun hat, nur in das Gebiet der Proſa gehören? Warum die Reihe von Hypotheſen, Grundſätzen, Vergleichungen, Schlüſſen und Betrachtungen, durch die dieſes Dogma oder dieſe demonſtrativiſche Wahrheit entwickelt wird, nur darum, weil ſie mehr Scharfſinn, als Phantaſie, mehr ruhige, kalte Prüfung, als warmes, lebhaftes Gefühl erfodern, ſich ganz und gar nicht mit dem Talente zur Dichtkunſt, das doch nicht durchaus nur in einer glühenden und ſchöpferiſchen Imaginazion beſteht, vertragen können? Warum endlich alles poetiſche, was der Lehrdichter ſeinem Werke geben kann, ganz allein auf Sylbenmaaß und poe-

tiſchen Styl hinauslaufen, die allerdings nur das Kleid, nicht der Körper der Dichtkunſt ſind?

Das wahre Lehrgedicht iſt wahrlich nicht bloß Abhandlung dieſes oder jenes Thema's, ſondern Verſinnlichung deſſelben für Verſtand und Herz. Nicht die Entwicklung dieſes oder jenes Dogma's macht das Lehrgedicht zur verſifizirten Proſa, nur die Behandlung, die Art der Entwicklung unterſcheidet es gewöhnlich nur durch Metrum, poetiſche Bilder und Phraſen von der proſaiſchen Abhandlung. Eigentlich ſollte doch jedes Gedicht von größerm Umfange, das auf innern Werth Anſpruch machen will, irgend eine wichtige Wahrheit zur Baſis haben, wenn anders Horazens prodesse et delectare etwas gilt. Das Lehrgedicht unterſcheidet ſich nur darin von andern Gattungen der Poeſie, daß das prodesse mehr, als das delectare, ſein Augenmerk iſt. Aber immer bleibt das delectare das Medium, durch das es zu ſeinem Hauptzwecke, dem prodesse, kömmt; und Einwirkung auf die Phantaſie auch bei ihm ein vorzügliches Erforderniß.

Poeſie iſt Nachahmung der Sitten, Karak-

tere, Handlungen und Reden, Darſtellung oder Verſinnlichung gehabter Empfindungen und Erfahrungen. Um nun auch das Lehrgedicht zur wahren Poeſie zu machen, bedarf es alſo weiter nichts, als Verändrung der gewöhnlichen Form. Der Dichter trete nicht geradezu, als Weisheitskrämer, auf, man ſehe ihn nicht den Mund zu einer langen Vorleſung über ſein Dogma ſpitzen. Er ſetze ſich oder eine fremde Perſon, wenn ich ſo ſagen darf, in eine Situazion, die die Veranlaſſung zu dem Thema, über das er in ſeiner eignen oder in einer fremden Perſon, mit oder vor uns debattirt, handelnd vorführt. Je mehr er dann ſich oder die vorgeführte Perſon von dem Dogma, das er ins Licht ſetzen will, durchdrungen ſeyn läßt, je mehr er uns zu Zeugen der ſtufenweiſen Entwicklung deſſelben in ſeiner oder ihrer Seele macht; je mehr die Ueberzeugung von der Wahrheit, über die er oder ſie vor unſern Augen denkt, aus ihrem Karakter oder ihrer Situazion fließt; je mehr wir fühlen, daß er oder die vorgeführte Perſon unter den Umſtänden, in denen er oder ſie, bei dem Karakter, mit dem er oder

ſie uns bekannt werden, gerade nur auf dieſe Ideen, auf dieſe Folge derſelben gerathen konnten; je mehr die Art der Entwicklung die natürlichſte, eigenthümlichſte und wahrſte iſt, ſeine Wahrheit zu veranſchaulichen, deſto mehr erhebt er ſich zum Range des Dichters.

Und wahrlich es iſt keine Grille, was ich hier niederſchreibe, keine poetiſche Träumerei über die Poeſie des Lehrgedichtes; Leſſing ſelbſt hat realiſirt, was, auf den erſten Anblick, vielleicht nur ein Vorſchlag ſcheint. Das ſchönſte Denkmal, das er ſeinem unſterblichen Nahmen, als Dichter, geſetzt hat, Nathan, der Weiſe iſt nichts, als ein Lehrgedicht, nur die Form macht es zum Drama. Dieſe Bemerkung iſt nicht neu. Einer unſrer ſcharfſinnigſten Denker, Engel, hat ſie ſchon lange vor mir gemacht, aber ihre Wahrheit iſt unſtreitig. Offenbar ſoll Nathan, was ſonſt die erſte, die Hauptabſicht des Drama iſt, nicht unſre Leidenſchaften erregen und reinigen, unſer Verſtand ſoll dadurch erleuchtet, und unſre Begriffe ſollen über gewiſſe wichtige Wahrheiten gereiniget werden. Hievon eine nähere Entwicklung.

Digitized by Google

Wo iſt je die tröſtende, groſze Wahrheit, daß alle Länder gute Menſchen tragen, daß die Bande der Menſchheit alle Geſchlechter der Erde verbinden, daß einen aus dieſen Geſchlechtern von der allgemeinen Vaterliebe, die alles ſchaft, trägt und erhält, ausſchließen, die höchſte Gottesleugnerei ſei, dem Verſtande und dem Herzen einleuchtender und eindringender veranſchaulicht worden, als in dieſem Nathan? Die Menſchheit iſt es, die hier Mahomedaner, Juden und Chriſten zu einander hinziehet; eine Handlung der Menſchheit iſt es, die ſie mit einander bekannt macht, das Gefühl der Menſchheit iſt es, das ſie über die Vorurtheile ihrer väterlichen Religion ſiegen und nur den Menſchen in einander ſchätzen, ehren und lieben, lehrt; die ſie endlich zu einer Familie, zu dem engſten, zarteſten Bruderbunde vereint. Wie lebendig, wie überzeugend verſinnlichen ſelbſt Saladin, der Tempelritter und Daja, troz der Aufgeklärtheit ihrer Köpfe, und der Güte ihres Herzens, die unſtreitige Wahrheit, die der Dichter in folgenden Zeilen ſo ſchön ausgedrückt hat:

Digitized by Google

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert auch, wenn wir ihn erkennen, darum
Doch ſeine Macht nicht über uns. Es ſind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.

Bei allem Vortreflichen, Guten und Menſchlichen, was Saladin von Nathan hört und weiß, kann er doch ſein Mißtrauen in ihn, als Juden, nicht überwinden. Weder ſein heller Kopf, noch ſein edles Herz können ihn vor der Kleinlichkeit bewahren, Schlingen zu legen, zu überliſten, und mehr den Juden, als den Menſchen, in dem Manne zu gewinnen, deſſen Hülfe er bedarf. Eben ſo iſt es der Jude, der den Tempelritter — ſo wenig er es ſich auch anfangs ſelbſt geſtehen will — von der nähern Bekanntſchaft mit Nathan zurückſtößt, ihm den Dank der Geretteten und des entzückten Vaters läſtig macht; iſt es der Jude, der vor Nathans entgegen kommenden Danke, ſeinem menſchlichen Sich an ihn anſchließen, ſeiner edlen Standhaftigkeit bei allen Bitterkeiten, mit denen er zurückgewieſen wird, des Tempelritters Herz verſchließt; iſt es der tief in ihm niſtende Chriſt, der, bei Daja's Nachricht, daß Recha ein Chriſtenkind ſei, ſeinen beſſern Kopf und ſein beſſeres Herz über-

wältigt, der ihn ſo erbittert, daß er dieſe, wie er ſich ausdrückt, ſeinen Glaubensgenoßen abgejagte Beute dem Juden wieder abzujagen, ſich nicht entbrechen kann. Mehr der Chriſt, als der Tempelritter, kämpft in ihm gegen ſeine Leidenſchaft für das gerettete Mädchen — denn ſie iſt eine Jüdin. Und wie unwiderſtehlich ſpielt der chriſtliche Stolz, das chriſtliche Sichbeſſerdünken, als andere Menſchen, über Daja's ſonſt ſo gutes und menſchliches Herz den Meiſter! Umſonſt iſt Nathan, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, die Großmuth und die Ehrlichkeit ſelbſt, er iſt doch nur ein Jude; umſonſt hat er Recha zu dem liebenswürdigſten Geſchöpfe an Geiſt und Herzen erzogen; umſonſt iſt Recha's Herz voll der reinſten Gottesverehrung, der menſchlichſten Gefühle, ihr fehlt der alleinſeligmachende Glaube, und mit ihm alles. Dieſem Glauben hat ſie ein Jude entriſſen, und dieſem Glauben muß ſie wiedergegeben werden, ſollt' es auch auf Koſten ihrer Dankbarkeit gegen Nathan, ſollt es auch durch einen Verrath an dem Glücke und der Sicherheit ihres Wohlthäters geſchehen. Was iſt Verrath und Undank, wenn es darauf ankömmt, eine irrege-

Digitized by Google

führte Seele dem Schooß der rechtgläubigen Kirche wieder zuzuführen! So beſtätigen alle dieſe Karaktere das große Thema dieſes Lehrgedichtes:

Religion iſt auch Parthei; und wer
Sich drob auch noch ſo unpartheiiſch glaubt,
Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange.

Daja's Karakter wird auch noch von einer andern Seite ſehr unterrichtend. So ungeläutert auch ihr Chriſtenthum, als Sache des Verſtandes iſt, ſo widerſprechend dem reinen Sinne ſeines menſchenfreundlichen Stifters es hier bei ihr erſcheint, ſo iſt ihr Herz doch voll von inniger Liebe zum Guten, von Vertrauen auf eine weiſe und ſegnende Vorſehung, von Ergebenheit in ihr Schickſal, und ſo entwickelt ſie ſelbſt in den frommen Verirrungen ihres Verſtandes, ihrem von dieſer Seite entarteten Chriſtusſinn die tolerante, Beruhigung und Wohlwollen predigende Lehre:

— — — daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

In dieſem menſchlichen Unterrichte ſteht ihr noch ſegnender, noch wohlthätiger der Kloſterbruder zur Seite. Ohne Grübelei, ohne tiefe Spe-

kulazion, führt ihn ſein gerader, ſchlichter Menſchenſinn, bei allen Vorurtheilen ſeines Standes, bei allem blinden Gehorſame ſeines Ordens, immer auf den Weg des Rechtes, der reinſten Duldung, der unpartheiiſchſten Bruderliebe, und beweißt dadurch, daß der reine, unbeſtochne Menſchenſinn, überall die wahre Religion, und, ohne gerade dieſen Nahmen zu führen, der eigentliche Chriſtusſinn iſt.

Ein wahrer Reichthum von fruchtbaren Ideen, und wie lichtvoll, jeden Zweifel zum Schweigen bringend, verdeutlicht!

Welche Abhandlung, und hätte ihr Verfaſſer auch allen Scharfſinn, alle Kunſt der Ueberredung darin erſchöpft, vermöchte die Lehre, daß

— — andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt, wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewuſt, —
Gut handeln nicht zu dürfen;

Welche Abhandlung, ſag' ich, hätte dieſe Wahrheit ſo überführend, ſo faßlich für Kopf und Herz entwickeln können, als Daja's Engelgeſchichte und Recha's gläubige Schwärmerei an dieſelbe?

Man hat den Patriarchen in dieſem Ge-

dichte eine Karrikatur genannt. Wenn dieſe Benennung, wie es faſt ſcheint, hier einen Karakter außer und über die Natur anzeigen ſoll, ſo thut man dem Dichter offenbar Unrecht. Iſt aber nur von einer Ueberladung des Karakters die Rede, ſo kann man die Benennung zugeben, ohne dem Dichter etwas zu vergeben. Auch mit ſeiner Ueberladung iſt der Karakter Wahrheit. Wie oft findet man das Urbild zu ihm in der theologiſchen Welt. Wo giebt es nicht ſolche dicke, freundliche Prälaten, Konſiſtorialräthe und Generalſuperintendenten, die, zur Glorie der ſanften Religion Jeſu — eigentlich aber nur ihres prieſterlichen Anſehns und ihrer prieſterlichen Einkünfte — ihre anders denkenden, anders meynenden, anders glaubenden Mitmenſchen, verfolgen, verketzern und verdammen und durch dieſe Herz = und Sinnloſe Zionswächterei eine Chriſtengemeinde um ſich ſtiften, von der es nur allzuwahr iſt, was Sittah in der gerechten Erbitterung ihres Herzens über den Chriſtenhaufen ihrer Zeit ſagt:

Ihr Stolz iſt, Chriſten ſeyn, nicht Men-
ſchen. Denn
Selbſt das, was noch von ihrem Stifter her

Mit Menſchlichkeit den frommen Irrthum würzt,
Das lieben ſie, nicht, weil es menſchlich iſt,
Weils Chriſtus iſt, weils Chriſtus hat gethan.
— — Seine Tugend nicht, ſein Name
Soll überall verbreitet werden, ſoll
Den Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen. Um den Namen, um den Namen
Iſt's ihnen nur zu thun.

So iſt hier alles übereinſtimmendes Hinarbeiten zu dem großen Ziele uns klüger und weiſer zu machen. Alles verräth die Hauptabſicht des Dichters, unſern Verſtand zu beſchäftigen, unſre Begriffe zu läutern, — auf unſre Leidenſchaften, auf unſre Phantaſie zu wirken, liegt faſt ganz außer ſeinem Plane — und eben dadurch karakteriſirt Nathan ſich zum Lehrgedichte, und zwar, wie Engel mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne ſehr wahr bemerkt — zu dem rührendſten, erhabenſten, tiefſten und Ideenreichſten, das vielleicht jemals in irgend einer Sprache geſchrieben worden. Wahrlich, ich möchte den Kunſtrichter kennen, der dieſem Lehrgedichte Poeſie abſprechen, es aus dem Gebiete der Dichtkunſt verweiſen könnte!

Leſſings Sinngedichte gehören zu den vor-

züglichſten, die unſre Sprache aufzuweiſen hat, die Kunſt, die Aufmerkſamkeit und Neugier des Leſers auf irgend einen einzelnen Gegenſtand zu erregen, und eine Zeitlang mehr oder weniger hinzuhalten, um ſie mit eins zu befriedigen, beſitzt er in einem ſo hohen Grade, daß er wenigſtens von Niemand darin übertroffen wird. Erwartung und Aufſchluß ſtehen bei ihm in dem vollkommenſten Verein. Einfalt und Naivetät, ſtechender Spott und ſcharftreffende Satyre, Feinheit und Reichhaltigkeit des Hauptgedanken, Gedrungenheit des Ausdrucks, Schönheit der Einkleidung, Reinheit der Verſifikazion, alles trift hier zuſammen, um ſeine Sinngedichte zu Muſtern zu machen. Epigramme, im griechiſchen Sinne des Wortes, ſind freilich die wenigſten unter ihnen. Auch war ihm Sinngedicht ganz was anders als den Griechen ihr Epigramm; nicht mehr blos Aufſchrift, ſondern ein Gedicht, das nach Art des Epigramms, über irgend einen Gegenſtand unſre Erwartung erregt, die Neugier unterhält, und dann beide durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß überraſcht, das, nach Art des Epigramms, durch einen einzelnen, beſondern Fall ver-

Digitized by Google

anlaßt, oder auf einen beſondern Fall angewandt, unſre Erwartung, ſelbſt, indem ſie überraſcht wird, nicht irre führt, das heißt, uns zwar nicht den Aufſchluß, aber doch ſeine Farbe richtig vermuthen läßt, und dieſen Aufſchluß mit der möglichſten Kürze und Deutlichkeit ertheilt.

Unſtreitig abſtrahirte Leſſing dieſe Theorie, dieſen Unterſchied zwiſchen Epigramm und Sinngedicht vom Marzial. Der größte Theil der Marzialiſchen Epigramme iſt in dieſem Geiſte geſchrieben. Alle Tugenden, die Leſſing von dem Sinngedichtverfertiger fodert, findet man, mit wenigen Ausnahmen, bei dem Römer zuſammen: gefeſſelte Aufmerkſamkeit, beſtimmte Veranlaſſung, überraſchenden und doch die Erwartung nicht irre führenden Aufſchluß, Deutlichkeit, Kürze. Auch iſt er offenbar des deutſchen Dichters Vorbild, doch, ohne ihn nur zu ſeinem Nachbilder gemacht zu haben. Der Römer diente dem Deutſchen zum Ideale, er abſtrahirte von ihm die Vollkommenheit des Sinngedichtes; die Anwendung dieſes Studiums aber iſt das Werk ſeines eignen Geiſtes. Zwar befinden ſich unter ſeinen Sinngedichten Nachahmungen des Marzials, aber dieſe Nach-

Digitized by Google

ahmungen ſind mehr Benutzungen des lateiniſchen Stofs, als eigentliche Kopieen des Ganzen. Sie karakteriſiren ſich überhaupt durch eine größre Allgemeinheit, verrathen weniger Perſonalitäten, als die Marzialiſchen. Sonſt iſt ihr Hauptkarakter, wie bei dem Römer, beißender Spott, der oft Hohn wird. Sie ritzen nur ſelten blos die Haut auf, ſie ſchneiden faſt immer die Thorheit ins Fleiſch; ſie ſtreichen nicht nur mit Ruthen, ſie geißeln; ſie umſchreiben Unſinn und Laſter nicht, ſie nennen es geradezu bei'm Nahmen.

Es giebt Kunſtrichter, die das derb, und Sinngedichte dieſer Art plump nennen. Ein Tadel, an dem wohl mehr ihr ſo genannter, als der wahre Geſchmack Theil hat. Plump iſt der Spott in einem Sinngedichte doch eigentlich nur, wenn die Einkleidung, der Ausdruck deſſelben gegen das Dekorum verſtößt. An und für ſich ſelbſt kann er ſehr ſchneidend, ſehr beißend ſeyn, ohne der Sache zu viel zu thun, ohne deswegen der Plumpheit beſchuldigt werden zu dürfen. Ja ſelbſt dieſe Einkleidung, dieſer Ausdruck kann ſehr oft, mehr als Delikatelei, als aus Delika-

teſſe des Geſchmaks plump ſcheinen. Wirklich plump iſt der Ausdruck nur dann, wenn für die Sache, die er bezeichnet, oder bezeichnen ſoll, ein feineres, anſtändigeres Wort, das ſie eben ſo karakteriſtiſch und hervorſpringend bezeichnet, da iſt. Giebt es aber ein ſolches Wort nicht, iſt das gewählte das einzige, bezeichnendſte für die zu bezeichnende Sache, ſo hört der Spott auch auf, plump zu ſeyn; und es iſt nur Geſchmacksäfferei, nicht Geſchmack ſelbſt, ihn, demungeachtet, mit dieſem Schimpfworte zu brandmarken.

Welcher Epigrammatiſt hätte, im Sinne dieſer Kunſtrichter, nicht plumpe Sinngedichte gemacht? Und wer möchte, daß er ſie nicht gemacht hätte? Wie kann man dem Spotte vorſchreiben, wie fein oder wie derb er ſich ausdrücken ſoll? Muß er ſich nicht nach dem Gegenſtande richten, den er, zu züchtigen, ſich vorgeſetzt hat? Und wenn der feine Witz zur vollkommnern Verſinnlichung der auszuziſchenden Thorheit nicht hinreicht, ſteht denn der derbe nicht auf ſeiner rechten Stelle? Wenn vollends das Sinngedicht dadurch, daß es unſre Aufmerkſamkeit über irgend einen Gegenſtand auffallender erregt, die

Digitized by Google

Neugier geſeſſelter unterhält, und durch den ertheilten Aufſchluß unvorhergeſehner über- raſcht, ſich vorzüglich zum Spottgedichte, und zu dem eindringendſten und treffendſten qualifizirte, wäre da nicht gerade derber Spott ſeine eigentliche Karakteriſtik, und das derbeſte Sinngedichte nicht auch zugleich das beſte ſeiner Art? Wohlbemerkt, daß Derbheit nicht Plumpheit, ſo wie Thorheit und Laſter bei ihrem rechten Nahmen nennen, nicht Plattitüde iſt.

Auch Leſſings Sinngedichte, wiewohl ſie zu den vortreflichſten in unſrer Sprache gehören, haben der Beſchuldigung des Allzuderben nicht entgehen können, und mehr, als einen verzärtelten Geſchmacksmagen — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — empört. Aber die verzärtelten Magen ſind nicht die geſundeſten, die nahrhafteſten Speiſen bekommen ihnen am wenigſten, ſie wollen nur Leckerbiſſen, auf deren Zubereitung ſich Leſſing dann freilich nicht verſtand. Sein ſchriftſtelleriſcher Karakter war zu deutſch, durch haut gout zu kizzeln; er rechnete in allen ſeinen Werken nur immer auf geſunde Leſer, nie auf kränkelnde.

Ich gehe zu dem Fabeldichter über. Auch

hier verſichtbart ſich die Originalität des Leſſingſchen Geiſtes wieder. Welch eine Menge von Fabuliſten um ihn her, und welch ein Vorrath von Fabeln, in allen Sprachen und in allen Ländern! Berühmt, bewundert, auswendig gelernt von Alt und von Jung, von Vornehmen und Geringen, von Gelehrten und Ungelehrten! Wie manches Meiſterſtück unter ihnen von Seiten des Witzes und der Verſifikazion! Aber unter allen dieſen berühmten Fabuliſten, wie wenige nach dem Muſter des Aeſops, unter allen dieſen bewunderten Meiſterſtücken, wie wenig Fabeln im Sinne des Griechen! Faſt ſchien der Geiſt des alten Phrygiers verlohren gegangen. Aber er tritt auf und mit ihm die Fabel wieder in ihre alten Rechte; durch Theorie und Beiſpiele weckt er ihren Geiſt wieder. Die wortreiche Geſchwätzigkeit ſeiner Mitbuhler um den Aeſopiſchen Kranz, wird wieder gedrungne Kürze, ihre Zieratherei wieder Simplizität, Luſtigmacherei wieder reine Veranſchaulichung der zum Vorwurf gewählten moraliſchen Wahrheit. Ich möchte nicht gern, daß dieſe Behauptung ein Lobſpruch meines Helden auf Koſten jener berühmten Fabuliſten ſchiene, ich wer-

Digitized by Google

de mich alſo bemühen, ſie zu erweiſen; und wie könnt' ich das beſſer, als durch eine kurze Entwicklung der Theorie, die Leſſing ſeinen Fabeln angehängt hat? Hier iſt ſie.

Aeſops Fabeln gründen ſich meiſt auf wirkliche Vorfälle, ſeine Nachfolger dichteten ſich dieſe Vorfälle, oder dachten auch an gar keinen Vorfall, ſondern nur an die allgemeine Wahrheit, deren Verſinnlichung ihr Zweck war. Aeſop veranſchaulichte alſo die Aehnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte, mit dem Vorfalle, der ſie veranlaßte, und erläuterte ſowohl aus dem Vorfalle als aus der Dichtung, die Wahrheit, um deren Darſtellung es ihm zu thun war. Seine Nachahmer aber entwickelten die vorgeſetzte Wahrheit nur aus dem erdichteten Vorfalle. Aeſop machte daher gröſstentheils zuſammengeſetzte Fabeln, das heißt, die Wahrheit, die er lehrte, ward auf einen wirklich geſchehnen Vorfall angewandt, da die neuern Fabeldichter faſt immer nur einfache Fabeln erzählten, indem ſie nur aus ihren erdichteten Begebenheiten eine allgemeine Wahrheit folgerten.

Ferner, der Gegenſtand der Aeſopiſchen Fabel iſt moraliſche Wahrheit. Dieſe moraliſche Wahrheit aber geht nicht unmittelbar auf die Beſtimmung unſres Thuns und Laſſens. Oft iſt ſie nur ein Erfahrungsſatz, der uns nicht immer unterrichtet, was geſchehen ſollte, ſondern, was geſchieht.

Dieſe moraliſche Wahrheit wird dann auch in der Aeſopiſchen Fabel nicht geradezu durch eine Handlung ausgedrückt, ſondern der allgemeine Satz wird durch die Fabel auf einen einzelen Fall zurückgeführt, und zwar ſo, daß wir nicht blos einige Aehnlichkeit mit dem moraliſchen Satze, ſondern dieſen moraliſchen Satz ganz anſchauend erkennen.

Die Handlung in der Aeſopiſchen Fabel iſt daher ganz etwas andres, als die Handlung in der Fabel der Epopee und des Drama, mit dieſer hat ſie nichts gemein. Der epiſche und der dramatiſche Dichter haben die Erregung der Leidenſchaften zum Zwecke; dieſer kann nur durch nachgeahmte Leidenſchaften erregt werden, und er kann dieſe nur nachahmen, wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzt, denen ſie ſich nähern, oder

von denen ſie, ſich zu entfernen, ſtreben. Er muß alſo in die Handlungen Abſichten legen, und dieſe mit einer Hauptabſicht ſo vereinigen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben ihnen beſtehen können. Der Fabuliſt hat mit den Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern nur mit unſrer Erkenntniß. Eine einzle moraliſche Wahrheit ſoll uns anſchauend gemacht werden; hat er das gethan, ſo kömmt es gar nicht darauf an, ob die erdichtete Handlung ein völliges Ende erreicht. Er kann ſeine Perſonen mitten auf dem Wege ſtehn laſſen, denn es iſt hier nicht um die Befriedigung unſrer Neugier, ſondern unſrer Erkenntniß zu thun. Die Aeſopiſche Fabel iſt eine Untergattung des Lehrgedichtes.

Warum muß aber der beſondere Fall, aus dem die Aeſopiſche Fabel beſteht, als wirklich, vorgeſtellt werden, warum im ſtrengſten Verſtande, ein einzeler Fall ſeyn? Weil, wenn ich mich nur an der Möglichkeit des Falls begnüge, dieſer Fall nicht mehr Fabel, ſondern blos Parallel, Beiſpiel iſt; weil ich im wirklichen Vorfalle die Bewegungsgründe mehr und deutlicher unterſcheiden kann, als in dem nur mögli-

Digitized by Google

chen, weil die Wirklichkeit allemal lebhaftern Unterricht giebt, als die Möglichkeit.

Die Aeſopiſche Fabel iſt alſo, um einen vollſtändigen Begrif von ihr zu geben, die Zurückführung eines allgemeinen moraliſchen Satzes auf einen beſondern Fall, eine dieſem beſondern Falle ertheilte Wirklichkeit, eine aus dieſem wirklichen Vorfalle erdichtete Geſchichte, in der ſich jener allgemeine Satz anſchauend erkennen läßt.

Dieſen Geiſt der Aeſopiſchen Fabel zu erreichen, muß man ſich ſchlechterdings auch an den Geiſt ſeiner Manier im Vortrage derſelben halten. Beide ſind innigſt mit einander verwebt. Dieſer Vortrag iſt von der äußerſten Präziſion. Nirgends hält ſich Aeſop bei Beſchreibungen auf, er kömmt gleich zur Sache, und kömmt mit jedem Worte näher zum Ende; er kennt kein Mittel zwiſchen dem nothwendigen und nützlichen.

Hierin handelte der alte Fabuliſt eben ſo richtig, als weiſe. Wenn mir die moraliſche Wahrheit der Fabel völlig deutlich werden ſoll, ſo muß ich ſie auf einmal überſehen können, um das zu können, muß ſie ſo kurz, als möglich, ſeyn. Zierrat aber ſchadet der Kürze, denn Zierra-

ten ſind nichts, als Verlängerungen der Fabel; und folglich ganz gegen den Zwek derſelben. Darum braucht der Fabuliſt gern die allerbekannteſten Thiere, bei denen es nur der Namen bedarf, um ihren ganzen Karakter ſogleich zu erkennen, um Eigenſchaften mit eins zu veranſchaulichen, die, ohne die Namen dieſer bekannten Thiere, eine lange Beſchreibung nöthig machten. Alle Fabeldichter daher, die ihre Fabeln mit den Zierrathen von Gemälden, Beſchreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen, mit hervorſtechenden, ſich von den übrigen, auf eine beſondere Art, unterſcheidenden Gedanken, mit Alluſionen, kurz mit vornehmlich zur Beluſtigung dienenden Schnirkeleien aufſtuzten, entfernten ſich auch eben dadurch von der Einfalt der griechiſchen, das iſt, der wahren aeſopiſchen Fabel. Sie ſind Leſſings Mann mit dem Bogen, *a*) der, um einen recht ſchönen Bogen zu haben, Zierrathen darauf ſchnizzen ließ. Der Künſtler, der dieſen Auftrag hatte, brachte eine ganze Jagd darauf an, und was konnte paſſender

---

a) Die erſte Fabel des dritten Buchs.

Digitized by Google

ſeyn? Aber, was geſchah? der ſchöne Bogen zerbrach, indem der Mann ihn verſuchen wollte. Ganz natürlich! Seine erſte Beſtimmung, gebraucht zu werden, hatte aufgehört; er war eine bloße Augenbeluſtigung geworden.

Gerade ſolche Bogenverſchnizler waren die meiſten neuern Fabeldichter. Ihr Publikum ſollte ſich mehr amuſiren, als unterrichten. Die Fabel, ehedem eine belehrende Unterhaltung, ward bei ihnen ein geſellſchaftliches Späßchen. Darum verließ Leſſing ihren Pfad. Sein Zwek gieng höher; Belehrung war ihm mehr, als Ergözung, und eben dadurch ſchloß er ſich als Fabeldichter an den alten Phrygier, mehr als irgend einer ſeiner Nachahmer. Seine Fabeln ſind daher ächte Reſultate ſeiner Theorie, ſie entſtanden aus ihr, nicht die Theorie aus ihnen. Sie leiſten alles, was er von der äſopiſchen Fabel fordert. Nirgends überflüſſiger Zierrath im Vortrage, keine Beſchreibungen, die vom Ziel entfernen. Mit der äußerſten Präziſion erzählt er ſein Faktum, kömmt gleich zur Sache, und mit jedem Worte ſeiner Abſicht näher. Man überſieht bei ihm das Ganze mit eins, und der allgemeine Saz, der ſich dar-

aus ergiebt, ſpringt klar und deutlich in die Augen. Seine Erfindungen ſind vortreflich, und die Art und Weiſe, wie er fremde benützt, ganz ſeine eigne. Er bricht entweder die Geſchichte einer alten Fabel früher ab, oder führt ſie weiter fort; verändert bald dieſen, bald jenen Umſtand, oder hebt auch den merkwürdigſten ganz heraus, und baut darauf eine ganz neue Fabel, entwickelt daraus eine ganz neue, edlere Moral. Man leſe, als Beiſpiel, die Fabel vom Löwen mit dem Eſel, *b*) die Fabel von den Krähen und den Pfauen. *c*)

Zuweilen haben ſeine Fabeln auch, wie beim Aeſop, eine epigrammatiſche Wendung; ſie ſchließen mit einem witzigen Einfalle, der aber den allgemeinen Satz, den er uns durch ſeine Dichtung veranſchaulichen will, darum nicht minder in's Licht ſetzt. Man ſehe den Eſel und das Jagdpferd, *d*) die Eule und den Schatz-

---

b) die achte Fabel des zweiten Buchs.

c) Ebendaſ. die dritte Fabel.

d) Erſtes Buch, vierte Fabel.

Digitized by Google

gräber, *e*) Aeſop und den Eſel. *f*) Ueberall iſt hier die ſich aus dem Ereigniß ergebende Lehre in einen witzigen Einfall verkleidet, aber, ohne dadurch an Klarheit zu verlieren, ohne die Fabel darum weniger Aeſopiſch zu machen. Ja, der witzige Einfall iſt gerade das Mittel, die moraliſche Folgerung, die in der Dichtung liegt, noch lebhafter zu verſinnlichen; der Spott, der darin herrſcht, ſchneidet ſie, wenn ich ſo ſagen darf, unſrer Erkenntniß noch tiefer ein.

Noch iſt der dramatiſche Dichter übrig. Mehr, als irgendwo, gewährt Leſſing hier dem Kunſtkenner ein reichhaltiges Studium. Von nicht ganz unglücklichen Verſuchen rückte ſein Genie mit jedem neuen Fortſchritt' auf dieſer Laufbahn vorwärts zum Ziele der Vollendung; und das letzte Werk, das er auf den Altar der theatraliſchen Muſe niederlegte, ward, bei ſeiner Erſcheinung das einzige und ſchönſte ſeiner Art; iſt noch das vollkommenſte bürgerliche Trauerſpiel, das wir haben, ein Muſter dramatiſcher Darſtellung,

---

e) Erſtes Buch, zwei und zwanzigſte Fabel.

f) Ebendaſ. dreißigſte Fabel.

Digitized by Google

der Karakterſchilderung, der Dikzion! Aber welche Kluft zwiſchen Damon und Pythias und dieſer Emilia Galotti! Wer hätte aus jenem Probeſtükke die künftige Erſcheinung dieſes Meiſterwerks auch nur ahnen können? Langſam, aber deſto ſicherer erklimmte er hier die höchſte Staffel des Ruhms, zu der ein Schriftſteller ſich empor arbeiten kann, daß ſein letztes Werk, nicht nur ſein vortreflichſtes, ſondern auch das vortreflichſte der ganzen Gattung wurde. Welchen Stof zum Nachdenken und Entwickeln bietet dieſes Sich nach und nach entfalten ſeines dramatiſchen Genius, vom kleinſten Anfange bis zur möglichſten Vervollkommung, dem Beobachter dar!

Der nehmliche Schriftſteller, deſſen ganze Welt- und Menſchenkenntniß in ſeinen erſten theatraliſchen Verſuchen aus Büchern, aus dem kleinen Kreiſe ſeiner Vaterſtadt, ſeines Schulaufenthalts und ſeines ſehr beſchränkten Umgangs geſchöpft zu ſeyn ſcheint, wird, ſo wie die Szene ſeiner Exiſtenz ſich verändert, ſein Wirkungskreis ſich erweitert, ſein Umgang ſich vermannigfaltigt, der Schöpfer einer

Digitized by Google

Marwood, eines Paul Werners, eines Juſt, eines Odoardo, eines Marinelli. Menſchendarſtellungen aus den verſchiedenſten Ständen und Klaſſen, von den entgegengeſetzteſten Karakteren, Leidenſchaften und Sitten, und alle, wie aus dem Spiegel der Natur geſtohlen.

Leſſing hätte noch größere Talente, eine noch unüberwindlichere Neigung für das Theater haben können, als er hatte, ſo war es, nach dem Alter der Welt, dem Zeitpunkte, dem Zuſtande der deutſchen Bühne, in dem er, als dramatiſcher Dichter auftrat, doch unmöglich, mehr zu leiſten, als er anfangs leiſtete; ja, nur ein Genie, wie er, konnte unter dieſen Umſtänden, ſo viel leiſten. Man denke ſich funfzig Jahr zurück, was war damals die deutſche dramatiſche Kunſt? Die Gottſchediſche Schaubühne, er und ſeine Frau an ihrer Spitze, verſorgte das vaterländiſche Theater zwar überflüſſig mit Ueberſetzungen und Originalen, aber mit welchen? Die erſten waren verwäſſerter Wein, die letzten, mit wenigen Ausnahmen, reine Waſſerſuppen. Kato galt für ein Trauerſpiel, und die franzöſiſche Hausmamſel für eine Comödie. Da gab es keine

Digitized by Google

Karaktere, keine Situazionen, keine Sprache. Nichts war in dieſen Produkten langweiliger, als das tragiſche, und nichts fader, als das komiſche. Es waren Feder= nicht Geiſteswerke. Und in was für Geſtalten erſchienen die Korneille, Racine, Voltaire durch die Verdeutſchungen dieſer Schule. Was ward aus den ſchönen Verſen der Rodogüne, der Phädra, der Zayre, dem Hauptverdienſte dieſer Tragödien? die kraft= und ſaftloſeſte Reimerei, tief unter der gemeinſten Proſe. Nun vollends die Moliere, Detouches, Regnard, Marivaux, in welcher Sündfluth Gottſchediſches Gewäſſers ward ihr Witz verſchwemmt und erſäuft! Weder er, noch ſie, wuſten jemals, was Styl heißt; wie muß es nun um ihren Dialog ausſehen? Bei ihm war er ſchwerfällig, wie er ſelbſt; bei ihr präziös und geziert, wie ihre eigne werthe Perſönlichkeit. Bei ihm ward ein Bonmot breit, bei ihr nüchtern zum Erſchrecken. Nach dieſen vortreflichen Muſtern bildete ſich die ganze Gottſchediſche Zunft.

Später hin verſammelte dieſer ſeynwollende Reformator freilich beſſre Köpfe um ſich. Schle-

Digitized by Google

gel, Krüger, Gellert ſtanden auf. Aber Schlegel hatte ſeinen Triumph der guten Frauen noch nicht geſchrieben und Krügers Kandidaten waren bei allem wahren Komiſchen, das ſie enthielten, doch nur ein beſſer geglückter Verſuch. Gellerts theatraliſches Verdienſt beſtand in einer treuen Schilderung der Sitten ſeiner Stadt und ſeiner Provinz; aber in dieſen Schilderungen herrſchte zu viel Einförmigkeit, ſeine Karaktere ſprangen nicht genug hervor, ſein Komiſches hatte kein Leben und ſein Dialog kein Feuer.

So ſtand das deutſche Theater, als Leſſing, noch Schüler auf der Fürſtenſchule zu Meißen, um die Gunſt der dramatiſchen Muſe zu buhlen begann. Erſt achtzehn Jahr alt, mit keiner Welt bekannt, als die zunächſt um ihn war, mit keiner Menſchenkenntniß ausgerüſtet, als die er aus ſeinem Plautus, Terenz und Moliere geſchöpft hatte, machte er ſich an die Darſtellung menſchlicher Sitt' und Thorheit. Sie gerieth ihm, wie ſie ihm gerathen konnte. Man ſah ihr den engen Bezirk an, in der ſeine Welt- und Menſchenkenntniß ſich herumtrieb; es war eine

Komödienwelt, die er aufführte, es waren Komödienmenſchen, die darin auftraten; der Zufall regierte, der Knoten ward nicht aufgelößt, ſondern zerhauen. Diſſertazionen machten den Dialog und die witzigen Einfälle darin hatten nicht die Perſonen, ſondern der Dichter. Man leſe das Luſtſpiel: Damon und Pythias und man wird meine Karakteriſtik, Wort für Wort, wahr finden.

Etwas ganz anders ſchon iſt die alte Jungfer. Eine weniger gewaltſame Entwicklung des Knotens, natürlichere Karaktere, ein beſtimmterer Dialog erheben ſie merklich über jenes. Das Komiſche ſpringt mehr hervor und die Einfälle bezeichnen mehr die Perſonen, obgleich das erſtere oft Karrikatur wird, und bei dem letztern manche Plattitüde mitunterläuft.

Noch ſichtbarer iſt das Fortrücken ſeines dramatiſchen Genius in dem jungen Gelehrten, der erſten Komödie, die er mit ſeinem Nahmen drucken ließ. Alle die Eigenſchaften, die gewöhnlich junge Gelehrſamkeit karakteriſiren, Aufgeblaſenheit, Selbſtſucht, Pedanterei, Naſe = und

Ueberweisheit, Affectazion und Autorkitzel ſind hier mit vielem Beobachtungsgeiſte der Welt, aus der der Dichter ſeinen Helden nahm, zuſammen getragen. Daher auch die große Senſazion, die das Stück, bei ſeiner erſten Erſcheinung, in Leipzig machte. Damis war dort zu Hauſe, die Originale zu ihm liefen überall herum. Selbſt Chryſander war an dem Ort, und zu der Zeit wo der junge Gelehrte zuerſt vorgeſtellt wurde, vielleicht weniger Karrikatur, als es ſcheint. Der Pedantiſmus, der gewöhnlich auf Univerſitäten herrſcht, ſteckt ſehr leicht auch die ungelehrten Stände an; ſehr möglich alſo, daß es damals in Leipzig auch an ſolchen lateiniſchen Kaufleuten nicht fehlte. Ueberdem iſt Chryſander durch die lateiniſche Schule gelaufen, was Wunder, wenn er gegen einen gelehrten Sohn mit den Brocken ſeiner ehmaligen Weisheit groß thut? Mißlicher ſieht es um die Wahrheit der übrigen Karaktere aus. Sie ſind geradezu nur Büchermenſchen; beſonders Anton und Liſette, die, nach dem Muſter der franzöſiſchen Komödie, das große Factotum des Stücks, alles niederwitzeln und niederraiſonniren. Ueberhaupt haben die Sze-

Digitized by Google

nen eine ermüdende Länge, ſo brillant auch ſonſt der Dialog gegen alles, was man damals ſo nannte, hervorſticht.

In dem Miſogyne ſind die Fortſchritte des Dichters weniger bemerkbar. Die Handlung hat einen etwas ſchläfrigen Gang, und das Komiſche nicht genug Anziehung. Der Weiberhaſſer beluſtigt nur wenig, und der Advokat, Solbiſt, faſt gar nicht. Selbſt Hilariens Verkleidung bringt kein Leben in das Stück, und der Witz ſchmeckt hier noch mehr nach der Studierſtube, als im jungen Gelehrten. Der Dialog allein iſt vorgerückt, er iſt kürzer und vollendeter. Die Idee zu dem Ganzen gab, zufolge einer Stelle in den vom Herrn Hofrath, Eſchenburg, herausgegebnen Kollektaneen, ein Fragment des Menanders.

Auffallend ragt die Weiterentwicklung des Leſſingſchen Talentes in den Juden hervor. Ein ganz neuer Geiſt belebt hier Haudlung, Karakter und Dikzion. Beluſtigung und Belehrung bieten ſich einander eben ſo zwanglos, als ſchön, die Hand zur Bekämpfung eines die Menſchheit erniedrigenden Vorurtheils. Mit ungemeiner Feinheit

Digitized by Google

bleibt das Judenthum des Reiſenden bis zum Ende des Stücks ein Geheimniß. Er muß erſt vor unſern Augen, von allen Seiten den Karakter der Großmuth, der Uneigennützigkeit, der Duldung, des allgemeinen Wohlwollens und der feinſten Lebensart entwickeln; er muß erſt durch eine doppelte Wohlthat gegen eine chriſtliche Familie, und durch die beſcheidne Ausübung derſelben, unſre Bewundrung, Achtung und Liebe anziehn, um durch das darauf folgende Bekenntniß ſeines Glaubens und ſeiner Nation unſer Vorurtheil deſto nachdrücklicher zu beſchämen. Zu dieſem Zwecke wirkt vereint, was vorgeht, was geſprochen wird. Plan und Szenen ſind wohlangelegt, und die Bildung der Karaktere verrathen ungleich mehr Bekanntſchaft mit der wirklichen Welt, als ehemals. Chriſtoph und Liſette machen eine Ausnahme. Es ſind franzöſiſche Komödienbediente. Doch entſchädigen die Laune und Drolligkeit ihrer Einfälle uns für ihre Unwahrſcheinlichkeit. Der Dialog wird hier ſchon muſterhaft; Kürze und Geſchmeidigkeit herrſchen darin bis zu einem hohen Grade, und der Witz in ihm ſtrömt ungleich leichter, ungeſuchter und karakteriſtiſcher.

Digitized by Google

Noch höher ſteht der Freigeiſt. Der Zuſchnitt iſt zwar noch immer franzöſiſch, aber die Zeichnung der Karaktere doch ſchon weit freier, eigenthümlicher und deutſcher. Nur die Damen ſind nicht ganz aus der lebenden Welt, aber doch angenehme Schwäzzerinnen, und manches, was ſie ſagen und thun, verräth des Dichters tiefern Blick in die weibliche Natur. Wenn ſchon der Dialog zwiſchen Theophan und Adraſt eine Gattung Diſſertazion iſt, ſo hat er doch, auf der andern Seite, ſo viel Lebhaftigkeit, daß der Zuſchauer nicht leicht Gefahr läuft, Langeweile zu empfinden. Die Handlung, ſo einfach ſie iſt, geht, ohne Stokkung, vorwärts, und unterhält, troz ihrer Simplicität.

Der Karakter des Freigeiſtes iſt wahrhaft dramatiſch. Seine Freidenkerei hat mehr Leidenſchaft als Erkenntniß, mehr Schimmerſucht als Ueberzeugung zum Grunde. Daher ſein Mangel an Feſtigkeit, ſein Aerger, wenn er nichts zu antworten weiß, ſeine Zuflucht zu Schimpfwörtern, wenn er Gründe hervorbringen ſoll, und ſie nicht hat. Auch bringen ihn nicht eigentlich Gründe zur Raiſon, ſondern geheiltes

Vorurtheil gegen die Geiſtlichkeit, und dieſes Vorurtheil wird weniger durch Theophans vortreflichen Karakter, als durch die Entdekkung, daß er nicht ſein Nebenbuhler iſt, geheilt. Dieſe Wendung giebt dem Karakter außerordentlich viel Leben, eine ungemeine Thätigkeit, und macht ſeine Bekehrung wahrſcheinlicher, die bei einer beraiſonirten Freidenkerei weniger Wahrheit haben würde.

Ein ſehr ſchönes Gegenſtück zu dieſem iſt der Karakter des Theophans. Hier ſprechen und handeln Ruhe gegen Leidenſchaft, Würde gegen Schimmerſucht, Beſcheidenheit gegen Stolz, Gründlichkeit gegen Spott, Wohlwollen gegen Haß, Duldung gegen Verkennung, ohne jedoch den Stand, der repräſentirt wird, allzu ſehr zu idealiſiren. Ein ſehr treffender Zug in dem Karakter dieſes Geiſtlichen iſt es, daß er, bei aller Aufgeklärtheit ſeines Verſtandes und Herzens, dennoch dem herrſchenden Geiſte des Prieſterthums, Proſelyten zu machen, nicht ganz hat entgehen können. Er wirbt für ſeinen Glauben, für ſeine Ueberzeugung, wenn ſchon mit mehr Feinheit, als die Theologie gewöhnlich wirbt.

Digitized by Google

Ueber die übrigen Karaktere dieſes Luſtſpiels hat der Dichter, zwei oder drei ausgenommen, mit großer Feinheit den Geiſt ſeines Adraſts verbreitet. Die eitle, unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, ſind, wie der ſpitzbübiſche Johann, eine Gattung Freigeiſter, und müſſen, wie Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſehr wohl bemerkt, den Titel des Stücks erfüllen helfen.

Der Schatz kann als ein Muſter gelten, wie Plautus ſich für die neuere Bühne benuzzen läßt. Unter allen bekannten Nachahmungen des Trinummus behauptet dieſe Leſſingſche gewiß den erſten Rang. Alles Komiſche des Römers iſt hier in einem Akte zuſammengedrängt; dadurch erhält das Ganze ein Leben, deren ſich weder das Original ſelbſt, noch ſeine Nachbildungen rühmen können. Der Dialog hat eine vorzügliche Rundheit.

Mit Miß Sara Samſon erhielt die deutſche Bühne das erſte wahre Trauerſpiel. Bis zu ihrer Erſcheinung lag die tragiſche Kunſt der Deutſchen noch ganz in den Windeln, ſie kroch auf dem dürren ſandigen Boden der franzöſiſchen Muſe und tief unter ihren untragiſchen Muſtern. Sara

Samſon war Trauerſpiel im Sinne des Ariſtoteles. Sie erregte Furcht und Mitleid, Wahrheit ſprach in ihr zu Wahrheit, und die Menſchheit ſah ihr Bild, wie in einem Spiegel. Zum erſtenmal ſah Deutſchland in der Tragödie eines Eingebohrnen das Buch der Leidenſchaften aufgeſchlagen, Darſtellung nach dem Leben, Unterricht für Kopf und Herz; Studium der menſchlichen Seele und ihrer mannichfaltigen Bewegungen, wirkliche Welt, Menſchen uns ähnlich.

Allerdings laſſen ſich auch dieſer Miß Sara Samſon mannigfaltige Fehler zur Laſt legen. Die Dikzion iſt hier und da zu deklamatoriſch; der Dichter ſchimmert hier und da zu ſehr durch ſeine Perſonen durch; die Heldin winſelt zu viel, und die moraliſchen Stellen darin arten zu ſehr in Vorleſungen aus. Aber bei allen dieſen Mängeln iſt das wahre Tragiſche doch durchaus dominant, und der einzige Karakter der Marwood reicht ſchon hin, Leſſings tragiſches Talent als groß und hervorragend zu bezeichnen; ein Karakter, der den meiſterhafteſten Darſtellungen jeder Nazion an die Seite geſezt werden kann; ein Karakter, dem nur

ſehr wenige unſerer neuen Tragödien etwas ähnliches entgegenſezzen können.

Welch ein vollſtändiges Ganze in allen ſeinen Theilen! Anfang, Mittel und Ende auf das genaueſte zuſammenſtimmend! Gekränkte Liebe, beleidigter Stolz, Eiferſucht und Rache in fortſchreitender Regſamkeit und bis zur furchtbarſten Vollendung emporwachſend. Vom erſten bis zum lezten Auftritt eine nie ſtockende Thätigkeit, und nirgends ein Sprung; die ſchauderhafteſten Ausbrüche der außer ſich geſezten Weiblichkeit und doch nirgends Karrikatur. Wozu ein verlaßnes, um eine Nebenbuhlerin willen zurückgeſeztes, hochgereiztes Weib nur immer hingeriſſen werden kann, dieſe Marwood übt es. Aber mit den ſchlaueſten Wendungen der überliſtenden Koketterie, mit allem Geiſte der Wut und der Raſerei, des Würgens und Verderbens, ja ſelbſt am Ziele der gräßlichſten Rache, bleibt ſie immer ein menſchliches Geſchöpf; immer nur ein verliebtes, eiferſüchtiges Weib, im gewaltſamen Stande der Leidenſchaft. Die wildeſten Ausſchweifungen ihres empörten Blutes wenden unſre Theilnahme nicht von ihr ab; auch noch die blutige Kataſtrophe der raffinirteſten Wie-

Digitized by Google

dervergeltung feſſelt unſer Intereſſe, denn ſie bleibt der Menſchheit treu.

Von heftigen Leidenſchaften umhergetrieben, ſind ihre Begierden feurig, wie ihr Temperament; ſie treten aus dem Gleiße der Mäßigung, aber nicht aus dem Gleiſe der Natur. Nicht Buhlerin aus Metier, ſondern aus Nothgedrungenheit, ſind ſelbſt ihre Künſte der Kokefterie nur Mittel und Wege, den verlornen Liebhaber wiederzugewinnen. Leidenſchaft ließ ſie fallen, Leidenſchaft ſucht den Treuloſen auf. In Gefahr, ihn zu verlieren, vergebens ihm ihre Ehre aufgeopfert, ſich auf immer der Schande Preis gegeben zu haben, und ein ewiger Gegenſtand des Spottes und der Verachtung zu werden, eilt ſie ihm nach, ſucht ihn auf, mit dem feſten Entſchluſſe, alles anzuwenden, ſich ihn wieder zu erobern, alle Saiten anzuſpannen, mit denen ſie ſein Herz treffen, kein Mittel unangewandt zu laſſen, durch das ſie ihn rühren, erſchüttern, zurückbringen kann. Aber alles ſchlägt fehl, ihre Hofnungen werden nicht nur zurückgewieſen, ſie werden vernichtet. Nun bleibt ihr nur noch ein Weg. Was ſie über den Liebhaber nicht gewann, muß ſie über die Ne-

benbuhlerin zu gewinnen ſuchen; muß durch Darthuung ihrer Rechte, durch eine verſchönerte Geſchichte ihres Liebeshandels mit Mellefont dieſe Nebenbuhlerin für ſich und ihre Rechte zu intereſſiren, ſich bemühen, ſie ſo für ihr eignes Schickſal zittern machen. Auch dieſer Verſuch mißglückt; auch von ihrer Nebenbuhlerin ſieht ſie ſich verachtet, gedemüthigt, fruchtlos abgewieſen. Das iſt zu viel, und mehr als ſie tragen kann; ſie iſt ein Menſch und ein Weib. Wuth und Rache wachſen in ihrem gemißhandelten Herzen bis zur Empörung. Die unglückliche Nebenbuhlerin ſtirbt von ihren Händen, nicht als ein gerechtes, aber doch immer als ein menſchliches Opfer gereizter Eiferſucht, tödtlich gekränkter Liebe. So iſt dieſer Karakter von ſeinem Beginne bis zu ſeiner Vollendung, Bild der Natur, und eine große Schule des Unterrichtes zur Lehr' und Warnung.

Dieſe Vollendung haben freilich die übrigen Karaktere dieſes Trauerſpiels nicht, aber Beweiſe eines tiefern Eindringens in die menſchliche Natur und einer treffenden Darſtellung derſelben ſind ſie doch; und auffallend iſt die völlige Entfremdung von franzöſiſcher Einwirkung, ſowohl auf die dra-

matiſche Oekonomie, als die dramatiſche Behandlung dieſes tragiſchen Stofs.

Auf einer noch höhern Stufe der Originalheit und der wachſenden Vervollkommnung ſteht Leſſings dramatiſches Genie im Philotas. Ein vortrefliches Stück! Was kann einfacher seyn, als der Plan, und doch wie anziehend! Den heroiſchen Entſchluß eines keimenden Helden, durch einen freiwilligen Tod in der Gefangenſchaft zu werden, was er im Gewühle der Schlacht nicht werden konnte, der Sieger für den Vortheil ſeines Vaterlandes, wie unſre ganze Aufmerkſamkeit feſthaltend läßt ihn der Dichter im Philotas keimen, wachſen und reiſen! Vor unſern Augen entſpringt er, entwikkelt er ſich, wird er zur That. Vom Beginne, Fortſchritte und Ende derſelben ſind wir Zeugen. Keine müßige Erzählung ermüdet unſre Theilnahme, eine nie raſtende Thätigkeit erhält ſie, bis zum vorgeſtekten Ziele, in Regſamkeit.

Mit dem Siegel einer hohen Vollendung an der Stirn, erſchien Minna von Barnhelm. In ihr übertraf Leſſing nicht nur ſich ſelbſt, auch über alle ſeine Mitbuhler um den Kranz

der dramatiſchen Muſe ſtand er hoch oben an. Er verpflanzte mit ihr eine Gattung des Schauſpiels auf unſre Bühne, von der es bis dahin noch kein Muſter gab; brachte eine Deutſchheit in Karakteren und Sitten auf das Theater, wie ſie vor ihm noch kein deutſcher Dichter beobachtet und dargeſtellt hatte. Von ſolchem Intereſſe war noch kein Stof in Deutſchland dramatiſirt worden; von dieſer Rundung der Karaktere und des Dialogs noch kein Beiſpiel vorhanden. Der Militärſtand, bis jezt nur ein Vorwurf des Gelächters, zeigte ſich hier zum erſtenmale von einer äußerſt reſpektablen Seite. Vielleicht iſt der Karakter des Tellheim ein wenig grandiſonniſirt, aber dennoch ein Karakter aus der Menſchheit, unſrer Natur verwandt. Neben ihm ſtehen Paul Werner und Juſt, weniger grandiſonniſirt, und anziehend, wie er. Die rührendſten Züge des Ehrgefühls, der Erkenntlichkeit und des Edelmuths, der Freundſchaft und der Menſchlichkeit entwikkeln ſich in dieſen drei Perſonen, ſehr unterſchieden von einander durch die Poſten, die ſie bekleiden, durch die Außenlinien ihrer Karaktere, aber verwandt durch ihre Herzen, die ein Geiſt der Uneigennüzzigkeit und des reinſten Selbſt-

Digitized by Google

gefühls beſeelt. Die Verhältniſſe, in denen Tellheim, Werner und Juſt mit einander ſtehen, ſind eben ſo ſchön, als menſchlich, und waren damals auf dem deutſchen Theater eine noch nie geſehene Erſcheinung.

Gegen die Heldin des Stücks dürfte die weibliche Delikateſſe nicht ganz ungegründete Einwürfe zu machen haben. Der Schritt, der ſie nach Berlin bringt, ſcheint für ein junges unverheirathetes Frauenzimmer, allerdings etwas raſch, unbeſonnen und nicht ganz im Dekorum ihres Geſchlechts. Auch ihr Benehmen, als ſie gefunden hat, was ſie ſucht, iſt eines theils zu anſchließend, eines theils zu präciös; bald allzu natürlich, bald allzu romanhaft. Aber dafür entfaltet ſich in ihrem Karakter auch ſo viel Schönes und Wahres, ſo viel Edles und Großes, daß ſelbſt die weibliche Delikateſſe ſich angezogen fühlt, und auch die ſtrengſten Forderungen des Dekorums zum Schweigen gebracht werden. Und ſo ſtand Leſſings dramatiſcher Genius in ſeiner Minna von Barnhelm allen Einwendungen, welche die Kritik gegen einzelne Nüanzirungen in den Karakteren machen kann, zum Troz, auf einem Punkte der Reife,

auf dem es nur noch eines Meiſterſtücks, wie Emilia Galotti, bedurfte, um es zur höchſten Stufe der Vollendung empor zu heben.

Dieſe Emilie Galotti iſt ein Ideal dramatiſcher Kunſt; iſt, wie Wieland ſie bei ihrer Erſcheinung ſehr karakteriſtiſch nannte, opus nouem caelatum musis; ein unerſchöpfliches Studium für den Dichter, Schauſpieler und Kunſtrichter. Der tiefſte Beobachtungsgeiſt, die feinſte Kenntniß menſchlicher Natur und Leidenſchaft, die treffendſte, lebendigſte Darſtellung des Beobachteten, der reinſte, unverkünſteltſte Ausdruck der Empfindung, im Sinn' und Tone des vorgeführten Karakters, heben dieſes ſchöne Werk, ſelbſt unter den vorzüglichſten Produkten unſrer ausgezeichnetſten dramatiſchen Dichter, als das erſte und einzige in ſeiner Art, hervor. Von dem Prinzen bis zum Banditen herab, iſt jeder Karakter ächtes Konterfey wirklicher Menſchheit, treu der Welt und dem Geſchlechte, aus der und dem es genommen iſt; und von Gonzaga's erſtem Monologe an bis zu ſeiner letzten Rede, iſt auch kaum eine Periode, die nicht zur völligen Ausbildung der Handlung, zur gänzlichen Rundung der dargeſtellten Karak-

Digitized by Google

tere unentbehrlich wäre; durchaus die genaueſte Uebereinſtimmung, groſzes Wirken zu einem Zwekke, bis auf die kleinſten, verlohrenſten Züge, vollkommne Wahrheit. Man kann es leſen und wieder leſen, ſtudiren und wieder ſtudiren, und jedes tiefere Eindringen in den Geiſt deſſelben iſt gröſzerer Gewinn für die Beobachtung, erhöhte Kenntniſz des Wahren und Schönen, vermehrte Erfahrung für Welt- und Menſchenſitte.

Wie bekannt, gab die Geſchichte der römiſchen Virginie den Stof zur Emilie Galotti. Ein Vater, der ſeiner Tochter, um ſie den Begierden eines mächtigen Wollüſtlings zu entreiſzen — da ihm kein anderes Mittel zu ihrer Rettung übrig bleibt — den Dolch in die Bruſt ſtöſzt; ein tugendhaftes Mädchen, das, aus eben dieſen Gründen, freiwillig den Tod wählt, ſchienen dem Dichter ein zu wichtiger tragiſcher Vorwurf, um nicht, wenn ſchon mehrmals für die Bühne behandelt, eine neue Darſtellung zu verdienen. Doch war es nur der Stof, nicht die Geſchichte ſelbſt, was ſeine Darſtellung reizte; nicht der Virginius, nicht die Virginie des Livius, ſollten die Helden ſeines Drama werden, ihm war es um

die Schöpfung eines neuen Virginius, einer neuen Virginia zu thun, die unter neugeſchafnen Veranlaſſungen die römiſche Kataſtrophe herbeiführen, eben ſo nothgedrungne Gründe dazu haben, und ſo auch nach unſrer Religion, unſern Sitten möglich machen ſollten.

Ob nun aber die Veranlaſſungen, die jene Kataſtrophe in der moderniſirten Virginie herbei führen, wirklich ſo entſcheidend ſind, ob Odoardo wirklich ſo nothgedrungene Gründe, ein geliebtes Kind zu ermorden, hat, wie der römiſche Virginius, ob der Dichter dieſe Ermordung auch nach unſrer Denkart, nach unſrer Religion ſo wahrſcheinlich gemacht, als er ſich vorſezte? das iſt eine Frage, die von den Beurtheilern der Emilie Galotti viel beſtritten, und zum Theil ganz verneint worden iſt. Warum? weil ihrer Meinung nach Emiliens Schickſal nicht ſo entſchieden iſt, daß weder dem Vater, noch ihr ſelbſt irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe, weil Odoardo zu ſchnell alle Hofnung fahren laſſe. Dieſes Weil dürfte indeß wenig oder gar nicht Stich halten. Nur zu ſehr iſt Emiliens Schande entſchieden, und Odoardo muß wohl alle Hof-

Digitized by Google

nung, ſie anders zu retten, fahren laſſen. Die Art, wie Emilie in des Prinzen Hände kömmt, die Bosheit, mit der, unter dem Scheine der Gerechtigkeit, Vater, Tochter und Mutter getrennt werden, der heuchleriſch-bübiſche Vorwand, mit dem ſie, troz ſeinen Bedenklichkeiten und Einwürfen, in das Haus der Grimaldi, das Haus des Laſters, geſchleppt wird, machen all ſein Dagegenſtreben unnüz, vernichten alle ſeine Hofnungen. Selbſt, wenn Emilie von der würdigen Familie des Kamillo Rota aufgenommen würde, ſteht ihre Sache um nichts beſſer. Auf welche Weiſe kann dem Prinzen auch hier der Zutritt verweigert werden? Und, wie iſt es dann wahrſcheinlich, daß die Stimme der Tugend in dem Munde des ehrwürdigen Rota über die Stimme der Verführung in dem Munde der Liebe und Jugend immer die Oberhand behalten werde? Oder wird, ſelbſt wenn Emilie Stand hielte, dem Wollüſtling und ſeinem niederträchtigen Kuppler nicht immer irgend ein Vorwand übrig bleiben, ſie aus dieſem Hauſe in eine andre, ihren Abſichten entſprechendre Verwahrung zu bringen? Wahrlich, wie die Sachen liegen, iſt es höchſtens nur ein Vielleicht, auf

das er ſeine Hofnung gründen kann, und auf ein ſolches Vielleicht kann ein Vater von Odoardo's ſtrengen Grundſäzzen es nicht ankommen laſſen, ob ſeine Tochter in Ehre oder in Schande lebe?

Ueberhaupt iſt Odoardo's That keine That der Ueberlegung, es iſt eine That des Affekts. Mehr als einmal ſchaudert er davor zurück; ſelbſt da noch, als Emilie ſie ſelbſt fordert. Nur als ſie von ihrem jugendlichen, warmen Blute ſpricht, als ſie im Hauſe der Grimaldi für nichts ſteht, als ſie ihn bitter und rührend an Virginius Römerthat erinnert, und bitter hinzuſezt, daß ſolche Thaten nur von ehedem ſind, daß es ſolche Väter nicht mehr giebt: nur da ergreift er den Dolch und ſtößt ihn in ihre Bruſt.

Odoardo mußte entweder nicht Odoardo ſeyn, oder dieſe ſeine That war unausbleiblich. Der rauhe, kochende, gährende Soldat konnte unmöglich den kalten Moraliſten machen, und dieſe Erdolchung ſeiner Tochter, zur Rettung ihrer Ehre, nur von der Seite des Mordes anſehn; ſie darum unterlaſſen, weil Emiliens Tugend doch vielleicht noch auf eine andere Weiſe der Gier des Wollüſtlings entriſſen werden könnte. Das war

Digitized by Google

in dem Karakter dieſes von brauſendem Blute und kochenden Leidenſchaften glühenden Italieners eben ſo wenig möglich, als es dem feurigen Brutus unmöglich war, die Ermordung Cäſars, des Unterdrückers der römiſchen Freiheit, zu unterlaſſen, weil es mit dieſer Tyrannei doch einmal zu Ende kommen müſſe.

Eben ſo richtig iſt Emiliens Karakter, und ihr Entſchluß, für die Tugend zu ſterben, motivirt. Ihr ganzes Betragen in der Kirche, ihr ſcheuer, furchtſamer Blick, ihr zitterndes kindiſches Zagen bei der Liebeserklärung des Prinzen, ihr Schrekken, ihre Athemloſigkeit, ihr Außerſichſeyn, ſelbſt als ſie ſchon wieder in ihrer Aeltern Hauſe iſt, machen es äußerſt wahrſcheinlich, daß ihr Herz insgeheim für den Verführer ſchlägt, daß ſie es nur darum nicht gewagt hat, nach dem erſten Blicke, mit dem ſie ihn erkannte, ihn zum zweitenmale anzublicken. Daß ſie ein Wohlgefallen zu nähren fürchtet, das ſie an ihm zu haben ſich nicht enthalten kann. Ihre gänzlich zernichtete Andacht, ihr Wunſch, daß laute Donner ſie verhindert hätten, mehr zu hören, ihre Bitte, daß ihr guter Engel ſie mit Taubheit ſchlagen möchte, wenn auch auf

Digitized by Google

immer: alles ſcheint von Aufwallungen zu zeugen, die ſchwerlich ſtatt haben würden, wenn ihr der Prinz gleichgültig wäre. Ja dieſe Wahrſcheinlichkeit wird beinahe Wahrheit, dieſer Schein faſt Gewißheit, wenn man ihr noch ſcheueres, noch ängſtlicheres Betragen bei der wiederholten Liebeserklärung des Prinzen auf ſeinem Luſtſchloſſe Doſalo ſieht; wenn ſie die Vorſtellung, nach Grimaldi's Haus, dem Lieblingsaufenthalte des Prinzen, gebracht zu werden, nicht ohne Schaudern denken kann; wenn ſie ſich erinnert, wie ſo mancher Tumult ſich ſchon dort in ihrer Seele erhob, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten. Iſt dem aber ſo, ſo wird ſelbſt der Mörder ihres Verlobten — denn nur Lieb' und Verführung haben ihn zum Verbrecher gemacht — ihr auch bald weniger ſtrafbar ſcheinen; ſeine Schmeicheleien, ſeine Betheurungen, ſeine Liebkoſungen, begleitet von den Freuden des Tanzes, der Muſik, des Weihrauchs der Vergötterung, werden ihre Sinne bethören, dieſe empörten Sinne die Stimme der Religion und Tugend überſtürmen; ihr Blut wird wärmer zu ihrem Herzen ſtrömen, ihre Pulſe werden feuriger

ſchlagen, ſie wird das Opfer der Wolluſt, das Opfer ihrer eigenen Schwäche werden. Nichts kann ſie retten, unwiederbringlich ſieht ſie ſich verloren. Und da ſie nun keinen Ausweg ſieht, und nichts theureres hat als ihre Unſchuld, vermöge ihrer Religion nichts glänzenderes kennt, als den Martyrertod der Tugend — denn, nichts Schlimmeres zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die Fluten und ſind Heilige — ſucht, fordert ſie den Tod, erbittet ſie, auch, als einen unbekannten Freund, den Dolch, und küßt ſterbend die väterliche Hand, die ihr den Tod giebt.

Mit der Gräfin Orſina erſchien ein ganz neuer Karakter auf der deutſchen Bühne. Eine Wahnſinnige aus Liebe und Gelehrſamkeit zugleich war bisher noch nicht der Vorwurf der dramatiſchen Darſtellung geweſen, und ſchwerlich möchte ſie auch einem andern Dichter, als Leſſing, ſo glücklich gelungen ſeyn. Nur ein Dichter wie Leſſing, bei deſſen Schöpfungen der Verſtand immer ſo herrſchend über die Phantaſie gebot, konnte einen Karakter, wie dieſen, ſo übereinſtimmend in allen ſeinen Theilen bilden, ihn ſo, ohne alle Sprünge, entwickeln, ihn ſo richtig nüanziren, ihm dieſe völlige

Digitized by Google

Rundung geben. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Orſina die Beurtheilung der Kunſtrichter ſo wenig beſchäftigt hat, da gerade ſie ein vorzüglicher Gegenſtand der Kunſtbeobachtung iſt. Deraiſonnirt hat man genug über ſie, aber etwas des Nachdenkens würdiges iſt nur von einem einzigen der zahlreichen Beurtheiler dieſes Trauerſpiels erinnert worden. Mit vielem Scharfſinne hat Herr Nikolai *) die femme à prétention in ihr aufgefunden, die, um etwas zu ſeyn, ſich der Gelehrſamkeit befliſſen, aber zu viel Lebensart hat, um mit Gelehrſamkeit glänzen zu wollen, ſich alſo auch bei Hofe nie etwas davon hat merken laſſen; die gewohnt iſt, durch ihre Schönheit, ihre Geburt, ihren Geiſt alles zur Lieb' und Bewunderung hinzureiſſen; die, ohne ſelbſt zu lieben, doch jeden in ſich verliebt zu machen weiß, den ſie in ſich verliebt haben will. So hat ſie vorzüglich über den Prinzen geherrſcht; ſo will ſie auch über ihn fort herrſchen, obgleich ſie ſich den traurigen Vierzig nahe fühlt. Aber plözlich ſieht ſie ſich, ohn' es auch nur von Ferne geahnet zu haben, von dem fürſtli-

*) Siehe Gotthold Ephraim Leſſings Briefwechſel mit Rammler, Eſchenburg, Nicolai, Seite 336.

chen Sklaven ihrer Reize verlaſſen. Das bringt ſie außer Faſſung, macht ſie halb wahnſinnig. In dieſem Wahnſinne vergißt dieſe Frau von feiner Weltlebensart, daß es ſich für eine Dame nicht ſchickt, gelehrte Dinge einzumiſchen, und ſtößt im Wahnſinne, da ſie ſich ganz ſelbſt vergißt, dieſe Gelehrſamkeit aus.

Dieſe Entdeckung iſt nicht ganz ohne Grund, ich bin damit einverſtanden. Nur in dem Gebrauche, den dieſer vortrefliche Denker von ſeiner Entdeckung macht, wag' ich es, andrer Meinung zu seyn. Ich glaube nehmlich nicht, daß Orſina eine ſolche femme à prétention immer geweſen, daß ſie ſich von jeher auf Gelehrſamkeit gelegt habe. Wenigſtens hat der Dichter hiervon auch nicht den kleinſten Wink gegeben. Gräfin Orſina war unſtreitig immer eine Frau von Geiſt, ſie beſaß alle die Talente einer gebildeten Frau, welche die Weiblichkeit liebenswürdig machen. Aber Gelehrſamkeit, dünkt mich, kann ſie nie beſeſſen haben, eben weil ſie ſich nie etwas davon merken ließ. Es iſt ganz gegen den Karakter einer gelehrten Frau, ſich dieſe gelehrten Kenntniſſe nicht merken zu laſſen; ganz gegen die

Digitized by Google

Natur der weiblichen Gelehrſamkeit, nicht mit ihren Schätzen hervorzutreten. Faſt alle gelehrten Damen vernachläßigen das Weib, was uns doch eigentlich in dem Weibe anzieht. Orſina, glaub' ich daher, ward erſt eine ſolche femme à prétention, als ſie ſich den traurigen Vierzig nahe fühlte, als ſie bemerkte, das, was bisher den Prinzen an ſie feſſelte, höre auf, ihn ihr zu unterwerfen; es ſeyen neue Feſſeln nöthig, ihn wieder anzuziehen. Durch erhöhte körperliche Reize fühlte ſie, werde ſie es nicht mehr; die erhöhte Bildung des Geiſtes ſchien ihr daher der einzige Weg. Jezt ſchlug ſie die gelehrte Seite ein. Dieſe Vermuthung ſcheint durch Marinelli's Bemerkung, „ſie hat ihre Zuflucht zu den Büchern genommen, die ihr vollends den Reſt geben werden;" und durch des Prinzen Antwort darauf: „ſo wie ſie ihrem armen Verſtand den erſten Stoß gegeben haben," eine große Beſtätigung zu erhalten. Ihre gelehrten Diskuſſionen ſind dem Prinzen ſo ſehr neu, daß er ſie für die erſten Anwandlungen ihres Wahnſinns hält. Iſt es aber wohl, geſezt auch, ſie hätte aus Weltlebensart, bei Hofe ihre gelehrten Kenntniſſe verſchwiegen, wahrſchein-

Digitized by Google

lich, daß ſie ſie in den engern Zirkeln, in den kleinern geſellſchaftlichen Unterhaltungen mit dem Prinzen verborgen haben ſollte? Wozu auch überhaupt der Beſitz von Kenntniſſen, wenn wir ſie gar nicht mittheilen ſollen. Auch iſt nicht jede Mittheilung derſelben Prahlerei. Orſina's Gelehrſamkeit ſcheint alſo das lezte, deſperate Hülfsmittel zur Wiederunterjochung des Prinzen geweſen zu ſeyn. Aber es ſchlug fehl. Es war gerade das, was ihn, wie er ſelbſt ſagt, vorzüglich von ihr zurückbrachte. Und ganz natürlich. Ihre gelehrten Aeußerungen waren nicht ſowohl Reſultate eines beginnenden Wahnſinns, als Reſultate eines überladnen Geiſtes, der, eben weil ſie nicht von Gelehrſamkeit Profeſſion machte, das eingeſammelte nicht ganz verdaute, und alſo nur halbreif an den Mann brachte. Nichts aber will lieber gehört ſeyn, als halbe Gelehrſamkeit, nichts aber iſt auch läſtiger. Konnt' es fehlen, daß es auch Orſina wurde, — und daß es der Prinz ſie fühlen ließ? Dieß Gefühl machte ihre Gelehrſamkeit zum Wahnſinn. Durch ſie hatte ſie den Prinzen wieder anziehen wollen, und gerade durch ſie entfernte ſie ihn noch zuverläßiger. Dieſe Erfahrung gab

Digitized by Google

ihrem Gefühle Bitterkeit, dieſe Bitterkeit ihren Nerven Spannung, und dieſe Spannung ihrer Phantaſie Zerrüttung. Verkümmerte Liebe alſo, nicht verkümmerte Prätenſionsſucht, iſt die eigentliche Quelle ihres Wahnſinns, das Streben nach Gelehrſamkeit verſtärkt ihn nur; nur weil ſie es iſt, die ſie ganz um die Liebe des Prinzen gebracht hat, kömmt ſie in ihrem Wahnſinn immer auf ihren gelehrten Sporn zurück; aber faſt immer iſt ſie dann am bitterſten, wenn ſie ihre Gelehrſamkeit zeigt, denn die Gelehrſamkeit koſtet ihr, was ſie durch ſie erwerben wollte. Daher die ſchneidende Bemerkung: „iſt es ein Wunder, daß mich der Prinz verachtet, wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Troz auch denken will.“ u. ſ. w. Wahre gekränkte Leidenſchaft, wirkliche Eiferſucht empören ſie, treiben ſie zur Rache. Gekränkte Prätenſionsſucht, beleidigte Eitelkeit allein treiben es ſo weit nicht. Liebe und Eiferſucht ſind daher auch die hervorragenden Züge ihres Wahnſinns, die Gelehrſamkeit liefert nur die Nüanzirungen deſſelben.

Ein ſehr vollendetes Prinzengemälde giebt Gonzaga's Karakter. Er iſt ganz das, was

Digitized by Google

unſre Fürſten ſind; ein weichliches, verzärteltes Geſchöpf, ohne Kraft und Selbſtſtändigkeit; ein ſchwaches, gebrechliches Rohr, das vom Winde ſeiner Leidenſchaften hin und hergetrieben wird; wenig Geiſt und deſto mehr Sinnlichkeit; mit einerlei Anlage zum Guten und zum Böſen; der Eindrücke des Falſchen eben ſo leicht fähig, als der Eindrücke des Wahren; wollüſtig und fromm, dreiſt und ſchüchtern, aufbrauſend und nachgebend, herriſch und unterthänig; beim erſten Wollen einer böſen That ſkrupulös, aber bald dazu überredet; nach der erſten Vollbringung ängſtlich, und, kurz darauf, darüber hinaus; ſein Kopf und ſein Herz in den Händen ſeines Miniſters, der ſie drehet und wendet, wie er will; nirgends ſelbſt handelnd, immer an dem Gängelbande eines fremden Willens herumgeführt; für nichts entſchieden, immer ungewiß, unſchlüſſig, unbeſtimmt; keine Beharrlichkeit, als die, die ihm aufgedrungen wird, und nur dann Feſtigkeit, wenn Umſtände und fremde Leitung ihn dazu forciren.

Eine faſt noch vollſtändigere dramatiſche Darſtellung iſt Marinelli; ein Hofſchranze nach dem Leben; eben ſo kriechend als grob, eben ſo ſchmei-

chelnd, als hämiſch. Der ganzen Vernunft, des ganzen Herzens, aller Leidenſchaften ſeines Herrn Meiſter, hat er alle Schlingen, alle Kniffe, mit denen er ihn faſſen kann, auswendig gelernt: weiß er Spott und Grobheiten des Prinzen kalt zu verſchlucken, und eben ſo kalt wieder zurück zu geben; wird er durch nichts in der Welt dekontenanzirt, durch nichts aufgehalten; verſteht er ſelbſt alle Queerſtriche in ſeinem Plane mit einer unerreichlichen Gegenwart des Geiſtes wieder gut zu machen und zu ſeinem Vortheile anzuwenden; alle Arten von Hofränken und Hofpfiffen gehn ihm leicht und geſchmeidig von der Hand, überall iſt er taktfeſt; er hat die große Kunſt der Höfe, ſeine Leidenſchaften künſtlich zu verſtecken, hämiſche Bosheit hinter der Miene der Freundſchaft, und Banditenliſt hinter gefälligem Dienſteifer zu verbergen, völlig in ſeiner Gewalt; der feigherzigſte Weichling und der windigſte Prahler, ein Speichellecker und ein Deſpot, ein Kuppler und ein Mörder, kurz alles, was ſo ein jämmerlicher Menſch iſt und wird, deſſen ganze Glückſeligkeit ein gnädiger Blick ſeines Herrn ausmacht, der ſich am Ziel aller ſeiner Wünſche fühlt, wenn ihn ſein Fürſt mit einer

Digitized by Google

vertraulichen Miene auf die Achſel klopft; durchaus, wozu ihn der Dichter machen wollte, der abgeſchliffenſte, abgefeimteſte Höfling, zu dem leider! nur gar zu oft die Originale, mehr oder weniger, vorhanden ſind.

Dieſer Geiſt treffender Darſtellung iſt durch das ganze Stück verbreitet. Was Leſſing überhaupt, als dramatiſchen Dichter, karakteriſirt, karakteriſirt ihn auch hier. Seine Phantaſie iſt immer ſeinem Verſtande untergeordnet. Er iſt immer mehr kühler Beobachter der Natur, als lebhafter Fühler derſelben. In ſeinen lebhafteſten Auffaſſungen der Züge aus dem Leben bleibt er immer ſeiner ſelbſt mächtig, läßt ſich nie hinreißen. Daher die Kälte in ſeinen Dramen und ſelbſt in dieſer ſo ſehr vollendeten Emilie Galotti, über die auch ſeine höchſten Bewunderer klagen. Dieſe Kälte iſt freilich von der einen Seite das Reſultat einer um ſo ſicherern, treuern und zuverläßigern Beobachtung der Leidenſchaften, der Welt und der Sitten, von der andern Seite aber entgeht auch dadurch ſelbſt ſeinen wahrſten Darſtellungen ſo manchmal jene Wärme, die die Kunſt des Drama ſo eindringend und anziehend macht.

Digitized by Google

Unter den dramatiſchen Dichtern ſeiner Nazion iſt Leſſing unſtreitig der philoſophiſchſte. Dazu macht ihn ſchon ſein Genie, das ſich in keine Gattung der Dichtkunſt warf, ohne vorher ihren beſtimmten Zweck, ihre eigenthümliche Natur zu unterſuchen, um aus dieſen Unterſuchungen ihre Theorie feſt zu ſetzen. Er ſtrebte überall nach Wahrheit, und nach Wirkung durch Wahrheit. Ihm war es nicht genug, daß die Poeſie Vergnügen und mit dem Vergnügen Unterricht gewähre, ſie ſollte auch das höchſtmöglichſte Vergnügen, die beſtmöglichſte Belehrung hervorbringen. Dieſer philoſophiſche Karakter ſeines darſtellenden Genie's iſt überall in ſeinen poetiſchen Werken ſichtbar, aber nirgends mehr, als in ſeinen Dramen, und vorzüglich in denen, die auf ſeine Ueberſetzung des Diderot folgten. Dieſes Schriftſtellers Geiſt wirkte mächtig auf ihn ein, entrückte ihn gleichſam dem franzöſiſchen Klima, deſſen Einfluß ſeinen dramatiſchen Schöpfungen bis dahin noch immer anzuſehen war. Ohne Zweifel hatte ſein prüfender Kopf ſchon ſelbſt einen großen Theil der Wahrheiten aufgefunden, über die Diderot dramaturgiſirte; aber der franzöſiſche Phi-

Digitized by Google

loſoph gab ihnen eine gewiſſe Exiſtenz, eine höhere Klarheit. Vor allen gewann das Reſultat der Diderotſchen Theorie, der Hausvater, ſeinen Glauben an die größeren und edleren Zwecke des Drama. In ihm ſah er realiſirt, was er lange ſchon geahnet, und jener ſo treflich theoriſirt hatte. Sein Enthuſiasmus für die Bühne bekam einen noch lebhaftern Schwung, denn die Kunſt derſelben erſchien ihm nun auch in einem ehrwürdigen, wohlthätigen Lichte. Diderots dramaturgiſches Glaubensbekenntniß ward daher bald auch das ſeine; und der franzöſiſche Kunſtrichter fand wieder in den dramatiſchen Werken der Deutſchen eine Beſtätigung ſeiner Grundſätze, die ſie ihm noch eins ſo lieb machten. Beide glaubten ſich ihre Gedanken abgeborgt zu haben, und das Einverſtändniß ihrer Ueberzeugungen weihte jeden zum Verfechter des andern vor dem Richterſtuhle ſeiner Nazion. Leſſing machte die deutſche mit dem vortreflichſten Denker bekannt, den Frankreich je in dieſem Fache gehabt; Diderot die ſeinige mit dem erſten deutſchen Dramatiker; Leſſing bekannte, Diderots Lehren und Muſter viel ſchuldig zu ſeyn, kommentirte, publizirte ſie ſeinen Landsleuten;

Digitized by Google

Diderot vertheidigte Miß Sara Samſon gegen verſchiedene Einwürfe der franzöſiſchen Kritik, und entwickelte ihre Schönheiten mit eben ſo vieler Wärme, als Einſicht. Aber beide lobten und bewunderten einander mit Zweifel und prüfend, und ihr Lob bewieß, wie ihr Tadel, daß ſie ſich einander verſtanden hatten.

Der Unterſchied zwiſchen beiden war nur, daß Leſſings Empfehlung des franzöſiſchen Philoſophen und ſeine eigene Ausübung der Diderotſchen Grundſätze der Theaterkritik und Dichtkunſt in Deutſchland wirklich einen beſſern, würdigern und philoſophiſchern Karakter gab; dahingegen in Frankreich weder Diderots Lehren und Beiſpiel, noch das empfohlene deutſche Muſter etwas fruchteten. Das franzöſiſche Theater blieb, was es war, ein Tummelplatz der Nationaleitel- und Ruhmrädigkeit, auf dem es viel Talent gab, aber eingeengt in den Feſſeln der Konvenzion, auf Stelzen einherſchreitend, mit Flittern und Schellen behangen. Dichter und Schauſpieler fuhren fort, die Natur nachzuäffen, ſtatt ſie darzuſtellen.

Die deutſchen Kunſtrichter aber hörten auf, den Dacier, Korneillen und Bateux ihre

nur halbreifen Theorien nachzulallen; ſie begannen, von Diderot und Leſſing angeführt, ſelbſt zu denken, edlere Begriffe vom Zwecke des Drama zu bekommen und auszubreiten; die Dichter verließen nach und nach die Altäre jener Aftergöttin, vor denen ſie bisher mit einer wahrhaftgläubigen Gefangennehmung ihrer Vernunft gekniect und angebetet hatten. Der Gottſchediſche Kakodämon entwich, der Engel der geſunden Vernunft ſtieg vom Himmel und bewegte den theatraliſchen Bethesda; die Blinden ſahen, die Lahmen gingen und die Gichtbrüchigen wurden geheilt.

Den größten Einfluß hatte Leſſings Ueberſetzung des Hausvaters unſtreitig auf den Schauſpielgeſchmack des deutſchen Publikums. Er bracht' es von dem franzöſiſchen Schlendrian ab, und führt' es auf den Pfad der Natur, in der alle Nazionen einheimiſch ſind; von dem Kunſtfirlefanz die Menſchen wohl entwöhnen, aber nie ganz entfremden kann; er bahnte den Weg zu einer Gattung des Schauſpiels, in der nachher auch von deutſchen Dichtern manches vortrefliche Stück erſchien. Leſſing ſelbſt, Brandes, Iffland, Schröder und Kozzebue brachen ſich auf die

ſer Bahn die ſchönſten Blumen zu dem Kranze, den der Beifall des Publikums um ihre Schläfe wand.

Noch gröſsre Verdienſte um die vaterländiſche Bühne aber erwarb ſich Leſſing durch ſeine eigenen Beiträge zur beſſern Kritik des Drama und der Schauſpielkunſt. Er begann ſie mit ſeinen Stutgarder Beiträgen zur Aufnahme des deutſchen Theaters, in denen er, unterſtützt von ſeinem Freunde, Mylius, eben ſo unterhaltend, als unterrichtend, Geſchichte und Kritik abwechſeln lieſs. Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen machten das deutſche Publikum mit den kritiſchen und dichteriſchen Talenten der Ausländer bekannt; und der Ton der eigenen Kritik darin zeichnete ſich eben ſo ſehr durch ſeine Freimüthigkeit, als durch ſeine Beſtimmtheit und Originalität, aus. Aber noch war die Empfänglichkeit der vaterländiſchen Schauſpielliebhaber für Schriften dieſer Art nicht allgemein genug; dieſe Beiträge hörten daher bald wieder auf.

Späterhin wurden ſie unter dem Titel: theatraliſche Bibliothek, fortgeſetzt, von der

Digitized by Google

aber auch nur drei Stücke erſchienen. Schon in Rückſicht auf ihren Inhalt, übertraf ſie jene Beiträge weit; aber noch mehr ſtand ſie über jene durch ihre Dikzion, durch den noch gebildetern, präziſern, lebhaftern Styl. Vortreflich überſezte Fragmente aus den vorzüglichſten Tragödien des römiſchen Tragikers Seneka; Dübos belehrende Abhandlungen, Nachrichten vom Riccoboni, Thompſons und Drydens Biographieen, Briefe über das Luſtſpiel, die Juden, waren für den Dichter, den Schauſpieler, den Kunſtbeobachter und Kunſtliebhaber Artikel, voll Intereſſe. Sie erweiterten ihre Kenntniſſe, erhöhten ihr Kunſtgefühl, berichtigten ihr Urtheil und verfeinten ihren Geſchmack.

Zur höchſten Reife aber gedieh die Kritik des Theaters in ſeiner Hamburger Dramaturgie. Sie wurde, was noch keine Schrift dieſer Art in Deutſchland geweſen war, ein klaſſiſches Werk, ein immer fortdauerndes Lehrbuch für Dichter und Schauſpieler. Welch ein Aufwand von Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Witz! Wie tief gedacht jede Unterſuchung, wie rein alles aus ſeiner erſten Quelle geſchöpft! Welch ein Reichthum in

Digitized by Google

Auſſindung des Stofs, welche Leichtigkeit und Gewandheit in der Verarbeitung deſſelben! Welche genaue, Schritt vor Schritt entwickelnde Prüfung und Bewährung ſeines Studiums! Die ſich ergebende Wahrheit entſteht nach und nach vor unſern Augen, wird, wie der Schild des Achills, beim Homer. Er lüpft gleichſam ihren Schleier gradweiſe und enthüllt ihren ſchönen Gliederbau mit beſcheiden = zögernder Hand. So gewöhnt ſich unſer Auge nach und nach an ihr wohlthätiges Licht, gewinnt ſich nach und nach Stärke, ohne Blendung in ihr Antlitz zu blicken, und wahrhaft erleuchtet, erwärmt und geläutert von ihrem Anſchauen zurückzukehren, wenn ſie endlich in ihrem ganzen Strahlenglanze vor unſrer Erkenntniß ſteht.

Ein wahrhaftes Meiſterſtück iſt ſeine Entwicklung der ariſtoteliſchen Trauerſpiels = Theorie. Tiefes Eindringen in den Sinn des griechiſchen Philoſophen, völliges Einverſtändniß mit dem Geiſte ſeiner Unterſuchungsart, dem Genius ſeiner Sprache, ſind die karakteriſtiſchen Züge derſelben. Die ſo oft mißverſtandne Regel von der Erregung der Furcht und des Mitleids im Trauerſpiel, von der

Reinigung dieſer Affekte, welche Beſtimmtheit erhält ſie hier, welch ein untrüglicher Wegweiſer wird ſie durch ſeine Erläuterungen! In welchem hohen Grade befriedigend beſtätigt er durch die griechiſchen Tragiker die Gründlichkeit der ariſtoteliſchen Lehrſätze und die Richtigkeit ſeiner Erklärung derſelben.

Nicht minderer Meiſter erſcheint er in der Anwendung der ariſtoteliſchen Grundſätze. Wie und wodurch werden Furcht und Mitleid gereinigt? wozu dient dieſe Erregung und Reinigung? worauf gründet ſie ſich? Warum iſt ſie Regel für die tragiſchen Dichter aller Zeiten und aller Völker? Warum iſt es wohl die Form, warum ſind es nicht die Einheiten des Orts und der Zeit, welche die Tragödie ariſtoteliſch machen? Alle dieſe Fragen werden mit einem Unterſuchungsgeiſte geprüft, mit einer Verdeutlichung auseinander geſetzt, und mit einer Unwiderlegbarkeit beantwortet, die unſre Erkenntniſſe mit jedem Fortſchritte mehr verſtändigen, unſre Ueberzeugung immer mehr gewinnen und jeden neu aufkeimenden Zweifel immer mehr zum Schweigen bringen.

Digitized by Google

Aehnlich an Gründlichkeit dieſer Unterſuchungen über Ariſtoteles ſind die Kommentare über Hurd und Diderot. Wo er ihrer Meinung iſt, veranſchaulicht er ihre Theorie bis zur höchſten Klarheit; wo er von ihnen abweicht, haben ſeine Zweifel ein Gewicht, eine Realität, die ihm unſre Nachprüfung unwiderſtehlich auf ſeine Seite neigen. Der inwendige Menſch in dem Schriftſteller, gegen den ſein Zweifel auftritt, ſteht immer ſo ganz und lebendig vor ihm, ſein Scharfſinn macht das Auge ſeines Geiſtes ſo hell, daß ſein Blick ſelten fehlt, und faſt immer eine neue Wahrheit ans Licht bringt.

Freilich waren dieſe ſcharfſinnigen Kommentare über Ariſtoteles, Diderot und Hurd den tragiſchen Götzen der franzöſiſchen Bühne, Krebillon, Korneille und Voltaire kein Dienſt. Entkleidet ihres überirrdiſchen Lichtes, ſank ihre Göttlichkeit bald. Sie blieben gute poetiſche Köpfe, aber tragiſche Dichter nur halb und halb. Sie, die bisher nicht nur in Frankreich, auch in Deutſchland für Ideale der tragiſchen Kunſt gegolten hatten, wurden nur glückliche Verſifikateure, Verfertiger einzler vortreflicher Sce-

nen; und ihre Trauerſpiele nur dramatiſche Epopöen, die von dem Geiſte des Euripides und Sophokles eben ſo weit entfernt waren, als von den Kunſtvorſchriften des Ariſtoteles. Dem blinden Vorurtheile für ihre Oberherrlichkeit fielen auf einmal die Schuppen von den Augen, und die vergötterten Repräſentanten des Sophoklesſiſchen und Euripideiſchen Genie's, die bewunderten Enthüller der ariſtoteliſchen Myſterien, erſchienen als bloße Statiſten der griechiſchen Tragiker, die nur ihrer Form, nicht ihrem Geiſte nachgetappt, die von dem Baume der Erkenntniß, den Ariſtoteles in den Garten der tragiſchen Göttin pflanzte, nur die Blätter, nicht die Früchte abgebrochen hatten.

Allerdings war die Lauge, mit der Korneillens tragiſcher Genius in ſeiner Rodogüne und ſeinem Eſſex geſichtet ward, etwas ſcharf und beißend; aber ſie gehörte ihm, und Niemand konnte ſagen, Leſſing habe ihm zu viel gethan. Jede Ungereimtheit, die ihm Schuld gegeben ward, ſtand erwieſen da, jeder Widerſpruch, jede Verſündigung gegen Wahrheit und Natur, ward zum Greifen verſinnlicht. Voltaire kam, wo er

Blößen gab, nicht beſſer weg. Seine Semiramis und ſeine Merope wurden in der Wage der Kritik haarſcharf gewogen. So ward beiden die Ueber- oder Untermenſchlichkeit ihrer meiſten Helden, das Unleidenſchaftliche in ihrer Darſtellung der Leidenſchaften und der daraus entſtehende Mangel am wahren Tragiſchen bis zur höchſten Anerkennung vorgeführt und erhärtet.

Der Kunſt der Schauſpieler wurde die Hamburger Dramaturgie, durch die eigne Schuld der Künſtler, minder nützlich, als es Leſſings Plan war. Die Kritik ſollte ihr Werk, wie das Werk des Dichters, Schritt vor Schritt begleiten. Aber die Empfindlichkeit dieſer Herren und Damen war größer, als ihre Wahrheitsliebe; und ihre Eitelkeit lebhafter, als ihr Kunſteifer. Sie wollten nur gelobt ſeyn, und konnten dieſes Lobes nicht genug kriegen. Sehr bald entſagte daher der Dramaturg ſeinem Lehrſtuhl über dieſen Theil der theatraliſchen Kunſt. Schade! Wie lüſtern machte, was er gab, auf das, was er noch geben wollte. Wie fein bemerkt und wie tief geſchöpft ſind ſeine Regeln über den Vortrag der Moral, nach Ekhofs Evander in

Olint und Sophronia entwickelt. Was kann lehrreicher ſeyn, und wie können Regeln mehr populariſirt werden? Es iſt der verſinnlichendſte Unterricht, der über einen Gegenſtand, wie dieſer, ertheilt werden kann. Eben ſo belehrende und ſinnreiche Bemerkungen veranlaßte die Darſtellung verſchiedener weiblicher Karaktere, aber der Tadel, der hier und da durchſchimmerte, ſo fein und verſteckt er auch angebracht war, fiel der weiblichen Eigenliebe zu empfindlich; ſie wollte lieber nicht belehrt ſeyn, wenn ſie dieſe Belehrung aus der Erkenntniß ihrer Fehler ſchöpfen ſollte.

Leſſing ſchloß hieraus ſehr richtig, daß wir wohl Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt haben; daß unſre Bühne größtentheils von Leuten ohne Beruf betreten wird, die weder die Bildung der Sitten, noch die Bildung des Geſchmacks kümmert; die nur auf eine glänzendere Art Geld erwerben wollen, als es durch ein Handwerk geſchehen würde, wiewohl, was ſie treiben, wahres Handwerk, und noch dazu das zweckloſeſte und überflüſſigſte iſt, was getrieben werden kann; die faſt nur immer ihre werthe Perſönlichkeit zur Schau tragen, und, ſtatt die

Digitized by Google

Repräſentanten der vom Dichter vorgezeichneten Karaktere zu ſeyn, nur die Repräſentanten ihres eignen Ichs, folglich, im gemeinſten Sinne des Wortes, Schauſpieler ſind. Natürlich, daß er die Luſt verlor, über eine Sache weiter nachzudenken, bei der das Denken ſo entbehrlich ſchien; daß ihm ein Geſchäft anekelte, von dem er ganz und gar keinen Erfolg ſahe.

Leſſing war zur Kritik gebohren. Alles ſtand ihm dafür zu Gebot; ſeine große Gelehrſamkeit, ſeine außerordentliche Gewandtheit des Geiſtes, ſich jeden Stof, den er zum Vorwurf ſeines Denkens wählte, ſelbſt den unfruchtbarſten, zu unterwerfen, ſein ſcharf ſpähender, treffender Blick, mit dem er die Myſterien jeder Kunſt und Wiſſenſchaft durchdrang; ſein unnachahmliches Talent der Entwicklung, Veranſchaulichung und Populariſirung der aufgefundnen Wahrheit; ſeine Gedankenfülle, ſein nie verſiegender Witz, ſein tiefes Studium der Sprache, in der er ſchrieb, die Energie ſeines Styls.

Schon in ſeinen frühſten Schriften ſtach der Kunſtrichter vor allem hervor. Schon ſeine Vertheidigung des Lemnius, des Kardans

und Horaz, enthüllten einen Reichthum von Kenntniſſen, ein Einverſtändniß mit dem Geiſte ſeiner zu rettenden Schriftſteller, ihres Zeitalters, ihrer Sitten, ihrer Denkart; und eine Bekanntſchaft mit dem Karakter ihrer Gegner, ihrer Stärke und Schwäche, die in einem ſo jungen Manne, als er damals war, eben ſo ſehr die Bewunderung als den Neid ſeiner Zeitgenoſſen erregen mußten. Es war vom erſten Beginne ſeiner litterariſchen Laufbahn ein bezeichnender Zug in ſeinem ſchriftſtelleriſchen Karakter, die Wahrheit ſtreitend aufzuſuchen, ſie aus der Erkenntniß des Falſchen aufzufinden. Daher entweder ein beſtrittner Satz oder ein beſtrittnes Faktum, ein verkanntes oder ein verhätscheltes Verdienſt, eine ungerechte Beſchuldigung oder ein ungerechtes Lob, eine mißverſtandne oder nicht genug beſtimmte Wahrheit faſt immer der Gegenſtand ſeiner kritiſchen Unterſuchungen. Einen Gegner mußt er haben, vertheidigen oder widerlegen mußt' er. Das war aber weder Streitſucht, noch gelehrter Neid, weder Kenntnißkrämerei, noch beſſerwiſſenwollende Selbſtſucht. Es hat nie einen beſcheidnern

Digitized by Google

Unterſucher, nie einen Streiter ohne weniger Eigendünkel gegeben. Er führte ſeine Sache warm, mit allen Waffen der Ueberlegenheit ſeiner Kräfte, aber nie rannte ſeine Wärme mit ſeinem Verſtande davon, nie erlaubte er ſich ungerechte Waffen. Er war freimüthig in einem hohen Grade, ſchenkte ſeinem Gegner nichts, geſtand ihm keinen Fuß breit Land mehr zu, als er zu behaupten Anſpruch machen konnte; aber nie wurde ſeine Freimüthigkeit Perſiflage, nie übervortheilte er ſeinen Gegner, nie ſtahl er ſeinen Sieg, er erfocht ihn ehrlich und ritterlich.

Dieſen Karakter hatten alle ſeine Kritiken, ſo lange nicht Unwiſſenheit, Uebermuth, Eigendünkel, Verhetzungs- und Verkleinerungsſucht ihm in den Weg traten. Man leſe ſeine Unterſuchung über den ineptus litigiosus, ſeine Briefe über Mylius, ſeine Beurtheilung der Meſſiade, ſeinen Antheil an den Litteraturbriefen: überall geht er hier mit unbeſtechlicher Wahrheitsliebe, mit ſtrenger Unpartheilichkeit, mit allem Aufwand von Scharfſinn und Witz, ſogar von Spott, zu Werke. Aber nirgends thut er der Sache vorſätzlich zu viel, nirgends verkleinert, ver-

läumdet er; nie geht ſein Spott über die Gränze, nie beleidigt er. Nur die Lange, die Klozze, die Riedel, die Gözze, bewaffneten ſeine Freimüthigkeit mit einer Geißel, verwandelten ſeinen Wiz in ein zweiſchneidig Schwert, tauchten ſeinen Spott in Galle.

Der ſchneidende, grelle Ton, den er ſich in ſeinem Vademekum für Paſtor Lange, gegen dieſen ſogenannten deutſchen Horaz und ſeine unzeitige Empfindlichkeit erlaubte; der alles zernichtende Hohn, der in ſeinen Streitſchriften mit Kloz und Konſorten herrſchte; der verzehrende Feuereifer, mit dem er über den verkezernden Gözze und die ihm ähnlichen Zionswächter herfiel, iſt nirgends ſo und in dem Maaße Geiſt und Karakter ſeiner übrigen kritiſchen Unterſuchungen. Was kann beſcheidner, ruhiger und anſtändiger ſeyn, als ſeine Erinnerungen gegen Winkelmann, Caylus, Spencer, Addiſon und Pope in ſeinem Laokoon? Hier und da ein feiner Spott gegen allzuentſcheidend gethane Aeußerungen, gegen nicht genug entwickelte, nicht genug beſtimmte Grundſätze, das iſt es alles, was ihm in der Hitze des Streites entfährt. Sonſt iſt kühle Prüfung und hohe Mä-

ſigung die herrſchende Eigenſchaft dieſer vortref-lichen Schrift.

Zuverläßig gehört Laokoon zu den ſchönſten Produkten ſeines kritiſchen Genius. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, was hier am meiſten an ihm zu bewundern iſt? ob der Reichthum ſeiner Kenntniſſe aller Art, ſeine fruchtbaren Ideen, ſeine ſinnreichen Zweifel und Berichtigungen, ſeine äußerſt feinen Beſtimmungen der Gränzlinien zwiſchen Malerei und Dichtkunſt, ſein lichtvolles Entfalten des Irrthums und der Wahrheit, ſein Periode vor Periode fortrückendes, dem vorgeſteckten Ziele immer näher kommendes Raiſonnement, oder die beinahe ideale Reinheit, Fülle und Rundung ſeiner Dikzion? Mit gleichem Intereſſe, vom Anfange bis zum Ende feſtgehalten, denkt man mit ihm, unterſucht man ihm nach, und tief belehrt, mannigfaltig in ſeinen Kenntniſſen berichtigt, kehrt man von ſeiner Lektüre zurück. Hier iſt, was darin entwickelt wird, in einem gedrungenen Auszuge.

Das erſte Geſetz der bildenden Künſte bei den Alten war nicht, wie Winkelmann meint, edle Einfalt und ſtille Größe in der Stellung und dem Ausdrucke: es war Schönheit. Alles was ſich

mit der Schönheit nicht vertrug, wurde bei ihnen aus dem Gebiete der bildenden Künſte entweder verwieſen, oder ihr darin doch ganz untergeordnet. Aller Leidenſchaften und Grade von Leidenſchaften, die ſich in dem Geſichte durch häßliche Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen, daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umſchreiben, verloren gehen, enthielten ſich die alten Künſtler entweder ganz, oder ſie ſetzten ſie auf geringere Grade herunter, in welcher ſie eines Maaßes von Schönheit fähig ſind. Keines ihrer Werke ſchändete Wuth und Verzweiflung. Zorn ſetzten ſie auf Ernſt herab; der donnernde Jupiter bei dem Dichter, war bei dem Künſtler nur der ernſte. Jammer ward in Betrübniß gemildert. Wo dieſe Milderung nicht ſtatt haben konnte, drückten ſie ihn lieber nicht durch ſichtbare Zeichen im Geſicht aus; beſchäftigten lieber die Phantaſie, als die Augen; ließen jene errathen, was dieſe nicht ſehen durften. So verhüllte Timanthes in ſeinem Gemälde von der Opferung der Iphigenia Agamemnons Geſicht. Der Ausdruck des höchſten Jammers im Antlitz des leidenden Vaters hätte

Digitized by Google

lichen. Jene heißen Körper, dieſe Handlungen. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen Gegenſtände der Malerei, Handlungen hingegen der eigentliche Vorwurf der Poeſie.

Da indeß alle Körper nicht allein im Raume, ſondern auch in der Zeit exiſtiren, da ſie fortdauern, in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erſcheinen, und in anderer Verbindung ſtehen können; da ferner jede augenblickliche Erſcheinung und Verbindung die Wirkung einer vorhergehenden Urſach iſt, und die Urſach einer folgenden, ſonach gleichſam das Zentrum einer Handlung ſeyn kann; ſo wird die Malerei auch Handlungen, aber nur andeutungsweiſe, durch Körper, nachahmen können.

Eben ſo können auf der andern Seite Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſie müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper, aber nur andeutungsweiſe, durch Handlungen.

Die Malerei muß, da ſie nur einen einzigen Augenblick der Handlung nützen kann, den prägnan-

teſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird; die Poeſie aber muß, da ſie nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen kann, diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite weckt, von welcher ſie ihn braucht. Einheit in maleriſchen Beiwörtern und Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände, ſind alſo eine Hauptregel für die Poeſie.

Denn ein poetiſches Gemälde iſt nicht, was ſich geradezu in ein materielles verwandeln läßt; ſondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns deſſen deutlicher bewußt werden als ſeiner Worte, heißt maleriſch, heißt ein Gemälde; es bringt uns dem Grade der Illuſion näher, deſſen das Materielle vorzüglich fähig iſt.

Der Poet will nicht blos verſtändlich werden, nicht blos deutliche und klare Vorſtellungen erregen, er will ſie auch in uns ſo lebhaft machen, als möglich; wir ſollen in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täu-

Digitized by Google

ſchung, der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte uns bewußt zu ſeyn, aufhören.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpunkte, wie etwa Zank und Verſöhnung, in ein und daſſelbe Gemälde bringen, iſt ein Eingriff in das Gebiet des Dichters und gegen den guten Geſchmack; ſo wie mehrere Theile, die ich in der Natur, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, nothwendig auf einmal überſehen muß, dem Leſer, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen zu machen, nach und nach zuzählen, ein Eingriff in das Gebiet der Malerei, und eine unnütze Verſchwendung der Imaginazion iſt.

Wenn der Dichter ja einen körperlichen Gegenſtand mit allen ſeinen neben einander beſtehenden Theilen beſchreiben will, ſo muß er es thun, wie Homer. Sein Schild des Achilles wird vor unſern Augen, es iſt kein gewordenes, deſſen einzele Theile er uns her erzählt. Das Koexiſtirende ſeines Vorwurfes iſt in ein Konſekutives verwandelt; und ſo aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung geworden. Wir ſehen den göttlichen Meiſter das Schild verfertigen. Ham-

Digitized by Google

mer und Zange in der Hand, ſteht er vor dem Amboße, und unter ſeinen Schlägen ſehen wir des Schildes Zierrathen entſtehen, nicht entſtanden. Er geht nicht eher von dannen, bis er vollendet hat; und unſer Erſtaunen darüber iſt das gläubige Erſtaunen eines Augenzeugen, der es machen ſahe.

Was von körperlichen Gegenſtänden überhaupt gilt, gilt von körperlichen ſchönen Gegenſtänden noch mehr. Körperliche Schönheit entſpringt aus der übereinſtimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die auf einmal überſehn werden können. Dieſe Theile müſſen neben einander liegen; Dinge aber, deren Theile neben einander liegen, ſind, wie erwieſen worden, der eigentliche Gegenſtand der Malerei, folglich kann ſie nur allein körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter hingegen, da er die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen kann, enthält ſich der Schilderung der körperlichen Schönheit, als Schönheit, ganz. Dieſe nach einander geordneten Elemente können unmöglich die Wirkung haben, die ſie neben einander geordnet hervorbringen. Der konzentrirteſte Blick, den wir nach

Digitized by Google

ihrer Aufzählung auf ſie zurückſenden, gewährt dennoch kein übereinſtimmendes Bild. Es geht über die Gränzen der menſchlichen Einbildung, ſich vorzuſtellen, was dieſer Mund, dieſe Naſe, dieſe Augen zuſammen für einen Effekt haben, wenn wir uns nicht aus der Natur oder Kunſt einer ähnlichen Kompoſizion ſolcher Theile erinnern. Nur durch die Wirkung, die ſie hervorbringt, kann uns der Dichter körperliche Schönheit verſinnlichen; nur dadurch, daß er Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz iſt Schönheit in Bewegung und darum dem Dichter fruchtbarer, als dem Maler. Bei dieſem wird der Reiz Grimaſſe, er kann die Bewegung nur errathen laſſen; denn in der That ſind ſeine Figuren ohne Bewegung. In der Poeſie bleibt Reiz, was er iſt, ein tranſitoriſches Schöne, das wir wiederhohlt zu ſehen wünſchen.

Schilderung körperlicher Schönheit gehört alſo erb- und eigenthümlich nur dem Maler. Aber iſt ihm auch, und in wie fern, die Schilderung körperlicher Häßlichkeit vergönnt? Nein. Sie widerſpricht dem Zwecke der Malerei, angenehme Empfindungen zu erregen. Sie belei-

digt unſer Geſicht, widerſteht unſerm Geſchmacke an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erwecket Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an dem wir ſie wahrnehmen. Selbſt das Vergnügen, das etwa die treue Nachahmung gewähren könnte, wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden; eine Ueberlegung, mit der die Geringſchätzung des Künſtlers beinahe unausbleiblich verbunden iſt.

Anders iſt es mit dem Dichter. Da die Wirkung der Häßlichkeit durch die auf einander folgende Erzählung ihrer Elemente merklich gemildert wird, ſo beſchäftigt ſie die Phantaſie weniger; ihre Eindrücke ſind nur momentan, da ſie in der Malerei permanent werden; und eben dadurch wird ſie dem Dichter brauchbar. Er nützt ſie als ein Ingredienz, gewiſſe vermiſchte Empfindungen hervorzubringen und zu verſtärken, mit denen er uns, in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß. Dieſe vermiſchten Empfindungen ſind das Lächerliche und Schreckliche.

Dieſes Lächerliche und Schreckliche nun kann das Reſultat der Malerei nie auf lange werden.

Digitized by Google

Die unſchädliche Häßlichkeit kann zwar, beſonders, wenn eine Affektazion nach Reiz und Anſehn damit verbunden iſt, auch im Gemälde zum lachen reizen, und die ſchädliche Häßlichkeit, wie in der Natur, auch hier Schrecken erregen; aber, wie in der Poeſie die Häßlichkeit der Form durch die Veränderung der neben einander ſich entwikkelnden Theile in auf einander folgende, ihre widrige Wirkung faſt ganz verliert, und von dieſer Seite gleichſam Häßlichkeit zu ſeyn aufhört; ſo wirkt ſie in der Malerei durch ihre bei einander habenden Kräfte nicht viel ſchwächer. Die unſchädliche kann nicht lange häßlich bleiben, da die unangenehme Empfindung die Oberhand gewinnt, und das, was in den erſten Augenblicken poßierlich war, in der Folge abſcheulich wird. In der ſchädlichen Häßlichkeit verliert das Schreckliche ſich gleichfalls nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unverändert zurück.

Dieſe unveränderliche Unförmlichkeit aber giebt ein Gefühl von Unluſt, das ſehr nahe an Ekel gränzt, und nichts ſtreitet mehr gegen den Zweck der Malerei. Die Nachahmung des Ekelhaften liegt vollends ganz außer ihrem Gebiete.

Digitized by Google

Eher iſt ſie der Poeſie erlaubt, da der wörtliche Ausdruck das Ekelhafte ſehr mildert; da es durch den Kontraſt, in den es mit Würde und Anſtand geſetzt wird, das Lächerliche vermehren kann. Noch mehr, das Ekelhafte kann ſogar ein Mittel zur Erhöhung des Schrecklichen werden. Das Gräßliche iſt nichts, als ein ekelhaftes Schreckliches; und dieſes ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabei intereſſirt wird, gar keine unangenehme Empfindung. Ja es giebt eine Art des Schrecklichen, zu dem der Dichter nur allein durch das Ekelhafte kommen kann: das Schreckliche des Hungers.

Ekel und Häßlichkeit in Formen, ſind alſo ganz von der Malerei und Poeſie auszuſchließen. Nur als Ingredienz zu den vermiſchten Empfindungen können ſie, und nur in der Poeſie, ſo gebraucht werden.

So weit Laokoon nach ſeinem Hauptinhalte.

Die mit dieſem Hauptinhalte verbundnen Diskuſſionen über den Sophokleſſiſchen Philoktet, den Laokoon des Künſtlers und Virgils, die Frage, ob Virgil den Künſtler, oder der Künſt-

ler den Dichter nachgeahmt habe? über Spence, Addiſon, Caylus und Pope; über den homeriſchen Theoſit, den Borgheſiſchen Fechter, und Winkelmanns Geſchichte der Kunſt, ſind größtentheils nur Abſchweifungen, die mit dem Hauptgegenſtande nicht geradezu in Verbindung ſtehen.

Ein ſolches Werk konnte nur wenig gültige Richter finden, gleichwohl wurden gerade die unberufenſten am lauteſten darüber. Niemand unter ihnen aber ſchrie dreiſter, übermüthiger und lauter, als Kloz und ſeine Partheigänger. Je beſcheidner, je einverſtandner mit Leſſings Geiſte, je reicher an Sachkenntniſſen, Herder, Heyne und der Rezenſent in der allgemeinen deutſchen Bibliothek darüber urtheilten; je feiner ihre Lobſprüche, je durchdachter ihr Tadel, je gründlicher ihre Zweifel waren; je tiefer ſie aus den Quellen geſchöpft hatten, je ſcharfſinniger ſie kommentirten, je belehrender, ſelbſt für Leſſing, ihre entgegengeſetzten Meinungen waren; deſto frecher, deſto unreifer, deſto unwiſſender entſchied dieſer Kloz und ſein Anhang; deſto plumper lobten, deſto gedankenloſer, oberflächlicher, ſchiefer tadelten ſie.

Digitized by Google

Aber nie ſind Selbſtſucht, Unwiſſenheit und Bauernſtolz ſchärfer gezüchtigt worden, als dieſe Klozziſche in den antiquariſchen Briefen. Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige: (der wahre Grobe, wie Leſſing ſagt) von allen Seiten wird er hier entlarvt; ganz entkleidet des erſchlichenen Ruhmes, des vermittelten Lobes, ſteht der Götze des Tages da, lächerlich, wie der Held einer komiſchen Epopee; beraubt des Nimbus von geborgter und geſtohlner Gelehrſamkeit, erſcheint er in ſeiner ganzen Jämmerlichkeit vor unſern Augen, verächtlicher, als die Krähe der Fabel.

Die Nichtigkeit ſeiner ſogenannten neuen Entdeckungen, der ganz entgegengeſetzte Sinn der zur Bekräftigung ſeiner Machtſprüche angeführten Schriftſteller; die Unſtatthaftigkeit ſeiner antiquariſchen Kenntniſſe und die Unlauterkeit der von ihm gebrauchten Quellen; die Fälſchlichkeit ſeiner größtentheils nur nachgeſchriebnen Citate und die Schwankheit ſeiner Geſchichtsdata: alle Sottiſen ſeines ſchiefen Raiſonnements, ſeiner vorſchnellen Abſprechung über Künſtler und Schriftſteller, ſeiner geiſtloſen Nachbeterei, werden, eine nach der

andern, vor ihm aufgereiht, und mit einer Unwiderlegbarkeit, mit einer Klarheit, mit einem Reichthume von Beleſenheit und Studium, mit einer Ergießung von Juvenaliſcher Bitterkeit und Ariſtophaniſchem Hohne, daß er, ein warnendes Beiſpiel für alle Viel- und Nichtsſchreiber ſeiner Art, dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben, da ſteht.

Wahrlich ſo kläglich iſt ſelten in irgend einem gelehrten Streite ein Gegner beſtanden, ſo übermannt, zu Boden geworfen, und jeder Kraft, wieder empor zu kommen beraubt, kaum ein berühmter Name zernichtet worden, als dieſer; in einem grelleren, ſchneidendern, verächtlichern Tone nicht leicht mit einem Schriftſteller geſprochen worden, als mit dieſem. Aber Niemanden, der ſich der Klozziſchen Anmaßungen, ſeiner Zudringlichkeiten, ſeiner Streit- und Belehrungsſucht, welche die antiquariſchen Briefe veranlaßten, noch erinnert, wird ihr Karakter zu grell und ſchneidend, ihr Ton zu poſitiv und abſchreckend ſcheinen. Beide wurden ihrem Verfaſſer abgedrungen. Er geſteht es ſelbſt, daß es ihm Mühe gekoſtet, dieſen Ton zu treffen, daß er ihm nie geläufig werden, und daß

Digitized by Google

er immer einen Kloz, der ihn angäbe, nöthig haben würde. Ja ſelbſt gegen ihn, nachdem er ihn einmal als das gewürdigt, was er ihm ſchien, war ſein Ton, in den ſpätern Streitſchriften mit ihm, weit ſchonender und kühler. Zwar zeichnet er ihn noch immer nach dem Leben, zwar beweiſt er ihm die Seichtheit ſeiner Kunſt- und Geſchmacksurtheile, ſeine gänzliche Entfremdung von allem Gefühle des Schönen und Wahren noch immer ſo entſchieden und in die Augen ſpringend, wie ehemals; aber kalt, hat es mehr mit der beſtrittnen Sache, als dem Streiter zu thun.

So in der ſchönen Schrift: wie die Alten den Tod gebildet! Ein paar Worte, zur Einleitung, an den unberufnen Zurechtweiſer, nachdrücklich und beſtimmt, aber ohne Galle; dann hebt er ſeine Unterſuchung an. Die alten Artiſten haben den Tod, die Gottheit des Todes, unter einem ganz andern Bilde, als unter dem Bilde des Skelets vorgeſtellt; die alten Artiſten haben ferner, wenn ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelett ganz was anders gemeint, als den Tod, als die Gottheit des Todes: ſiehe da ſein Thema, das er nach folgenden Grundſätzen entwickelt.

Digitized by Google

Die alten Artiſten ſtellten den Tod, nach der homeriſchen Idee, als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter ſich, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. So ruhen beide auf einer Kiſte von Zedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis als Knaben in den Armen der Nacht; der eine weiß, der andre ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit über einander geſchlagnen Füßen.

Da nun die Alten die ſinnliche Vorſtellung, die ein idealiſches Weſen einmal erhalten hatte, mit wenigen Ausnahmen, getreulich beibehielten — weil, ohne dieſe allgemeine Einförmigkeit, keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich iſt — ſo werden ſie auch dieſe von den griechiſchen Artiſten einmal angenommene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe, allem Vermuthen nach, immer beobachtet haben. Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt ſich im geringſten denken, wenn der Tod, als ein bloßes Gerippe, ihm zur Seite ſtand?

Der Schlaf wurde von den alten Artiſten gewöhnlich, als ein junger, auf einer umgekehrten Fackel ſich ſtüzzender Genius vorgeſtellt. So findet

man ihn auf verſchiedenen Grabmälern; auf meh-rern derſelben kömmt dieſe Figur ſogar doppelt vor. Was kann aber in dieſer vollkommen ähnlichen Verdopplung, wenn das eine Bild der Schlaf iſt, das andere wohl ſchicklicher ſeyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Auf einem von Bellori in ſeinen Admirandis bekannt gemachten marmornen Sarge zeigt ſich unter andern ein geflügelter Genius, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſteht, mit ſeiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruht, die auf die Bruſt des Leichnams geſtützt iſt, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. Alles, um und an dieſem geflügelten Jünglinge, ſpricht für das Bild des Todes.

Von dem Schlafe iſt es erwieſen, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorſtellten. Warum ſollte man von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, nicht ein gleiches vermuthen? Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine umgeſtürzte Fackel? Wenn der Schlaf, dieſe kurze Unterbrechung des Lebens, ſich

Digitized by Google

auf eine ſolche Fackel ſtützt, mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen ihm mit noch größerm Rechte zu. Seine Ueberraſchung iſt noch plötzlicher, ſein Uebergang noch ſchneller. Der Kranz in ſeiner Linken iſt der Todtenkranz. Bei den Griechen und Römern wurden die Leichen bekränzt, mit Kränzen von den hinterlaßnen Freunden beworfen; ſogar Scheiterhauſe, Urne und Grabmal mit Kränzen geſchmückt. Und wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und beſonders der vom Leibe geſchiednen Seele vorſtellt?

Vor allen andern entſcheidet der Stand der Figur, neben einem Leichnam und geſtützt auf einen Leichnam. Keine Gottheit, kein höheres Weſen durfte, außer dem Tode, dieſen Stand haben. Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war, und nicht nur die Menſchen, die ihn berührten, die Götter ſelbſt. Keinem von ihnen war der Anblick eines Todten vergönnt; ſie mußten ſich, um ihn zu vermeiden, ſchon entfernen, wenn er die letzten Athemzüge that.

Auch die über einander geſchlagnen Füße ſpre-

Digitized by Google

chen für dieſe Auslegung. Sie ſind die natürliche Lage, die der Menſch in einem ruhigen, geſunden Schlafe nimmt. Auch haben die alten Künſtler einſtimmig dieſe Lage jeder Perſon gegeben, die ſie in einem ſolchen Schlafe vorſtellen wollten. Aber nicht nur in ſchlafenden, ſelbſt in wachenden Figuren ſind über einander geſchlagne Füße das Zeichen der Ruhe; folglich ein allgemeines Symbol für dieſen Zuſtand. Sie verſtärken hier alſo die Vorſtellung des Todes, der die längſte, ununterbrochenſte Ruhe iſt.

Indeß bedarf es dieſer über einander geſchlagenen Füße nicht immer, einen ſolchen Genius auf den alten Grabmälern, als die Gottheit des Todes zu karakteriſiren. Ein anderes iſt der ſchon erfolgte Tod, ein anderes der Tod, der erſt erfolgen ſoll; jener wird die über einander geſchlagnen Füße, dieſer aber eine andre Stellung nöthig haben.

Eine ſolche die Annäherung ausdrückende Stellung hat der Tod auf einer Gemme bei'm Stephanonius oder Licetus. Ein geflügelter Genius, in der einen Hand einen Aſchenkrug haltend, ſcheinet mit der andern eine umgekehrte, aber noch

Digitized by Google

brennende Fackel ausſchleudern zu wollen; und ſieht dabei mit traurigem Blicke ſeitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht. Was kann dieſer Genius anders ſeyn, und was kann auf ihn paſſen, als der bevorſtehende Tod, im Begriffe, die Fackel auszuſchlagen, auf die, verloſchen, wir ihn ſonſt ſchon geſtützt finden?

Sind nun die bisher beſchriebenen Figuren — wie es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich iſt — Abbildungen des Todes, ſo haben ihn auch die alten Künſtler nie unter dem Bilde eines Skelets vorgeſtellt; und wenn auf ihren Kunſtdenkmälern wirklich Skelette vorhanden ſind, ſo bedeuten ſie etwas ganz anders.

Weder Dichter noch Künſtler bei den Griechen und Römern dachten ſich den Tod als Gerippe. So ſchrecklich zum Theil die Gemälde deſſelben bei den erſten ſind, — er iſt ihnen der blaſſe, fahle, bleiche Tod, er ſtreifet auf ſchwarzen Flügeln umher, er führt ein Schwert, er fletſchet hungrige Zähne, er reißet einen gierigen Rachen auf, er hat blutige Nägel, mit denen er ſeine beſtimmten Opfer zeichnet, ſeine Geſtalt iſt ſo groß und ungeheuer, daß

Digitized by Google

ſie ein ganzes Schlachtfeld überſchattet, mit ganzen Städten davoneilt; — ſo iſt doch nirgends eine Spur von ſeinem Bilde, als Gerippe. Selbſt beim Euripides nicht, wo er als handelnde Perſon aufgeführt wird; auch hier iſt er nur der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod.

Alſo nicht einmal aus den Dichtern konnten die alten Künſtler die Vorſtellung des Todes, als ein Gerippe, ſchöpfen, woher ſonſt hätten ſie nun eine ſo unmaleriſche Idee nehmen können? Sie, die alles ins Schöne bildeten, hielten ſelbſt die ſchrecklichen Gemälde der Dichter vom Tode ihrer Kunſt für unzuträglich, denn nirgends findet man eins davon durch den Pinſel oder den Meißel nachgeahmt. Wie hätten ſie ihn nun unter dem noch weit empörenderen Bilde eines Gerippes vorſtellen können? Sie, die alles Ekle vermieden, hätten gerade ein Bild wählen ſollen, bei dem unausbleiblich die Idee von Moder und Verweſung erregt werden mußte? Gewiß haben ſie das nicht. Sie ſuchten lieber ein Bild aus, das durch einen anmuthigen Umweg auf das führte, was es vorſtellen ſollte; ſie nahmen das Bild des Schlafes. Die Gerippe auf ihren Denkmälern bedeuten alſo nir-

Digitized by Google

gends den Tod, ſie bedeuten larvae, das iſt, abgeſchiedne Seelen böſer Menſchen, die zur Strafe ihrer Verbrechen unſtät und flüchtig auf der Erde herumirrten, den Frommen ein leeres, den Ruchloſen ein verderbliches Schrecken. Dieſe larvae oder abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen, dachten ſich die Alten als Gerippe und die Künſtler bildeten ſie ſo. Daher der Name larva für jedes Gerippe, auch wenn es nur ein Werk der Kunſt war. Eine ſolche larva erſchien bei feierlichen Gaſtmälern mit auf der Tafel, um zu einem deſto eilfertigern Genuſſe des Lebens zu ermuntern. Aber nicht als Bild des Todes, ſondern als deſſen, was wir nach dem Tode werden.

Dieſe in ihrem Inhalte und in ihrer Entwicklung gleich ſchöne Schrift, wie Herr Herder ſie ſehr bezeichnend nennt, hat in eben dieſem würdigen Gelehrten einen vortreflichen Kommentator gefunden. Die beſcheidnen Zweifel, die er gegen Leſſings Behauptung, daß die alten Künſtler den Tod allgemein unter dem Bilde eines ſchönen Jünglings mit der umgekehrten Fackel vorgeſtellt haben, hervorbringt, ſtoßen aber das Reſultat jener ſinnreichen Unterſuchung nicht um, ſie ſchränken

es nur ein, geben ihm nur eine größere Beſtimmung. Seiner Meinung nach, war der Thanatos der Griechen ein fürchterliches Weſen, die Kunſt ſetzte an ſeine Stelle einen Genius, der den Tod nicht vorſtellen, ſondern vielmehr die Vorſtellung, das iſt, den Gedanken an ihn, verhindern ſollte; und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Idee noch feiner und zugleich noch griechiſcher iſt, als die Leſſingſche. Der Schlaf, fährt Herr Herder fort, war von den beiden Jünglingen, die man auf den Grabmälern der Alten findet, eigentlich der Hauptgenius, der ſeinem Bruder, dem Tode, erſt Bedeutung gab. Sie waren beide Symbole der Ruhe, Bewahrer der Urne, des Todtenhauſes. Sie ſchließen daher nicht jedes andere Bild des Todes bei den Alten aus; vielmehr führten ſie den Begriff des Todes weiter, und die Kunſt hatte der tröſtenden Träume und Bilder viele über den künftigen Zuſtand. Die Larven hält er nicht mit Leſſing für abgeſchiedne Seelen, ſondern für ſchrekkende Todtengeſtalten des entſeelten Leichnams. An dieſer Uebertragung der Begriffe nahm die Kunſt keinen Antheil. Stellte ſie Larven vor, ſo waren es leider wirkliche Larven, das heißt Masken;

und die Kunſt ergriff dieſe Vorſtellungsart eben darum, weil ſie keine Gerippe und Todtenköpfe bilden wollte. Auf dieſe Art geht dieſer feine Denker mit Leſſing auf ein Ziel aus, und anſtatt der Hauptidee ſeines Mitläufers zu widerſprechen, beſtätigt er ſie vielmehr.

Derſelbe Geiſt der ſtrengſten Prüfung und der genaueſten Erörterung ſeines Vorwurfs, der ſich in den bisher angeführten Werken über Gegenſtände der Kunſt verſichtbart, karakteriſirt auch Leſſings übrige kleinere antiquariſche Schriften. Dahin gehören ſein Aufſatz über die ſogenannte Agrippine unter den Alterthümern zu Dresden; über die Ahnenbilder der Römer, und eine Menge unvollendet gebliebner, erſt nach ſeinem Tode bekannt gewordner artiſtiſcher Fragmente. In allen ſpringt der gründliche Forſcher, der ſcharfe Denker, der völlig Sachkundige hervor.

Verwandt mit dieſen Unterſuchungen über den Geiſt und Zweck der alten Kunſt ſind die leider! nur Fragment gebliebene Biographie des Sophokles und die Geſchichte der äſopiſchen Fabel. Von jener laſſen die bereits vor fünf und dreißig

Jahren für den Druck vollendeten erſten ſieben Bogen uns den Verluſt der reichen Aernte, die ſie verſprachen, nur allzuſehr empſinden. Gelehrſamkeit und Unterhaltung ſind hier gleichſam ein paar Zwillingsſchweſtern, die, Arm in Arm geſchlungen und unzertrennlich, den Pfad der Unterſuchung wechſelsweiſe ebnen und mit Blumen beſtreuen. Zu beiden geſellt ſich noch die Vorliebe des Biographen für ſeinen Schriftſteller, die ihn keine, auch nicht die mühſamſte Nachſpürung der Quellen, ſcheuen ließ. Auf wie wenigen Blättern iſt hier alles zuſammengedrängt, was den Leſer an dieſem großen Tragiker intereſſiren kann; und durch Anmerkungen erläutert und ins Licht geſetzt, die des Erzählers Scharfſinn in Auffindung und Benutzung der Quellen gleich glänzend entwickeln.

Die Geſchichte der äſopiſchen Fabel giebt freilich nur Materialien, aber ſelbſt dieſe Materialien ſind eine hinlängliche Veranſchaulichung des Leſſing nie verlaſſenden Forſchungsgeiſtes, und liefern dem, der ſie nach ſeinem Plane zu bearbeiten Muth und Kraft hat, eine ſehr reichhaltige und fruchtbare Nachweiſung.

An dieſe Beiträge zur Geſchichte der griechiſchen

Litteratur ſchließen ſich noch die Fragmente über ein Gedicht des Silentiarius auf die Pythiſchen Bäder, die vermeinten Anekdoten des Antoninus, und die griechiſche Anthologie aus ſeiner periodiſchen Schrift: über die Schätze der Wolfenbüttler Bibliothek, von eben demſelben ihn immer bezeichnenden Geiſte beſeelt.

Nicht minder hat dieſem ſcharfſinnigen Forſcher und Kritiker die Geſchichte der neuen Litteratur zu danken. Auch in ſie trug er, bald hier, bald da, wo nicht ein ganz neues, doch ein helleres, befriedigenderes Licht. Faſt kein Gebiet des menſchlichen Wiſſens blieb von ihm unbetreten; gebahnt oder ungebahnt, er machte ſich Weg, und keine Schwierigkeiten ſchreckten ſeine Wißbegierde ab. Mit reicher Beute beladen, kehrte er dann von ſeinen Wanderungen zurück, ſtellte die aufgefundnen Schätze zur öffentlichen Unterſuchung aus, und kein Wahrheitsforſcher verließ ihn unbefriedigt. Immer war, was er gefunden hatte, des Findens werth, immer Gewinn für unſre Erkenntniß, oder für unſer Gefühl des Wahren und Schönen.

So ſeine Wiederherſtellung des Logau, zu

Digitized by Google

der unſer deutſcher Horaz *) durch kritiſche Auswahl und Verbeſſerung der Verſifikazion, ihm ſeine helfende Hand lieh. Eine Wiederherſtellung, die, da ſie einen unſrer vortreflichſten åltern Dichter betraf, ſchon durch ſich ſelbſt ein ſehr ſchåtzbares Geſchenk får die vaterlåndiſche Litteratur war, aber noch unendlich im Preiſe ſtieg, durch den Kommentar, mit dem Leſſing ſeinen Dichter begleitete, durch die lehr- und ſinnreichen Sprachbemerkungen, mit denen er dieſe Wiedererſcheinung verherrlichte.

Hierher gehören auch ſeine Auffindung des Andreas Skultetus, und ſeine Entdeckungen über die Fabeln der Minneſånger in dem erſten und dritten Stücke der Wolfenbüttler Beitråge. Der Litterator und der Sprachforſcher, beide finden darin volle Befriedigung für ihre Wißbegierde.

Dieſen Geiſt des Erkennens und Darſtellens verrathen auch ſeine übrigen litterariſchen Geſchichtsforſchungen in jenen Beitrågen. Wie oft will er hier auf dem Gebiete, was er betritt, nur

*) Rammler.

ein Gaſt ſcheinen; aber ehe man ſich es verſieht, wandelt er, wie auf ihm gebohren und erzogen, vor uns auf und nieder.

Die Reihe iſt nun an dem philoſophiſchen Schriftſteller. Zwar in welchem ſeiner Werke wär' er das nicht, was hätt' er gedacht und geſchrieben, ohne von dem lebendigmachenden Geiſte der Philoſophie umſchwebt, geregt und getrieben zu ſeyn? Ueberall lebte, webte und war er in dieſem Genius. Nur ſind die Unterſuchungen, deren Geiſt jetzt entwickelt werden ſoll, in einem ſtrengeren Sinne des Wortes, aus dem Gebiete der Philoſophie. Ihr metaphyſiſcher Inhalt unterſcheidet ſie von ſeinen übrigen Wahrheitsforſchungen, und verweißt ſie beſtimmter in die philoſophiſche Klaſſe.

Ein ſehr frühes Werk Leſſings aus dieſer Region des Denkens und Entwickelns iſt die durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie veranlaßte, und im Jahre 1755 herausgegebne Schrift: Pope, ein Metaphyſiker. Ich nenne ſie ein Werk Leſſings, obſchon Moſes Mendelſohn Theil an ihr hatte, weil ſein Geiſt herrſchend in ihr hervorragt, weil die Manier, mit der die Unterſuchung begonnen,

Digitized by Google

fortgeſetzt und geendet wird, alle die Eigenthümlichkeiten hat, die Leſſing ſonſt karakteriſiren; weil Dikzion, Periodenbau, Laune und Munterkeit, ſelbſt in den trockenen Details derſelben; weil die ſtreitende Wendung, mit der die Unterſuchung beginnt, die Entwicklung, daß ein Dichter kein Metaphyſiker ſeyn, und ein Gedicht kein Syſtem enthalten könne; folglich auch Pope weder das eine habe ſeyn, noch das andere habe machen können und wollen; weil gerade ſo geführt; die Stellung der Sätze, in denen Popens Syſtem liegen ſoll, die Stellung ihrer Vergleichungen mit dem Leibnitziſchen Lehrgebäude; die haarſcharfe Prüfung derſelben mit allem Zauber der höchſten Gedrungenheit und Kürze; die Art, wie er von den ſich ergebenden Reſultaten Gebrauch macht; ja ſelbſt der hiſtoriſch-kritiſche Anhang, in dem, was dadurch erhärtet werden ſoll, mit faſt unübertreflichem Scharfſinn aufgefunden, mit ſo vielem Aufwande von Beleſenheit dargethan wird, mit einem Worte, das Ganze Leſſings Genius verräth. Moſes Mendelsſohn kann großen Antheil daran haben, es kann ein beträchtlicher Theil der Ideen von ihm herrühren, aber ſicher gehört eben ſo viel

Digitized by Google

davon Leſſing, und faſt bis zum Wetten, iſt ihre Anordnung, ihre täuſchende Verſinnlichung des letztern Werk. Kurz, die Schrift iſt das Reſultat — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — einer Art Geiſtesbriefwechſels zwiſchen dieſen vortreflichen Denkern, einer Beſprechung über jene Preisaufgabe, von Leſſing verarbeitet, dar- und ans Licht geſtellt.

Ein Meiſterſtück in Verſinnlichung ſpekulativer Philoſophie ſind die Freimäurergeſpräche, Ernſt und Falk. Wahre Sokratiſche Dialoge, in Rückſicht des ſich nach und nach Entſpinnens der zum vorgeſetzten Zwecke führenden Ideen; der gleichſam in unſerer Gegenwart geſchehenden Auffindung der Hypotheſe, die das Reſultat dieſes philoſophiſchen Zweiſprachs wird; der ſtufenweiſen Entwicklung derſelben. Dieſe lichtvolle Entwicklung, die dramatiſche Haltung in den Karakteren der beiden Disputirenden, und der Reiz eines meiſterhaften Dialogs, wirken vereint zur vollen Befriedigung unſrer Erkenntniß, unſrer wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Theilnahme.

Die Freimäuerei erſcheint hier in einem Lichte, das ſie noch zu etwas mehr macht, als die Lieder

Digitized by Google

und Reden ihrer Ordensglieder von ihr rühmen. Nach Falks Bekenntniß iſt ſie etwas nothwendiges, in dem Weſen der Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründetes, nichts entbehrliches, und nichts willkührliches; obgleich ſie willkührliche Worte, Zeichen und Gebräuche hat, die aber nicht die Freimäuerei ſind. Denn nicht durch ſie, durch Thaten wird ſie fortgepflanzt. Dieſe Thaten aber ſind nicht ihre Werke des Gehorſams, der Wohlthätigkeit und der Vaterlandsliebe, dieſe ſind nur ihre Thaten ad extra, ihre in die Augen fallende Thaten. Ihre wahren aber ſind ihr ſtilles Wirken zu allem Großen und Guten, was in der Welt geſchah und noch geſchieht; die Thaten, welche das, was man gewöhnlich gute Thaten nennt, entbehrlich machen ſollen; und zielen dahin, die Trennungen, welche die Einrichtungen der Staaten in der bürgerlichen Geſellſchaft erzeugen und die Menſchen einander ſo fremd machen, ſo eng als möglich wieder zuſammenzuziehn; den unvermeidlichen Uebeln, die ſie veranlaſſen, nicht entgegen zu arbeiten — denn das hieße den Staat mit vernichten — ſondern ihre Zahl zu verkleinern, die Empfindung dafür von weiten in dem

Digitized by Google

Menſchen zu veranlaſſen; ihr Aufkeimen zu begünſtigen, ihre Pflanzen zu verſetzen, zu bejäten, zu beblatten; und ſo, nach und nach, die Bewohner aller Länder, die Glieder aller Religionen, als bloße Menſchen mit und in einander zu vereinigen.

Unſtreitig haben die Freimäurer alle Urſach, mit dieſem Reſultate der Debatten über ihren Orden zufrieden zu ſeyn. Eines edleren, höheren Zweckes können ſie ſich ſchwerlich rühmen, und, mich dünkt, ſie müſſen ihn haben, wenn Freimäuerei die Reſpektabilität verdienen ſoll, in die ſie ſich vor den Augen der Welt zu ſetzen bemüht iſt. Alles, was ſie ſonſt Gutes und Nützliches thut, gehört, mit Leſſing zu reden, nur zu ihren Thaten ad extra, zu ihren in die Augen fallenden Thaten, durch die auch die mißverſtandne, falſche, verkrüppelte Maurerei — die gewiß eben ſo, wie das mißverſtandne, falſche, verkrüppelte Chriſtenthum, überall zu Hauſ' iſt — das Publikum blenden kann. Ihre wahren Thaten ſind entweder dieſe ſtillen, ohne Blendung wirkenden, oder die ſogenannten Freimäurer ſind keine ächten; und nur die für dieſen Zweck thätigen,

Digitized by Google

in und zu ihm wirkenden weiſen und vortrefli-
chen Menſchen aller Zeiten und aller Völker verdienen dieſen Namen, ſollten ſie auch nur Layen, das heißt, nicht aufgenommene Glieder dieſes Ordens geweſen ſeyn.

Freilich hat denn, wie Leſſing ſeinen Falk ſehr ſcharfſinnig erweiſen läßt, Freimäurerei nicht immer Freimäurerei geheißen. Aber eh' ihr Name war, war ſie. Nur nahm ſie, wie die bürgerliche Geſellſchaft, unter und in der ſie wirkte, mannichfaltige Formen an, und mit dieſen Formen auch andere Namen. Selbſt ihren gegenwärtigen hatte ſie zu Folge dieſes Erweiſes, noch vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts nicht.

Möglich, daß ſich gegen den hiſtoriſchen Theil dieſer Geſpräche von den Inizíirten des Ordens manches einwenden läßt. Indeß haben die Leſſingſchen Behauptungen doch auch hier, ſo viel ein Laye darüber urtheilen kann, einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, und werden aus dem oben feſtgeſetzten Weſen, aus der einmal angenommenen Natur der Freimäurerei mit ſo vielem Scharfſinne entwickelt, daß das Licht, was

dadurch, ſowohl auf die Sache, als auf den Namen fällt, faſt unmöglich nur Schimmer und Wetterleuchten ſeyn kann; und die große Realität, die dadurch in die Freimäuerei kömmt, iſt für die ganze Menſchheit ſo ehrwürdig, daß man ſich wenigſtens des Wunſches, ſie möchte ſeyn, wofür ſie ausgegeben wird, nicht enthalten kann. Und warum ſollte ſie es nicht? Daß die Sache da iſt, hat das menſchliche Geſchlecht aus ihren wohlthätigen Wirkungen ſchon ſo manchmal erfahren, und erfährt es noch. Warum ſollte ſie nicht auch unter dieſem Namen, wenn ſchon nicht allein, ſeyn, wirken und ſegnen? Freilich thut es der Name nicht. Auch ohne ihn, werden wir, wenn wir Kraft und Muth haben, ſtill und weiſe für dieſe Zwecke zu wirken, zu jener edlen Verbrüderung gehören, die Leſſing Freimäurer nennt, und auch, ohne ihre Symbole, als ihre Brüder erkannt werden.

Leſſing, dem Philoſophen, folge Leſſing, der Theolog! Dieſer Uebergang aus dem freien, hellen Gebiete der Vernunft in das eingezäunte, nur mit dämmerndem Lichte bedeckte Gebiet des Glaubens, würde ein ſehr greller, den

Digitized by Google

Augen und dem Freiathmen des Geiſtes gleich weh-thuender Uebergang ſeyn, wenn es nicht Leſſing wäre, deſſen Wanderungen hier nachgeſpürt werden ſoll. Sein Auge entdeckte die ſchöne Blume, Erkenntniß, auch unter Diſteln und Dornen, und ſeine Hand rettete die Segensfrucht, Wahrheit, auch aus dem Nachtfroſte der Dogmatik. Ihm kann man getroſt folgen, ſo rauh und ſteinigt, ſo kahl und ſandig auch anfangs ſein Weg ſcheinen mag. Durch die Wünſchelruthe ſeines Scharf-ſinns entdeckt er irgend einen verborgenen Schatz, und hebt ihn durch den Zauberſpruch ſeines Ge-nie's; gleich einem Geiſterbeſchwörer dringt er ſelbſt in die Gräber, und winkt aus ihnen Wahrheit und Erkenntniß ans Licht.

Ohne Allegorie: auch der Theolog Leſſing iſt er ſelbſt. Auch auf dieſem Wege ſind ſeine Ent-deckungen, Mittheilungen und Erläuterungen, was ſie überall ſind, Geiſt und Leben; auch hier beur-kundet er ſeinen Beruf, als Entdecker, Mitthei-ler und Erläuterer.

Veranlaſſung zur Erwerbung dieſes neuen Verdienſtes waren die Schätze der Wolfenbütt-

ſer Bibliothek, und ſein Debüt: Berengarius Turonenſis.

Dieſer, wegen ſeiner von dem katholiſchen Lehrbegriffe abweichenden Meinung de coena domini ſo übel verſchriene Kezzer, erſchien durch Leſſings Forſchungs- und Aufſuchungsgeiſt in einem ganz neuen Lichte vor der theologiſchen Welt. Eine von ihm, als Manuſcript in der Wolfenbüttler Bibliothek befindliche, und bisher völlig unbekannt gebliebne Schrift, zeigte ſeine über dieſen Artikel der chriſtlichen Dogmatik, ſelbſt von lutheriſchen Gottesgelehrten, für Kezzerei ausgegebnen Gedanken von einer Seite, die ihn mit dieſer theologiſchen Welt völlig wieder ausſöhnen mußte. Wie bekannt, war Berengarius in der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nikolaus II., gezwungen worden, ſein Glaubensbekenntniß über die Gegenwart Chriſti im Abendmale zu widerrufen, und eine andere ihm vorgelegte Glaubensformel zu beſchwören, die er aber, ſobald er ſich den ihm drohenden Tode und ſeinen Feinden entgangen ſah, feierlich und öffentlich zurücknahm. Die Schrift, die dieſen Widerruf enthielt, wurde darauf von Lanfrancus, einem ſeiner ärgſten Verfolger,

widerlegt. Dieſe Widerlegung nahm die katholiſche Kirche, ja ſelbſt die lutheriſche, mit hohem Triumphe und Beifall auf; und dieſer Triumph ward durch die allgemeine Meinung, daß dieſe Widerlegung unbeantwortet geblieben, noch ſehr erhöht. Leſſings aufgefundenes Manuſcript aber erwieß das Gegentheil. Es war nichts anders, als Berengarius umſtändliche Beantwortung der Lanfrankiſchen Widerlegung, und zugleich eine keinen weitern Zweifel mehr übrig laſſende Erklärung über ſeine wahre, völlig lutheriſche Glaubensmeinung in der Lehre vom Abendmale.

Die Leſſingſche Schrift hierüber iſt aber nicht nur Ankündigung jenes Manuſcripts, ſondern auch vollſtändige Erläuterung aller dazu gehörigen hiſtoriſchen Umſtände; genaue Darſtellung ſeiner Gegner und Verkezzerer, und eine ſehr ehrenvolle Rechtfertigung des Karakters ſeines Helden. Welches alles ſie nicht nur für den Theologen, ſondern auch für den Litterator überhaupt, zu einer ſehr intereſſanten Lektüre macht. Und ſind Wahrheit und die Ehrenrettung eines verkannten und unſchuldig verfolgten Mannes nicht

eine Angelegenheit für jeden denkenden Menſchen? —

Wie vernünftig oder unvernünftig übrigens Berengarius Glaubensbekenntniß war, darauf kömmt es hier nicht an. Die Wahrheit, die hier gewonnen werden ſollte, war ſeine wahre Meinung, ſein wahrer Karakter, die wahren Umſtände, unter denen er bekannte und widerrief, abſchwur und zurücknahm, was er beſchworen hatte. Dieſe Wahrheit gab Leſſing mit Leſſingſcher Klarheit, Beſtimmtheit und Gewißheit. Und was für vortrefliche Wahrheiten über Kezzermacherei und Verdammungsſucht, über die Rechte der Vernunft und die Macht feſt geworden Ueberzeugungen gewannen wir nicht noch nebenher!

Dem Berengarius folgten Leibniz von den ewigen Strafen, und deſſen Antwort auf die Einwürfe des Wiſſowazius gegen die Dreieinigkeit; beides Mittheilungen aus den Schäzzen der Wolfenbüttler Bibliothek. Die erſte veranläßte Herrn Eberhards Apologie des Sokrates; die andre ſchloß ſich dieſer natürlich an, da ſie gleichfalls eine Leibnizziſche Meinung über ein chriſtliches Dogma enthielt. Jene beglei-

Digitized by Google

tete Leſſing mit einigen hiſtoriſch-kritiſchen Berichtigungen, mit einer Vertheidigung des Leibniz gegen verſchiedne Aeußerungen des Herrn Eberhards, mit ſeinen eignen Ideen von der Natur der ewigen Strafen, und mit einer Erklärung des Sokrates über dieſen Gegenſtand. Dieſe nützte er nur, über Leibnizzens religiöſe Denkungsart ſeine Meinung zu ſagen.

Die hiſtoriſchen Berichtigungen in dem erſten Aufſatze betrafen die Geſchichte deſſelben, ſeine Veranlaſſungen und Moßheims Bemerkungen darüber; die ihm folgende Vertheidigung des Leibniz erſtreckte ſich hauptſächlich auf die Beſchuldigung: dieſer Philoſoph habe ſein Syſtem allen herrſchenden Partheien anzupaſſen geſucht; Leſſing zeigt gerade das Gegentheil, indem er erweißt, daß Leibniz, bei Unterſuchung der Wahrheit, nie auf angenommene Meinungen Rückſicht genommen, aber überzeugt, daß jede angenommene Meinung, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, ſich bemüht habe, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Sehr ſinnreich wendet er dieſen Erweis dann auf die Leibnizziſche Meinung von den ewigen Stra-

ſen an; entwickelt die Grundſätze, von denen er ausging, die ihn bewogen, ſich für die Ewigkeit der Strafen zu erklären, die Harmonie, in der dieſe ſeine Meinung ſelbſt mit ſeinem Syſteme von der beſten Welt ſteht, und rettet ſo ſeinen Helden, wie er ſich vornahm, gegen den Vorwurf der Allgefallſucht und der philoſophiſchen Eitelkeit.

Mit ungemeinem Scharfſinne ſucht er nun auch ſelbſt, die wahre Seite ſichtbar zu machen, die das beſtrittne Dogma in einem gewiſſen Sinne haben kann und hat. Er zeigt, daß der ganze Streit nur die Ewigkeit der Hölle, nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen betreffen könne, daß der Begriff von jener nur durch die in der Schrift von körperlichen Schmerzen hergenommenen und falſch verſtandnen Bilder in die Theologie gekommen; daß durch dieſes Mißverſtändniß aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zuſtand von Qualen, und aus dieſem eine, alles andere ausſchließende, unſres ganzen Weſens ſich bemächtigende Empfindung geworden, kurz, jene intenſive Unendlichkeit entſtanden, die eben ſo ſehr mit der Natur unſrer Seele, als der Güte und Gerechtigkeit Gottes ſtreitet. Er zeigt ferner, daß nicht

Digitized by Google

die Unendlichkeit der Strafen an und für ſich, ſondern nur die intenſive Unendlichkeit und die mit ihr unausbleiblich verbundene Stetigkeit derſelben, die Beſſerung des Beſtraften unmöglich mache, indem dieſe Stetigkeit auch nicht einmal den erſten Entſchluß zur Beſſerung herbeiführen könne; daß aber auch die erfolgende Beſſerung die Unendlichkeit der Strafen darum nicht aufhöbe, weil dieſe nach und nach ſich ereignende Rückkehr zur moraliſchen Vollkommenheit, dieſes ſich auch mit jedem Augenblicke jenem großen Ziele mehr Nähern, in Vergleichung mit dem, der einer ſolchen Rückkehr eines ſolchen Wiederemporſtrebens zu ſeiner verſcherzten frühern Seligkeit nicht bedarf, und alſo um eben ſo viel Schritte einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilt iſt, immer noch eine Strafe bleibt.

Tief gedacht und wahr ſind die hierauf folgenden Erinnerungen gegen die theologiſche Kluft zwiſchen Himmel und Hölle, diesſeits welcher ſchlechterdings nur ſolche, und jenſeits welcher nur lauter andere Empfindungen Statt haben. Eine Kluft, welche die ganze Natur der Seele umſtößt, die keiner ſolchen lauteren, bis in

Digitized by Google

ihr kleinſtes Moment, nichts als angenehmen, oder nichts als unangenehmen Empfindung, viel weniger eines Zuſtandes fähig iſt, in welchem ſie nichts, als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art hätte; eine Kluft ferner, welche die Gerechtigkeit Gottes mit der menſchlichen Gerechtigkeit einer Unvollkommenheit beſchuldigt; und ſie bei einer Kolliſion von Strafen und Belohnungen, nur durch die wenigere Beſtrafung belohnen und durch die wenigere Belohnung beſtrafen läßt. Eine wahre Gotteslästerung! Denn, da der beſte Menſch noch viel Böſes hat, und der ſchlimmſte nicht ohne Gutes iſt, ſo müſſen jenen die Folgen des Böſen auch in den Himmel, und dieſen die Folgen des Guten noch in die Hölle begleiten. Die Folgen des Böſen müſſen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Böſen nicht nur abgezogen werden, ſondern ſich auch in ihrer ganzen poſitiven Natur, für ſich ſelbſt, äußern.

So Leſſing. Die aus dem Gorgias des Plato angeführte Erklärung des Sokrates ſpricht geradezu, und ohne alle Zweideutigkeit, von

Digitized by Google

Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, daß ſie ſich beſſern, und von Verdammten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern blos andern, zum Beiſpiel, in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden; und Leſſing wünſcht deswegen, Herr Eberhard möchte ſich nicht in einer Apologie des Sokrates gegen die ewigen Strafen des Laſterhaften erklärt haben.

Hier endet dieſe Unterſuchung, deren erſte Erſcheinung, ſowohl auf die theologiſche, als auf die untheologiſche Welt, einen höchſt ſonderbaren Eindruck machte. Die Orthodoxen und die Heterodoxen, die Vernunftchriſten und die Nichtchriſten fanden gleiches Aergerniß in ihr. Nur wenige erriethen Leſſings Abſicht, und noch wenigere ahneten, was für Unterſuchungen er durch ſie vorbereiten wollte. Man ſchien ſeine ihm ſo eigne Art, zu einem vorgeſetzten Ziele zu kommen, ganz vergeſſen zu haben, oder vielmehr, man ſah ſein Ziel nicht, weil man den Punkt, von dem er ausging, überſah. Umſonſt zeigte er durch die Entwicklung der Leibnizziſchen Manier, über die Lehrſätze der chriſtlichen Theologie zu philoſophieren, was bei Unterſuchungen dieſer Art zuerſt zu thun ſey?

Digitized by Google

umſonſt bewieß er durch ſeine eigne Verhandlung der Streitfrage, daß der Scharfſinn auch in das krudeſte Dogma einen Sinn hinein zu raiſonniren vermöchte, der, ohne ſelbſt eine ſtrenge Wahrheit zu enthalten, doch ſehr wohl Gelegenheit zur Auffindung einer Wahrheit werden könne, die, wenn ſie ſchon jenes Dogma nicht fruchtbarer machte, doch etwas Fruchtbareres an ſeine Stelle ſetzte. Nur wenigen ſchien es einleuchten zu wollen, daß Leſſing ſich hier nur gegen jede Zerſtörung, ohne Erſatz erklärte, daß er ſich nur für keinen Freund der hülfreichen Hände ausgab, die an den ſchadhaften Theilen eines morſchen Gebäudes rüttelten, ohne die haltbaren zu retten, die nur flikken, ohne zu beſſern, ohne der Wahrheit auch nur einen Fuß breit mehr Land zu gewinnen. Kurz, indem er der von ihm vertheidigten orthodoxen Lehre einen feinern, philoſophiſchern Sinn unterſchob, als ſie ihn bei den Orthodoxen wirklich hat, erwieß er zugleich die Unſtatthaftigkeit des ganzen Dogma, im Sinne der Orthodoxen; und gab mit dieſem Erweiſe einen Fingerzeig von der Unſtatthaftigkeit der ganzen orthodoxen Dogmatik,

der überall erſt dieſer reinere philoſophiſchere Sinn untergelegt werden müſſe, um ſie dem Menſchenverſtande annehmbar zu machen. Ein Fingerzeig, der deutlich genug anwieß, auf welchem Wege die Wahrheit eigentlich zu retten und der reine Religionsſinn wieder herzuſtellen ſey?

Noch klarer enthüllt er dieſe Abſicht in ſeinen Bemerkungen über die Leibnizziſche Schrift: von der Dreieinigkeit. Nicht das Dogma, ſondern des Philoſophen religiöſe Denkungsart wird darin gerettet. Nur die Gründe, warum Leibniz lieber die orthodoxe Meinung von der Dreieinigkeit angenommen, als den Sozinianismus des Waſſowazius, werden hier entwickelt. Nach jener iſt dieſe Lehre Geheimniß einer übernatürlich geoffenbarten Religion, und, als dieſes, ſchien ſie dem Philoſophen — da ein Geheimniß, ſeiner Natur nach, nicht verſtanden werden kann und nicht verſtanden werden ſoll — ungleich übereinſtimmender mit der Vernunft, als die Sozinianiſche, die das Geheimnißvolle dieſer Lehre aufheben und doch die übernatürliche Offenbarung derſelben nicht fahren laſſen wolle; die das, was ſie zu erklären vorgebe, nur noch unerklär-

Digitized by Google

barer mache, indem ſie eben der Perſon, die ſie ihrer Göttlichkeit entkleide und in ein bloßes Geſchöpf verwandle, zugleich nicht viel weniger als eine göttliche Anbetung zugeſtehe, und dadurch, daß ſie ihr die nächſte Stelle neben Gott einräume, nichts anders, als Abgötterei, das iſt, die Verehrung eines kleinern, untergeordneten Gottes, neben einem größeren, höheren, predige. Gegen dieſen abergläubiſchen Unſinn, ein bloßes Geſchöpf ſo vollkommen zu denken, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden, vielweniger auch nur die kleinſte Art der Anbetung, mit ihm zu theilen verdienen könne; daß Gott durch ein Geſchöpf — das, wär' es auch das allervollkommenſte, doch nur immer ein Theil, und, im Verhältniß gegen Gott, kein beträchtlicherer Theil der Welt ſeyn könne, als die elendeſte Made — die Welt hab' erſchaffen laſſen, gegen dieſen Unſinn, zeigt Leſſing, empörte ſich Leibnizzens Philoſophie. Es war ihm unmöglich, einer Meinung beizupflichten, die mit der Seele dieſer Philoſophie ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und den Grund aller natürlichen, und jeder geoffenbarten Religion ſo gewaltſam vernichtete. Daher denn auch ſeine grö-

ßere Zufriedenheit mit der Parthei der Sozinianer, die den, welchen ſie nicht als Gott erkennen, auch nicht als Gott anbeten, noch ſonſt auf eine Weiſe mit Gott, oder neben Gott, oder in Beziehung auf Gott, verehren mögen.

So erklärte und vertheidigte Leſſings Scharfſinn Leibnizzens religiöſe Denkungsart, und führte dadurch, jedoch ohne ſein Verſchulden, die Neuerer in der chriſtlichen Theologie, wie die Altgläubigen, gleich irre. Jene begannen ihn für einen Abtrünnigen von der Oberherrſchaft der Vernunft bei der Unterſuchung des Chriſtenthums, dieſe für ein auserwähltes Rüſtzeug ihrer Kirche zu halten. Aber die dieſer Erklärung und Vertheidigung bald folgende Bekanntmachung der Wolfenbüttler Fragmente bewieß, daß jene zu früh gefürchtet, und dieſe zu früh triumphirt hatten.

Mit ihr entwickelte es ſich deutlich, zu was für Unterſuchungen der chriſtlichen Religion er mit jenen Rettungen des Leibniz die theologiſche Welt hatte vorbereiten wollen. Mit ihr erwieß es ſich, was er von dem bloßen Ausflicken und Ausbeſſern, von dem bloßen Ueberglätten und Ueberfirniſſen des

Digitized by Google

alten Syſtems hielt; enthüllt es ſich, daß ihm dieſe bloße Verkleidung jenes morſchen Lattwerks, dieſes einzele Niederreißen eines geſunknen Mauerſtücks, dieſes einzle Einſchlagen eines zerbrechlichen Dachfenſterchens, ſo viel als gar nichts gethan ſcheine. Nun erklärte es ſich, warum er es mit dem größern Theile der neuen Glaubensverbeſſerer weniger halte, als mit den Verfechtern des alten Machkrams. Dieſe behaupteten von ihrem morſchen, wankenden Gebäude, doch laut und mit Eifer, es ſey nicht baufällig, und wandten alle Kräfte auf, ſeine Unwandelbarkeit zu erweiſen; dieſe aber erklärten es für das, was es iſt, und ſetzten doch alle Augenblicke eine neue Stütze an, es in ſeiner Baufälligkeit zu erhalten. Ihre ganze Baureformation lief darauf hinaus: hier und da eine Oefnung in das trümmernde Dach zu ſchlagen, um einen einzelnen Theil zu erhellen, indeß es in den übrigen, nach wie vor, finſter blieb, oder höchſtens eine Art Zwielicht entſtand, das, weil es nicht völliges Dunkel war, für wirkliche Helle ausgegeben, auch wohl dafür gehalten wurde. Die ganze Zuſammenſetzung des Gebäudes mit dem Plane ſeines erſten Erbauers zu vergleichen, und

zu unterſuchen, was darin ſeinem Sinne gemäß, oder ſeines Sinnes Verkrüppelung ſey? Das fiel ihnen nicht ein — Daher denn über dieſe chriſtlichen Reformatoren und ihr ſogenanntes vernünftiges Chriſtenthum ſein eben ſo bittrer als treffender Spott: „daß man eigentlich nicht wiſſe, wo ihnen und ihm die Vernunft oder das Chriſtenthum ſitze? Eben ſo klar erſchien das ſich hieraus ergebende Reſultat: ehe man die chriſtliche Dogmatik bekämpfe, müſſe man erſt das, worauf ſie ſich gründe? beſtreiten; dann werde das Gebäude ſchon von ſelbſt zuſammenſtürzen, wo ſeine Theile nicht haltbar wären; was aber dabei zuſammenſtürze, ſey ſicher der Erhaltung nicht werth, nur das vorgebliche Chriſtenthum komme dabei in Gefahr, das wahre könne nicht fallen, eben weil es wahr ſey.

Darum theilte er auch die Fragmente ſeines Ungenannten ohne Scheu mit. Was durch ſie und mit ihnen in die Klemme kam, waren nur die theologiſchen Hypotheſen, Erklärungen und Beweiſe; die Religion ſelbſt ſtand; was der Bibel galt, galt nicht auch ihr. Eher als die Bibel war die Religion, und eher als die Schriften der

Digitized by Google

Evangeliſten und Apoſtel da Chriſtenthum. Dieſes muß durch ſeine innere Wahrheit, nicht durch die Wahrheit jener ſchriftlichen Ueberlieferungen erwieſen werden. Hat ſie dieſe innere Wahrheit nicht, ſo können auch alle ſchriftlichen Ueberlieferungen ſie ihr nicht geben.

Dieſe innere Wahrheit nun, die eigentlich dem Chriſtenthum ſeinen Sieg über die heidniſche und jüdiſche Religion verſchaffte, wollte Leſſing erwieſen, und durch dieſen Erweis in ihrer erſten Reinheit hergeſtellt haben. Dieſe innere Wahrheit aber bedarf, ſeiner Meinung nach, aller der Stützen von übernatürlicher Offenbarung, von erfüllten Weiſſagungen, von Zeichen und Wundern, von Sichgefangengebung der Vernunft, nicht. Stützen, die ſie gerade nicht ſtützen, vielmehr verſperren ſie den Zugang zu ihrem Lichte; machen bloße Nothbehelfe zu Realitäten, verkaufen den Buchſtaben für den Geiſt, geben uns Dämmerung der Erkenntniß für Tag der Erkenntniß, hindern die weitere Fortrückung des Menſchengeſchlechtes, und verzögern ſo das männliche Alter deſſelben.

Zwar bot er allen Scharfſinn auf, das mög-

Digitized by Google

liche, was ſich, im Namen der Aufrechterhalter dieſer Stützen, gegen die Einwürfe des Ungenannten ſagen läßt, herauszugrübeln; zwar bewieß er aus dem Begriffe einer übernatürlichen Offenbarung ſelbſt, daß ſie unbegreifliche Dinge enthalten müſſe; daß alſo eine gewiſſe Gefangennehmung der Vernunft nicht auf dieſer oder jener Schriftſtelle, ſondern auf dem Weſen einer übernatürlichen Offenbarung ſelbſt beruhe, daß daher eine ſolche Sichgefangengebung der Vernunft nichts als ein Bekenntniß ihrer Gränzen ſey, ſobald ſie einmal von der Wirklichkeit einer ſolchen Offenbarung verſichert iſt. Aber zugleich bewieß er auch, daß die Wirklichkeit einer ſolchen Offenbarung keines ſcharfen und ſtrengen Beweiſes fähig ſey; daß die Nothwendigkeit derſelben für die Seligkeit der Menſchen, weder die Lehre Chriſti, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche geweſen; daß die Lehren von der gänzlichen Verderbniß der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen, von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines deutlichen und klaren Glaubens zur Seligkeit, und von der Theopnevſtie: nicht das wahre, eigentliche Chriſtenthum, ſondern nur das Chriſtenthum gewiſſer

Digitized by Google

ſymboliſcher Bücher ausmache; daß zwiſchen den Sätzen, ohne welche das Chriſtenthum nicht beſtehen könne, die ſein Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt, und zwiſchen denen, welche man blos zu einer beſſern Verbindung jener eingeſchaltet, und aus ihnen folgern zu müſſen vermeinet, ein eben ſo großer als gewiſſer Unterſchied ſey.

Das Reſultat der Leſſingſchen Ueberzeugung ergab ſich hieraus von ſelbſt. Aber es ward noch klarer, wenn er hinzuſetzte, daß es zur Erkenntniß jener weſentlichen durch Chriſtum wirklich gelehrten Wahrheiten von der Einheit Gottes, der Unſterblichkeit der Seele und der Vergeltung nach dieſem Leben, keiner göttlichen Offenbarung, im ſtrengen Sinne, bedurft habe; denn, obſchon der menſchliche Verſtand nur allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinſten Manne ſo einleuchtend und faßlich ſind, einmal ſehr unbegreiflich, folglich unmittelbare Eingebungen Gottes geſchienen, und, als ſolche, auch damals hätten angenommen werden müſſen; ſo hab' es doch auch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die, aus eignen Kräften, über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinaus-

Digitized by Google

dachten, dem größern Lichte entgegen arbeiteten, und andern ihre Empfindungen davon, wo nicht mittheilen, doch erzählen konnten; was denn den Erweis von einem unmittelbaren göttlichen Urſprunge dieſer Wahrheiten ſehr erſchwere.

Vollends der Beweis von der Entbehrlichkeit der noch übrigen Stützen der orthodoxen Dogmatik zur Aufrechterhaltung des wahren Chriſtenthums, wie beſtimmt verſichtbarte er ſeine eigentliche Meinung über das, was er in dieſem ganzen Streite gerettet, als weſentlich in dem Chriſtenthum erkannt wiſſen wollte? Wenn er zeigte, daß erfüllte Weiſſagungen, die man ſelbſt erlebt, und Weiſſagungen, von denen man nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen erlebt; daß Wunder, die man mit ſeinen eignen Augen ſahe, ſie ſelbſt zu prüfen Gelegenheit hatte, und Wunder, von denen man nur hiſtoriſch weiß, daß andre ſie geſehen und geprüft haben wollen, zwei ganz verſchiedne Dinge wären; daß alſo, was den Augenzeugen jener erfüllten Weiſſagungen, jener Wunder, zu einem wichtigen Beweiſe für die Wahrheit der mit ihnen verkündigten Lehren gedient hätte, für uns, die wir von dieſen Weiſſagungen und Wundern nur die Erzählung

leſen, nicht mehr dieſelbe Wichtigkeit, dieſelbe Kraft haben könne; indem, was ehemals unmittelbar gewirkt, jetzt nur durch ein Medium zu wirken fähig ſey; wenn er ferner zeigte, daß hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtrirt, folglich auch nichts durch ſie demonſtrirt werden könne; daß daher für die Wahrheiten der Chriſtusreligion, die auf jene Nachrichten gebaut werden, noch andre Gründe vorhanden ſeyn müſſen; wenn er endlich darthat, daß die Aufklärung, die durch die erſte Einführung des Chriſtenthums ſich ſo raſch und ſo entſcheidend des Menſchengeſchlechts bemächtigte, daß die höhere, reinere Sittenlehre, die dadurch unter dem Menſchengeſchlecht populärer wurde, der unleugbarſte Beweis für ſeine Wahrheit ſey, was erwieß er anders, als, daß wenn nun eben dieſes Chriſtenthum die weitere Aufklärung des menſchlichen Geiſtes, die größere Populariſirung einer reinen Sittenlehre ſpäterhin mehr aufgehalten, als befördert habe; es nicht das Chriſtenthum ſeines Stifters geblieben, ſondern ein verändertes, durch fremde Zuſätze verfälſchtes Chriſtenthum geworden, von denen es erſt wieder gereiniget werden müſſe, um es für das zu erkennen, was es war.

Digitized by Google

Man leſe alles, was er ſeinen und den Gegnern ſeines Ungenannten antwortete, ſeine Schrift über den Beweis des Geiſtes und der Kraft, ſein Teſtament Johannis, ſeine Duplik, ſeine Parabel, ſeine Axiomata, ſeinen ganzen Streit mit Gözze: überall wird man auf dieſen Zweck ſeiner Unterſuchungen, auf dieſes Reſultat ſeiner Ueberzeugung ſtoßen. Bei aller Heftigkeit des Streites, zu der er durch die Verunglimpfungen ſeiner Abſicht und ſeines Karakters hingeriſſen wurde; bei aller der Bitterkeit, mit der er die hämiſchen Verdrehungen und Verkrüpplungen ſeines reinen Sinns beantwortete; bei alle dem ſchneidenden Witze, dem höhnenden Spotte, mit dem er die ſtolzen, hochfahrenden und doch ſo ſinnloſen Anmaßungen ſeiner verkezzernden Gegner niederſchlug, mit dem er ihre Verläumdungs-, Kabalen- und Verhetzungsſucht nachdrücklich, anſchauend und ſiegend entlarvte, iſt es immer die innere Wahrheit des Chriſtenthums, für die er ſo warm wird, die er den theologiſchen Verunſtaltungen zu entreißen ſucht. Nirgends erſcheint er als ein Gegner dieſes Chriſtenthums, als ein Vernichter dieſes lebendigmachenden Geiſtes deſſelben.

Chriſt, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, war Leſſing freilich nicht. Sein Chriſtenthum war einer höhern, geiſtigen, göttlichern Art; es war das, was in dem Geiſt und dem Herzen aller weiſen, edlen und vortreflichen Menſchen gelebt hat und lebt, was in ihnen wirkte, handelte und ſegnete, eh' es noch Chriſtus predigte, eh' es noch unter dieſem Namen dem Menſchengeſchlecht' angekündigt ward; ja nicht allein das, was er klar und deutlich lehrte, ſondern auch das, was er für die tiefer Eingeweihten, für die mit Geiſteskräften höher Ausgerüſteten nur anwinkte: Das Chriſtenthum der vernünftigen Gotteserkenntniß, welches das männliche Alter des Menſchengeſchlechts herbeiführen, es zu einer noch höhern Reife ſeiner geiſtigen und moraliſchen Kultur wiedergebähren ſollte.

Dieſes neue Evangelium wollte er durch die Wiederherſtellung des ältern Chriſtenthums gerettet; zu dieſem gelobten Lande der vollendetern menſchlichen Glückſeligkeit, in dem Lichte einer noch makelloſern Wahrheit, wollt' er die Ausſicht geöffnet, den Weg geebnet wiſſen. Hiervon ſind Nathan der Weiſe und ſeine vortrefliche Schrift,

Digitized by Google

die Erziehung des Menſchengeſchlechts, die unverwerflichſten Zeugen.

Dies war Leſſings Karakteriſtik als Schriftſteller, ſeine Karakteriſtik als Menſch beſchließe dieſes Denkmal. Die Zuſammendrängung der vorzüglichſten Situazionen ſeines Lebens, aus der Biographie geſchöpft, mit der ſein würdiger Bruder in Breslau uns beſchenkte, und die Aneinanderreihung der ſeine ſittliche Thätigkeit bezeichnenden Züge, aus den Zeugniſſen ſeiner Freunde und meinen eigenen Beobachtungen geſammelt, werden den Stoff zu dieſer Karakteriſtik geben.

Leſſing ſtammt von einer durchaus litterariſchen Familie ab. Alle ſeine Vorfahren, wenigſtens von 1580 an, waren Gelehrte, und als Theologen oder als Juriſten unter ihren Zeitgenoſſen berühmt. Einer vorzüglichen Erwähnung verdient von ihnen Theophilus Leſſing, Bürgermeiſter zu Kamenz, in der Oberlauſitz. Er wurde ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre Ma-

Digitized by Google

giſter, und ſchrieb 1660, alſo vierzig Jahr vor des Toleranzprediger Voltaire Geburt, eine Diſputazion von der allgemeinen Duldung aller Religionen.

Noch auffallender zeichnete ſich einer ſeiner Söhne, Johann Gottfried Leſſing, des unſrigen Vater, durch ſeine Gelehrſamkeit aus. Geſchichtskunde, Philoſophie, Theologie und eine ſehr gründliche Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, wie auch der griechiſchen, lateiniſchen, engliſchen und franzöſiſchen, gaben ihm ein Recht zu dem Ruhme, den er ſich erwarb. Er erhielt zu Wittenberg die Magiſterwürde, und ward bald darauf Prediger und Katechet in ſeiner Vaterſtadt, Kamenz. Hier begann er ſeine Berufsgeſchäfte mit der Herausgabe eines neuen, in den damaligen Zeiten ſehr Epoche machenden Katechismus, dem hernach viel andere Aufklärung befördernde und mit Beifall aufgenommene ſchriftſtelleriſche Produkte folgten. Sie karakteriſirten ſich ſämtlich durch eben ſo viel Helle des Kopfs, als eine brennende Liebe für Wahrheit. Das Chriſtenthum von ſo manchen es verſtellenden Vorurtheilen zu läutern, und ſich immer vollkommnere Einſichten zu er-

Digitized by Google

werben, war das Ringen ſeines ganzen thätigen Lebens.

Dieſer Geiſt ruhte zwiefältig auf ſeinem älteſten Sohne, Gotthold Ephraim Leſſing, der ihm den zweiundzwanzigſten Januar 1729 zu Kamenz gebohren wurde, und von ihm den erſten mündlichen Unterricht, beſonders in der Religion, erhielt. Nachher übergab er ihn einem Privatlehrer, mit Namen Mylius, ein Bruder des nachherigen Freundes Leſſings, der auf ſeiner Reiſe nach London ſtarb. Dieſer Privatlehrer ward Rektor in Königsberg, und der junge Leſſing beſuchte die öffentliche Schule, unter ihrem damaligen Vorſteher, Heinze; von da kam er auf die fürſtliche Schule zu Meißen, wo er Unterricht und Verſorgung, bis auf die Kleidung, unentgeltlich genoß. Er lernte mit eben ſo viel Luſt als Leichtigkeit. Die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache, Philoſophie und Mathematik waren der vorzügliche Gewinn ſeines daſigen öffentlichen Unterrichts. Fünf Jahre brachte er hier zu, und ſchon früh entwickelte ſich in ihm der Geiſt der eigenen Wirkſamkeit und des Selbſtdenkens, der nachher der ſo herrſchende Zug ſeines

Digitized by Google

gelehrten Karakters wurde. Ihm war es nicht genug, in dem Gleiſe der vorgeſchriebnen Schulſtudien ſeinen Mitſchülern zuvorzueilen; er wollte auch, außer ihnen, weiter. Daher ſeine Begierde, auch mit denen Klaſſikern bekannt zu werden, die nicht in den öffentlichen Stunden erklärt wurden, ſeine Privatlektüre des Theophraſt, Plautus, Terenz und Anakreon; daher ſeine Verſuche, Stücke aus dieſen Klaſſikern in ſeine Sprache überzutragen, und ihren Geiſt durch Nachahmungen ſich eigen zu machen. Daher endlich ſein Trieb zu eignen Aufſätzen, ſeine Uebungen in der lateiniſchen Poeſie, und ſeine Neigung zur deutſchen Dichtkunſt. Selbſt ſeine Liebe für die theatraliſche Darſtellung erwachte hier zuerſt. Die Schulwelt um ihn her brachte ihn auf die Idee ſeines Luſtſpiels: der junge Gelehrte.

Mit den vortheilhafteſten Zeugniſſen verſehen, verließ er 1746 die Meißniſche Schule, und bezog, nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hauſe, die Univerſität Leipzig. Vorbereitet, wie Leſſing, theils durch den Unterricht ſeiner geſchickten Lehrer, theils durch eigenes Sammeln und Erwerben aller Arten von Kenntniſſen

Digitized by Google

zum akademiſchen Leben war, voll Begierde nach neuen, höhern, tiefer noch befriedigenden Kenntniſſen, konnt' es nicht fehlen, daß er nur vor ſehr wenigen Lehrſtühlen fand, was er ſuchte. Wie vieles, was ihm dort als friſche Weisheit vordozirt wurde, wußt' er nicht ſchon, und wie manches wußt' er beſſer, gründlicher! Nun vollends der ſteife, ſchulgerechte Vortrag, der anekelnde Pedantismus, der damals im Allgemeinen auf Univerſitäten noch ſo ſehr zu Hauſe war, wie ſehr mußt' er ſeine Lernluſt von ſolchen Lehrſtühlen zurückſtoßen. Rechnet man noch dazu die ſich immer mehr entwickelnde Originalbildung ſeines Geiſtes, ſo konnt' es ihm um ſo weniger taugen, ſeine außerordentliche, weit um ſich greifende Thätigkeit, in den Nothſtall eines gewöhnlichen Schlendrians eingeengt zu ſehen. Frei und unbeſchränkt ſeinen Durſt nach Wahrheit zu ſättigen, ihren Quell nicht oben ab zu ſchlürfen, ſondern tiefe Züge aus ihm zu thun, war ſchon damals der lebendige Trieb, der ihn beſeelte und mit ſich fortriß. Dazu aber verſperrte ihm hier *fremde* Leitung den Weg, natürlich, daß er nun ganz auf den Pfad der *Selbſt*prüfung und des *Selbſt*denkens einlenkte; daß

die ſogenannten Brodwiſſenſchaften ganz außer dem Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit lagen. Aeſthetik, Philoſophie, Naturlehre und Mathematik wurden die Vorwürfe ſeiner Wahrheitsforſchungen, und er ſelbſt, er allein war es, der ſich unterrichtete, in ihren Geheimniſſen ſich einweihte. Seine Beſuche der Kollegia dauerten daher nicht lange. Dem einzigen Erneſti, der über die römiſchen Alterthümer, die griechiſchen Klaſſiker und die Univerſalgeſchichte las, hielt er länger Stand. Ein paar Kollegia über die Chemie und Botanik, in denen er etwas neues gehört zu haben glaubte, machten ihm zum Studium der Medizin Luſt, aber auch dieſe verging ihm bald, und er kehrte zu ſeinen Lieblingsſtudien zurück.

Vor allem erwachte in Leipzig ſeine Neigung zur deutſchen Dichtkunſt wieder, und am meiſten ſein Hang zum Theater. Der verdienſtvolle Weiße, wie er, Mitglied dieſer Akademie, und von einer gleichen Neigung beſeelt, ward bald ſein erſter und vorzüglichſter Freund. Mit ihm beſuchte er Promenaden, Schauſpiele und Kollegia, die letzten, wie ſchon geſagt, nur ſparſam. Seine Aeltern hatten ihn zum Theologen beſtimmt, aber

er wär nicht dazu gemacht, durch fremde Beſtimmung etwas zu werden. Eine andere Bahn der Thätigkeit und des Ruhms lag vor ihm, auf ſie waren ſeine Augen gerichtet. Der berüchtigte Gottſched ſpielte damals ſeine große Rolle, als Dichter und Kunſtrichter. Leſſing erkannte bald die Seichtheit dieſes geprieſenen Reformators und den nüchternen Geiſt ſeiner Schule. Er fühlte, daß dieſen Wundermann und ſeine an ihn glaubende Heerde zu übertreffen, weder große Schwierigkeiten machen, noch einen außerordentlichen Aufwand von Talenten erfordern würde. Dieſes Gefühl, und die ſpärliche Unterſtützung ſeiner Aeltern, die, nebſt einem Stipendio, das er von dem Magiſtrate zu Kamenz erhielt, ſein einziges Einkommen waren, machten ihn zum Schriftſteller. Er debütirte in den Ermunterungen, einer Hamburgiſchen Wochenſchrift. Die beiden Luſtſpiele, Damon oder die Freundſchaft und die alte Jungfer, die er aber nie wieder drucken ließ, nebſt einigen Liedern und Sinngedichten erſchienen hier von ihm, doch ohne ſeinen Namen. Auch zu dem Naturforſcher, einer Wochenſchrift von Mylius, lieferte er einige Gedichte, von denen

er hernach die meiſten in ſeine Kleinigkeiten, und von da in ſeine Schriften aufnahm.

Zu ſeiner Bekanntſchaft mit Weiße geſellte ſich noch Chriſtoph Mylius, Adolf Schlegel, Zachariä — die beiden letzten wurden nachher vorzügliche Zierden des deutſchen Parnaß — mit denen er ſich unter dem eben ſo ſcharfſinnigen als witzigen Käſtner, damals Profeſſor in Leipzig, im Disputiren übte; auch mit den Schauſpielern der berühmten Neuberin hatte er viel Umgang, gewann von ihnen manche theatraliſche Kenntniß, ward aber durch eignes Denken über ihre Kunſt, bald aus dem Lernenden der Belehrende. Er vollendete nun ſeinen ſchon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten; die Neuberin führte ihn auf, und der allgemeine Beifall, den er fand, feſſelte ihn ganz an das Theater.

Die Nachricht davon kam bald zu den Ohren ſeiner frommen Aeltern, die ſowohl an ihres Sohnes Hange zum Theater, als auch an dem Umgange mit dem, als Freigeiſt verſchrienen Mylius, ein großes Aergerniß nahmen. Beides war ihnen in einem ſehr verdammlichen Lichte geſchildert worden. Nun gab es Vorwürfe, Strafpredigten, War-

Vor-

Schubert del. *W. Arndt Sc.*

Leſsings Gehorſam gegen ſeine Eltern.

Digitized by Google

Digitized by Google

nungen und Ermahnungen. Leſſing vertheidigte ſich und blieb ſeinem Hange zum Theater, wie ſeiner Freundſchaft gegen Mylius treu.

Die frommen Beſorgniſſe ſeiner Aeltern ſtiegen hierdurch bis zur Aengſtlichkeit. Sie ſahen, ihren geliebten Sohn ſeinen Verirrungen zu entreißen, keinen Weg, als eine dringende Einladung in das våterliche Haus, und wodurch håtten ſie ſie dringender machen kånnen, als durch das Vorgeben einer tådtlichen Krankheit der von Leſſing ſo ſehr geliebten Mutter? Dieſe Einladung geſchah um Weihnachten, und, ungeachtet der Eingeladne die eigentliche Wahrheit des Vorgebens, auf den erſten Blick erkannte, gehorchte er doch auf der Stelle, und reiſte, wie er ging und ſtand, troß der eingefallnen harten Kålte, auf offnem Poſtwagen, nach Kamenz ab.

Dieſer Gehorſam machte alles wieder gut. Vater und Mutter unterrichteten ſich bald nåher, und vergaben und vergaßen. Wie håtten ſie auch anders bei dem zarten Sinne für Familienliebe, der ſo rührend in dem menſchlichen Karakter dieſes vortreflichen Sohnes hervorragte. Dieſer zarte Sinn blieb ihm in den mißlichſten Situazionen

ſeines Lebens. Weder die Kränkungen der Verkennung, noch die Kränkungen der ſonſt ſo leicht gereizten Autoreitelkeit, konnten ihn, wenn ſie von dieſen Händen kamen, aus ſeinem Herzen vertilgen. Eine kleine Aufwallung war alles, Vergebung und Vergeſſenheit folgten ihr auf den Fuß.

Die nächſtfolgende Oſtern ging Leſſing wieder nach Leipzig zurück. Sein Vater, von den gründlichen Kenntniſſen ſeines Sohnes überzeugt, beſtand nun nicht länger auf das Studium der Theologie und begnügte ſich mit dem Verſprechen deſſelben, daß er ſich dem akademiſchen Leben widmen wolle. Aber kaum athmete dieſer die Leipziger Luft, ſo trat auch das Theater wieder in ſeine alten Rechte. Proben und Vorſtellungen wurden täglich von ihm beſucht, und er ſtudirte die Schauſpielkunſt mit einem Eifer, als ob er einen Lehrſtuhl darüber errichten wollte. Unterdeß verlor die Neuberin einige gute Schauſpieler, und Mylius ging nach Berlin; ſein Eifer für die Bühne kühlte ſich ab, Leipzig ward ihm gleichgültig, und er folgte ſeinem Freunde.

Erſt als er in Berlin war, erfuhren ſeine Aeltern und ſeine Leipziger Freunde ſeine Ab-

Digitized by Google

reiſe. Verſchrien, wie dieſer Ort, wegen ſeines freigeiſtiſchen Königs, und der unter ihm herrſchenden Freidenkerei war, wurde die Nachricht von ihres Sohnes Aufenthalt daſelbſt für die erſtern äußerſt beunruhigend. Aber der für die Ruhe ſeiner Aeltern zärtlich beſorgte Sohn zerſtreute bald einen großen Theil dieſer älterlichen Aengſtlichkeit durch die Enthüllung der Abſichten, die ihn nach Berlin geführt hatten.

Indeß hatte er bei dieſer Verwechslung ſeines Aufenthaltes wohl ſchwerlich einen eigentlichen Plan. Langes Verweilen an einem und demſelben Orte, war für ſeinen Geiſt, welcher der Abwechslung der zu beobachtenden Gegenſtände bedurfte, nicht die Sphäre, in der er ſich wohl befand. Hang zur Zerſtreuung, Sehnſucht nach dem Anblick einer neuen, größern Welt, und Liebe zu einem freien, durch ſeine eigne Wahl beſtimmten Leben, waren daher wohl die Hauptgründe zu dieſer Ueberſiedlung. Und warum hätt' er dieſen Gründen nicht nachgeben ſollen? Wie jener Weiſe, omnia sua secum portans, war er überall auf ſeinem Platze, überall ſeines Fortkommens, der Annäherung der vortreflichſten Menſchen gewiß.

Digitized by Google

In Berlin beſchäftigte ihn, mit Hülfe ſeines Freundes Mylius, die Herausgabe der Quartalſchrift: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, Stuttgard, 1750; nicht lange darauf erſchienen ſeine Kleinigkeiten, mit einem Beifalle, der ſeine Erwartungen weit übertraf. Sein damaliger freundſchaftlicher Umgang mit Richrer de Louvain, Sekretair bei Voltaire, verdient hier erwähnt zu werden, weil er die Veranlaſſung zu ſeiner Bekanntſchaft mit dieſem Götzen Friedrichs und der franzöſiſchen Litteratur ſelbſt wurde. Aber die Beſcheidenheit des Deutſchen und die Arroganz des Franzoſen, die Freimüthigkeit des erſten und die Zurückhaltung des letzten taugten weder zu einem Einverſtändniſſe des Geiſtes, noch des Herzens, und die Bekanntſchaft zerſchlug ſich eben ſo raſch, als grell.

Leſſing verließ Berlin wieder und ging nach Wittenberg, wohnte mit einem dort ſtudierenden Bruder, jetzigem Konrektor in Chemnitz, auf einer Stube, ſtudirte ſehr emſig, ſogar etwas nach dem Plane ſeines Vaters, und wurde, ſeinen Aeltern zu gefallen, Magiſter. Ein Titel, von

Digitized by Google

dem er nie Gebrauch machte. Was ſind auch Titel im Reiche der Wahrheit und der Wiſſenſchaften? Sie machen nur den etwas, der ohne ſie nichts wäre; und erhalten erſt einen Werth, wenn der, den ſie ſchmücken, ihrer nicht bedarf. Und wer hätte ihrer je weniger bedurft, als Leſſing? Die Ueberſetzung des Huarte, die Kritik der Meſſiade, und ihre Ueberſetzung in lateiniſche Verſe mit Hülfe ſeines Bruders, die aber durch die Nachricht, daß ein gewiſſer däniſcher Legazionsprediger zu Madrid eine ſolche Ueberſetzung verfertigt habe, unvollendet blieb, die Verbeſſerungen und Berichtigungen des Jöcherſchen Lexikons und die Streitigkeiten mit Paſtor Lange waren die Produkte ſeines Fleißes in Wittenberg.

Seine Bekanntſchaften hier waren nur wenige, folglich auch ſein Leben ſehr einförmig. Dieſe Einförmigkeit vertrug ſich nicht lange mit ſeinem raſchen, lebhaften Karakter. Wittenberg wurde ihm bald zu eng und ſeine Wünſche drehten ſich wieder nach Berlin. In Jahresfriſt war er dort, thätig und arbeitſam, wie immer. Er übernahm, an Mylius Statt, den gelehrten Artikel in der Voſſiſchen Zeitung, gab den erſten und

zweiten Theil ſeiner kleinen Schriften heraus, denen die Verdeutſchungen des erſten Theils von Marnny's Geſchichte der Araber, der drei Schreiben Friedrichs des Zweiten an das Publikum und noch einer andern Schrift des Königs über den damaligen Streit zwiſchen England und Preußen folgten. Dann ſammelte er an ſeines verſtorbenen Freundes Mylius Werken, und beſchloß die Jahre 1753 und 54 mit dem dritten und vierten Theile ſeiner kleinen Schriften und dem erſten und zweiten Stücke ſeiner theatraliſchen Bibliothek.

Dieſe außerordentliche Geſchäftigkeit verbeſſerte ſeine Glücksumſtände ſehr. Edelmüthig wandte er ſie zur Unterſtützung ſeines Bruders in Wittenberg an, den er, wie einen andern Bruder, zur Erleichterung ſeiner Aeltern, nach Berlin kommen ließ. Dieſe wohlthätige Wirkſamkeit zur Aufhelfung ſeiner Familie, war eine der herrſchendſten Neigungen ſeines edlen Herzens. Es gab Situazionen ſeines Lebens, in denen er ärmer war, als der ärmſte ſeiner Brüder, in denen er das nothwendigſte entbehrte, und keinen Pfennig

Digitized by Google

ſein nennen konnte, den er nicht erſt verdienen ſollte. In dieſen drückenden Lagen klagte er über nichts mehr, als über das Unvermögen, ſeiner geliebten Familie nicht helfen zu können. Und wie ſehr dieſe Klagen das reine Reſultat ſeines zarten Familiengefühls waren, bewieß er, ſobald er ſich nur einigermaßen wieder bei Kräften ſahe. Der Erwerb ſeines Fleißes war denn auch immer Erwerb für die Lieblinge ſeines Herzens. Die Welt erfuhr von dieſer ſegnenden Thätigkeit nichts, er war keiner von denen, die das Gute, was ſie thun, immer vor Augen- und Ohrenzeugen bringen, um mit ihrem Herzen Parade zu machen. Wahre Güte trägt ſich nie zur Schau, ſie wirkt unbemerkt, und iſt keine Kokette, die ſich Schminke auflegt, damit alle Welt auf ſie ſehe. Die jetzt ſo herrſchende Mode, mit ſeinen guten Werken zu prahlen, iſt ein trauriger Beweis, wie arm wir an wahren guten Werken ſind; und es thut dem Freunde des reinen Guten wohl, in dieſem geſchminkten Zeitalter zuweilen auf Menſchen zu treffen, die, wie Leſſing, ihre Tugenden durch den Schleier der Beſcheidenheit dem Blicke der Angaffer entziehen, die ohne Decke eben ſo wenig für die Augen

der Profanen taugen, als die ſchleierloſe Wahrheit.

Ein ſehr wichtiger Gewinn für Leſſings Geiſt und Herz war, während ſeines damaligen Aufenthalts in Berlin, Nikolai's und Mendelſohns Bekanntſchaft. Eine engere Verbrüderung denkender Köpfe hat es nicht leicht gegeben; der unterhaltendſte und unterrichtendſte Umgang, zu dem ſich Geiſt und Herz nur immer verbinden können. Die fruchtbarſten Ideen wurden hier umgetauſcht und berichtigt, und gingen von hier aus in die Leſewelt über. Leſſings lebhafter Geiſt, ſehr zum Widerſpruch geneigt, veranlaßte oft die lehrreichſten Debatten, indem ſein Scharfſinn zur Unterſtützung ſeines Widerſpruchs, Gründe von aller Art aufſuchte; dieſer und der Geiſt des Frohſinns, der ihn damals noch belebte, gab ihnen einen Reiz, den der Geiſt des Widerſpruchs ſonſt, an und für ſich, nicht hat. Dazu geſellte ſich ſeine nie ſich mindernde Liebe zur Freimüthigkeit, die er eben ſo gern fand, als in jede Unterhaltung mitbrachte; ſeine feine Selbſtkenntniß, die den Augenblick fühlte, wenn er ſich von ſeinem Leichtſinne, ſeiner Disputirſucht, ſeiner Heftigkeit zu ſehr hatte hinreißen laſſen, und

ihn mit eins behutſamer in ſeinen Widerſprüchen und ſeinen Ausdrücken machte. Sehr begreiflich, daß ein ſolches Bündniß, und unter ſolchen Menſchen, ein Bündniß für die ganze Zeit ihres Lebens wurde; daß kein Zufall es ſchwächen, viel weniger trennen konnte. Kein Wunder, wenn der, welcher zulezt von dieſem edlen Kleeblatte übrig blieb, ſich zuweilen, ſelbſt unter vortreflichen Menſchen, allein dünken ſollte; denn nicht alle vortrefliche Menſchen ſind und können uns gleichviel werden. Achtung und Schäzung werden wir für jeden vortreflichen Menſchen empfinden, aber Liebe gebiert nur die Verwandſchaft des Geiſtes und Herzens, und dieſe iſt ein höchſt ſeltner, und, wenn er einmal verloren iſt, ein faſt nie zu erſezender Gewinn unſers Lebens.

Aus Moſes und Leſſings geſellſchaftlichem Studiren, und durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie veranlaßt, entſtand 1755 die Schrift: Pope, ein Metaphyſiker; und Ramler, Meil, Premontval, Sulzer, König und Süßmilch erweiterten Leſſings Bekanntſchaften in Berlin.

In eben dieſem Jahre wurde Miß Sara

Samſon zu Potsdam vollendet. Eine Reiſe nach Leipzig gab Gelegenheit zu einer Reiſe durch einen Theil des deutſchen Reichs nach Holland, die Leſſing, als Begleiter eines jungen Leipzigers, machte, die aber, wegen des Einfalls der Preußen in Sachſen, der den jungen Reiſenden in ſeine Vaterſtadt zurücknöthigte, bald ein Ende nahm. Leſſing für das mißlungne Reiſeprojekt, deſſen Plan bis auf England ging, zu entſchädigen, befand ſich der Dichter Kleiſt bei der preußiſchen Beſatzung, die in Leipzig eingerückt war. Dieſe beiden edlen Menſchen verſtanden ſich bald, beſuchten ſich täglich, Leſſings alter Freund, Weiße, war der dritte Mann in dieſem intereſſanten Umgange. Bald darauf wurde er durch den jungen Brawe, den Verfaſſer der beiden Trauerſpiele, der Freigeiſt und Brutus, vermehrt. Die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit dieſes jungen Mannes an die myſtiſche Philoſophie des damals noch vielgeltenden Cruſius, gab dem prüfenden und denkenden Geiſte dieſes litterariſchen Triumvirats neue Nahrung und neuen Stof zur Unterhaltung.

Leſſings litterariſche Arbeiten, um dieſe Zeit

— von 1755 bis 1757 — waren die Ueberſetzungen der Hutcheſonſchen Sittenlehre der Vernunft, der Richardſonſchen Sittenlehre für die Jugend, in den auserleſenſten äſopiſchen Fabeln, und ſogar eines Erbauungsbuches: Laws ernſthafte Ermunterungen an alle Chriſten zu einem heiligen und frommen Leben, von dem er aber nur den erſten Bogen lieferte, und ſeinem Freunde Weiße die Vollendung überließ.

Zu der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, die ihre Entſtehung ganz allein Herrn Nicolai zu danken hat, und im Jahre 1757 zuerſt erſchien, lieferte Leſſing nur eine Rezenſion, beſorgte aber in Leipzig ihren Verlag und ihre Korrektur. Auch an den darin ausgeſetzten Preiſen für ein gutes Trauerſpiel hatte er keinen Theil, ſie rühren gleichfalls von Nikolai her, der ſie auch ganz allein bezahlte.

Im Jahre 1759 erneuerte Leſſing ſeinen Aufenthalt in Berlin; das Trauerſpiel Philotas, und die muſterhaften Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, zu denen er die erſte

Idee gab, entſtanden. In eben dieſem Jahre traten die äſopiſchen Fabeln, und, bald darauf, mit Ramlern gemeinſchaftlich die Herausgabe der Logauſchen Sinngedichte ans Licht.

Im Jahre 1760 wurde er, auf des Probſt Süßmilchs Vorſchlag, Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin. Sein Leben des Sophokles entſtand, aber nur, um mit den erſten ſieben bereits gedruckten Bogen wieder aufzuhören; woran wahrſcheinlich ſeine damals erfolgende Beförderung nach Breslau, als Sekretär des General Tauenzien, viel Schuld hatte. Der Poſten ſelbſt nützte Leſſingen auf manche Weiſe. Sein bisher des Zwanges ganz ungewohnter Geiſt mußte ſich in die mannichfaltigen Launen ſeines Generals ſchicken lernen. Dadurch gewann er ſich Biegſamkeit für ſo vielerlei Verhältniſſe des Lebens, die ſich nicht immer mit gleichen Füßen niederſpringen laſſen. Er kam mit Leuten von allerlei Stand und Beruf in Verkehr, gerieth in Geſellſchaften von dem verſchiedenſten Schlage und Tone, das vermehrte ſeine Welt- und Menſchenkenntniß ſehr. Die feine, die Militair- und die Bürgerwelt öffneten, auf ſeiner Stelle,

Digitized by Google

ſeinem Beobachtungsgeiſte ein weites Feld, und gaben höchſt wahrſcheinlich ſeinem Aeußern die höhere Politur, die ihn, ohne ihn zu überfeinern, und der Deutſchheit ſeines Karakters zu ſchaden, ſo vortheilhaft auszeichnete, daß ihn die Großen der Erde eben ſo intereſſant fanden, als die Menſchen aus ſeinem Zirkel. Selbſt ſein überwiegender Hang zum Spiele und zwar zum — wie ſich ſein Bruder in der von ihm herausgegebenen Biographie ſehr richtig ausdrückt — zum gedankenloſeſten unter allen möglichen Spielen, zum Pharo, ward ihm, zum Behuf ſeiner Welt- und Menſchenkunde, vortheilhaft. Nirgends entwickelt ſich der eigne Karakter eines jeden Menſchen wohl ſo einleuchtend und in die Augen ſpringend, als vor dieſer gefährlichen Glücksbude. Die Leidenſchaft reißt hier alles mit ſich fort und läßt die Verſtellung gar nicht aufkommen. Die ſprühenden Augen, die bleichenden oder höher ſich röthenden Wangen, die zuſammen gebißnen Lippen, der derbere oder ſchwächere Kniff der Karten, der ſich reckende oder ſtampfende Fuß; alles wird zum Verräther. Welch ein offner, fruchtbarer Schauplatz ſchon für den gewöhnlichen Beobachter! Nun vollends für den

Digitized by Google

Beobachtungsgeiſt eines Leſſings, der oft mit dem erſten Blicke das Karakteriſtiſche eines Menſchen, ſelbſt dann erkannte, wenn er ſich vor ihm verſtecken wollte.

Als Schriftſteller vollendete er in Breslau die Ueberſetzung des Diderot und entwarf den Plan zu ſeiner Minna; verließ dann 1765 die Dienſte des Preuſſiſchen Generals und Breslau, beſuchte ſeinen Vater in Kamenz und ſeine alten Freunde in Leipzig. Von da ging er nach Berlin, und arbeitete an ſeinem Laokoon, der auch das Jahr darauf im Druck erſchien.

Im Jahr 1766 erhielt er die Einladung zu der berühmten Hamburger Theaterentrepriſe. Eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne übernahm das Akkermannſche Theater. Sie hatte viel Eifer und viel gute Abſichten, die Leſſing als Dichter und Kunſtrichter befördern helfen ſollte, und machte ihm daher ſehr vortheilhafte Bedingungen. Leſſing ſchlug ein, unterzeichnete den Kontrakt, und trat 1767 ſein neues Amt an. Aber das Unternehmen mißglückte. — Die Direktoren harmonirten nur ſehr kurze Zeit; man beging in der Verwaltung der Bühne mannichfaltige Feh-

Digitized by Google

ler, ergriff, ſie wieder gut zu machen, falſche Maßregeln, und hatte überhaupt von dem Sinne des größern Theils des Publikums und der meiſten Schauſpieler für Kunſt zu große Begriffe; ſo fehlte die Unterſtützung, und Leſſings Einſichten wirkten und nützten nichts.

Um eben dieſe Zeit hatte der verdienſtvolle Bode — Ueberſetzer des Yoriks und Triſtram Shandy — eine Druckerei in Hamburg angelegt *), mit der er einen großen, weitumfaſſenden Plan verband, den ihm Leſſing ausführen helfen ſollte. Dieſer Plan ging hauptſächlich dahin: die von ihnen verlegten Bücher nicht ſelbſt auf den Meſſen zu verkaufen, ſondern ſie noch vor jeder Meſſe, nach dem beſcheinigten, koſtenden Preiſe, mit 20 p. C. Vortheil, an einen Buchhändler zu verkaufen, der über die Summe ſeine Wechſel auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben ſollte; dann wollten ſie nichts als die Werke der beſten deutſchen Schriftſteller drucken, und dieſe

*) Siehe Leſſings Briefwechſel mit Ramler, Eſchenburg und Nikolai, Brief 10, 21 und 32, Herrn Nikolai's Anmerkungen, aus denen dieſe Data entlehnt ſind.

in einem Journale, wovon in jeder Meſſe zwei oder mehrere Bände herauskommen ſollten, erſcheinen laſſen. Wirklich befanden ſich ſchon dazu ſehr wichtige Beiträge in ihren Händen. Klopſtocks Herman, ſeine Oden und Abhandlungen über das griechiſche Sylbenmaaß, Gerſtenbergs Ugolino und ein Luſtſpiel von Zachariä. Dazu kam ein Gerücht vom Kaiſer Joſeph, zufolge dem, zur Aufnahme der deutſchen Litteratur, die vorzüglichſten vaterländiſchen Gelehrten nach Wien gezogen, und durch ſie in dieſer Hauptſtadt des deutſchen Reichs eine Art Kolonie deutſcher Litteratoren errichtet werden ſollte. Durch die Herausgabe des Klopſtokſchen Hermans und eine damit verbundene Dedikation an den Kaiſer, glaubte man zu dieſem großen Projekte den Weg zu bahnen. Aber beide Plane ſcheiterten, der erſte aus zu weniger Kenntniß von der eigentlichen Natur des deutſchen Buchhandels, der andre aus zu großer Leichtgläubigkeit an das Wort eines Wiener Hofmanns, von dem ſich das ganze Gerücht herſchrieb. Die Leſſingſche und Bodenſche Verbindung zerſchlug ſich, das projektirte Journal kam nicht zu Stande, und der ganze Gewinn

Digitized by Google

der Klopſtock[illegible]en Dedikation, war eine goldne Medaille mit [illegible] Kaiſers Porträt für den Dichter. Je uneigennütziger [illegible] ehrenvoller Leſſings Abſichten bei ſeiner Unte[illegible]mung mit Bode waren, je größern Glanz und Vor[illegible]il er dadurch der deutſchen Litteratur zuzuwenden da[illegible], deſto tiefer kränkte ihn das Mislingen derſelben; um jemehr er ſeine Hofnungen an die große Wiedergeburt der Wiſſenſchaften in Wien genährt hatte, deſto weher that es ihm, ſie ſo ganz fehlgeſchlagen zu ſehen. Beides verſtimmte und erbitterte ihn in einem ſo hohen Grade, daß dadurch der Entſchluß nach Italien zu gehen und dort für die Gelehrten aller Nazionen lateiniſch zu ſchreiben in ihm erzeugt wurde; daß er, da er nachher durch den Ruf nach Wolfenbüttel doch in Deutſchland blieb, alle Wirkſamkeit für die ſchöne Litteratur, gänzlich aufgab, und ſich lieber in das antiquariſche und theologiſche Fach warf. Wer dies an dieſem großen Manne Schwäche nennt, verſteht ſich nicht auf die Natur einer wahren Thätigkeit. Dieſe beſchränkt ſich nicht auf den engen Kreis ihrer eignen Bequemlichkeit, ihres eignen Wohlbefindens, ihres eignen Daſeyns; ſie will das Wohl des Ganzen, die Vervollkommung

der Mit-, den Segen der Nachwelt. Leſſings Plan war keine Finanzoperation für ſeine Gewinn- und Ruhmſucht. Er hatte die höhere Bildung der Nazion, die Hervorziehung und Belohnung des deutſchen Verdienſtes zum Ziele. Schon boten ihm, zur Erreichung deſſelben, die vorzüglichſten Köpfe die Hand; der mächtigſte, vermögendſte Fürſt der Nazion ſchien ihm ſogar auf halbem Wege entgegen zu kommen; große Schwierigkeiten ſchienen bereits überwunden; die Möglichkeit der Ausführung erhob ſich beinahe zur Gewißheit; und auf einmal ſah der edle, wohlwollende Mann, mit jedem Muthe, jeder Kraft für ſein großes Werk, ſich von ſeinem Ziele eben ſo weit zurückgeworfen, als er ſich ihm nahe glaubte; ſah dies ſchöne Zauberſchloß nicht nur für dieſen Augenblick, ſondern für immer zertrümmert, und mit ihm nicht ſeine, ſondern die Vortheile einer ganzen Nazion. Konnt es fehlen, daß dieſe gewaltſame Zurückſtoßung aus einem Wirkungskreiſe, in dem zu handeln er ſich ſo berufen fühlte, ihm jene Stimmung gab? Der große Mann kann ruhig Hofnungen fehlſchlagen ſehen, die nur ihn betreffen; aber fehlgeſchlagne Hofnungen für die Erweiterung des Reichs des

Digitized by Google

Schönen und Guten greifen tiefer, ſpannen den Muth ab, und Mißmuth und Bitterkeit ſind die natürlichen Töchter dieſer Abſpannung.

Der Streit mit Klotz folgte dem geſcheiterten Theater- und Buchhändlerprojekte. Die ſchönen Früchte dieſes Streites waren die antiquariſchen Briefe, und die Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet?

Im Jahr 1770 wurde Leſſing Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Er erhielt dieſen Ruf auf eine ſehr ehrenvolle Art. Ende April verließ er Hamburg und begann ſeinen neuen Beruf. Wie würdig er dieſes ihm anvertrauten Poſtens war, iſt in ſeiner Karakteriſtik als Schriftſteller bereits gezeigt worden. In dieſem Jahre vollendete er ſeine Emilie Galotti, deren Plan ſchon im Jahre 1758 entworfen, und anfangs, mit allen Freiheiten der engliſchen Bühne, auf drei Akte angelegt war. Nach Herrn Nikolai's Zeugniß war damals die Rolle der Gräfin Orſina noch nicht vorhanden.

So raſtlos nun auch Leſſing in ſeinem Berufe, als Bibliothekar, arbeitete, und alſo auf dieſe Art wenig Zeit zur Langeweile übrig hatte, ſo ward ihm ſein, von für ihn intereſſantem Um-

gange ſo ganz entblößter Aufenthalt in Wolfenbüttel bald zur Laſt. Er ſehnte ſich nach einer andern Beſtimmung, als immer und ewig Bücher zu hüten, wünſchte die Verbindung mit ſeiner Freundin König, einer Wittwe, deren Bekanntſchaft er ſchon in Hamburg gemacht hatte, eben ſo anziehend durch Geiſt und Verſtand, als durch eine männliche Entſchloſſenheit, die mit ihrer Weiblichkeit eben ſo fein als mild Hand in Hand ging. Sie war Mutter, und eine ſo zärtliche, daß ſelbſt ihre Liebe für Leſſing mehr auf dem Glück ihrer Kinder, als ihrem eigenen beruhte. Dieſe vortrefliche Frau ſein zu nennen, war ſchon lange der Wunſch ſeines Herzens geweſen, aber noch immer fehlte ihm zur Erfüllung dieſes Wunſches die Ausſicht. Dieß machte ihn mißmuthig und erſchlaffte ſeine Thätigkeit. Sich aufzumuntern, mußte er reiſen.

Er ging auch wirklich nach Berlin, von da mit vielen Empfehlungsſchreiben des Kaiſerlichen Geſandten nach Wien, wo er eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme fand. Zu eben der Zeit traf der Prinz Leopold von Braunſchweig, der eine Reiſe nach Italien machen wollte, daſelbſt ein. Leſſing wurde ſein Begleiter. Nach acht Mo-

Digitized by Google

naten waren er nd der Prinz ſchon wieder in Deutſchland, im Februar des folgenden Jahres ſchon wieder in olfenbüttel.

Im Jahre 1776 de er zur Theilnahme an der Errichtung eines ſogenten Nazionaltheaters in Manheim eingeladen, mit dem Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Manheimer Akademie beſchenkt, verbunden mit dem fürſtlichen Anerbieten einer jährlichen Penſion von hundert Louisd'or, wenn er zu den Arbeiten der Akademie mitwirken, jährlich eine Abhandlung liefern, und, mit jedesmaliger Entſchädigung der Reiſekoſten und dortiger Freihaltung, wenigſtens alle zwei Jahr einmal ihren öffentlichen Verſammlungen beiwohnen wollte. Der Herzog von Braunſchweig erlaubte ihm, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen, und verſtattete ihm ſogar die Reiſe nach Manheim. Aber der Geiſt des daſigen Miniſteriums hatte weder über die Gründung eines Nazionaltheaters, noch über die Kultur der Wiſſenſchaften, zu welcher der Eingeladne mitwirken ſollte, in Leſſings Geiſte ſpekulirt. Die Theaterreformazion lief auf die Erlangung einer vollen Kaſſe hinaus. Dazu, und nur dazu ſoll-

Digitized by Google

ten Leſſings Name und ſeine dramaturgiſchen Einſichten nützlich werden. Auf die Kunſt und ihre Veredlung kam es wenig an. Sie ſollte nur gelten, inſofern aus ihr für die Einnahme kein Nachtheil entſtände; und was die Schauſpieler betraf, ſo war die Rede von berühmten; auch bei ihnen kam hauptſächlich ihr Name, ihr Talent nur im Vorbeigehn in Anſchlag. Mit der Akademie ſtand es ohngefähr eben ſo. Ihr Ruf ſollte durch Leſſings Beitritt und Arbeiten einen Zuwachs bekommen, ihre Verbeſſerung war mehr Vorſpieglung als reine Abſicht. Hierüber berichtigten mündliche Unterhaltung und Korreſpondenz Leſſings Verſtändniß nur zu bald. Das verleidete ihm die Luſt, ſeine Hand im Spiele zu haben, gar ſehr, und da es mit den Projekten zu ſeiner Verſorgung im Pfälziſchen nicht viel beſſer ausſahe, ſo machte er ſich wieder auf den Weg nach ſeinem ruhigen Wolfenbüttel. Das Jahrgehalt blieb aus, die ganze Sache ging zurück, und zur Entſchädigung ſeiner Reiſekoſten bekam er von dem Miniſter, nebſt einem Billette, ein ſchön vergoldetes und mit Leder überzogenes Käſtchen, mit dreißig kupfernen Medaillen!!!

Digitized by Google

Die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente veranlaßte in dem folgenden Jahre die theologiſchen Streitigkeiten, die den größten Theil ſeines noch übrigen Lebens beſchäftigten und verbitterten. So offen, beſcheiden und Wahrheit ſuchend auch die Erklärung war, mit der er jene Fragmente in die Welt ſandte: die theologiſche Zunft achtete es nicht; und ihrem Karakter getreu, kämpfte ſie nicht durch ruhige Unterſuchung, nicht mit Gründen für die beſtrittne Sache, ſondern ſchrie Mord und Tod, und trug, das Schwert der Verdammung und Verfolgung in den Händen, blutigen Krieg in das Land. Der unglückliche Zufall, daß das Haupt des lutheriſchen Zions, Gözze, bei einem Beſuche in Wolfenbüttel Leſſing nicht fand, und auf einen Brief, der ein Buch in der daſigen Bibliothek betraf, keine Antwort erhielt, ſetzte auch dieſen geiſtigen Klopffechter in Harniſch, und machte dadurch den Streit allgemeiner, ſchreiender und bittrer. Nun galt es mehr dem Herausgeber, als den Fragmenten, und die ganze orthodoxe Parthei fiel mit den ihr ſo eignen unrühmlichen und unritterlichen Waffen der Verhetzung und Verketzerung über ihn her. Ohne dieſen Zufall wäre viel-

leicht dieſe ganze Parthei aus dem Spiele geblieben, da Leſſing anfangs es hauptſächlich mit den Neurern in der Dogmatik zu thun hatte. Seiner Meinung nach war man mit der Orthodoxie ſo ziemlich zu Rande, und zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andre zu hindern. Dieſe Scheidewand riſſen ihm nun jene Reformatoren nieder, und machten ſtatt vernünftiger Chriſten, wie ſie wollten, höchſt unvernünftige Philoſophen. Er verglich das alte Syſtem mit einem zerbrechlichen, baufälligen Hauſe, und die neuern Verbeſſerer daran mit Leuten, die, anſtatt es abzutragen, es nur ſtützten und unterbauten. Zu dem erſten hätt' er gern hülfreiche Hand geleiſtet, aber das andere ſuchte er aus allen Kräften zu hindern; oder mit einem andern Gleichniſſe, er wollte zwar, wie er ſich ausdrückte, das unreine, welches längſt nicht mehr zu brauchen, nicht beibehalten, aber auch nicht weggegoſſen haben, bis man wiſſe, woher beſſeres zu nehmen? Wenn die Neuerer, meinte er, ſtatt der alten Unwahrheiten, nur neue zu Markte brächten, ſo wären die alten, bereits gangbaren, dem endlichen

Digitized by Google

Siege der Vernunft zuträglicher, als dieſe zwiſchen Seyn und Nichtſeyn, zwiſchen Vernunft und Orthodoxie ſchwankenden Flickwerke.

Dieſe ſeine wahre Meinung von der Orthodoxie wäre, ohne die gereizte Eitelkeit des damaligen Hamburger Pabſtes, ſchwerlich verrathen worden. Aber da dieſer durch alle Gebiete des rechtgläubigen Lutherthums „Feuer! Feuer!“ ſchrie, und den Herausgeber der Fragmente zu nichts wenigerm als dem Heroſtrat, nicht des dogmatiſchen Strohhauſes, ſondern des Chriſtustempels ſelbſt machte, ſo verhehlte auch Leſſing nicht länger, was eigentlich umgeworfen, und was an die Stelle des umgeworfenen geſetzt werden müſſe. Je entſchiedener er nun aber die Wurmſtichigkeit und die Fäulniß des alten Wohngebäudes darthat, deſto lauter ſchrie der darin die Wacht habende Kapelan „Mordbrennerei!“ Nicht nur ſchriftlich, auch thätig arbeitete ſein heiliger Eifer gegen den hellen Streiter für die Wahrheit. Bei theologiſchen Fakultäten, bei Konſiſtorien und weltlichen Miniſterien bereitete er in ſeinen orthodoxen Schüſſeln Tod gegen den Widerſacher des Paſtoralherkommens. Die Folge für Leſſing war

Digitized by Google

Verluſt der Zenſurfreiheit im Braunſchweigiſchen, und der Befehl, die berüchtigte Handſchrift des Ungenannten, nebſt den [illegible] genommenen Abſchriften, binnen acht Tagen höhern Orts einzuſchicken, und ſich aller fernern Bekanntmachung dieſer und ähnlicher Schriften zu enthalten.

Sich für die theologiſche Klemme zu entſchädigen, machte er ſich wieder auf das freie Feld des Theaters, ſein Nathan der Weiſe entſtand; dieſes herrliche Lobgedicht auf die Vorſehung, wie es Mendelsſohn nannte. Leſſings erſtem Plane zufolge, ſollte er noch von einem Nachſpiele, der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks ſelbſt wieder aufnahm, und zu Stande brachte, von verſchiednen Erläuterungen und einer Abhandlung über die dramatiſche Interpunktazion begleitet werden. Aber beides blieb leider! unausgeführt.

Seine nächſte Schrift nach Nathan dem Weiſen war die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Unterdeß hatte Leſſing den erſten Wunſch ſeines Herzens befriedigt, und ſeine Freundin König geheirathet. Aber er genoß das Glück ihres

Digitized by Google

Beſitzes nicht ..ge. Binnen einer Friſt von zwei Jahren verlor .. u in einem ſchweren Wochenbette. Wie viel er verlo.. .e ſchwer ſein Herz dieſen Verluſt empfand, davon ..gen nur einzle, aber deſto rührendere Ergießungen .es Schmerzes in den Buſen der Freundſchaft und .r Bruderliebe. Unwillkührlich machte das volle Herz ſich hier Luft. Nicht als ob der Edle ſich ſeines Schmerzes geſchämt hätte? Nur übermannen ſollt' er ihn nicht, nur nicht die Unterhaltung von Stadt und Land werden. Auch iſt wahre Betrübniß nie wortreich, klagt nicht in langen und ſchönen Phraſen; hat nie viele, vielweniger ein ganzes Publikum zu Zeugen. Wenn Leſſing von dieſer geliebten Frau am Tage ihrer Entbindung ſeinem Freunde Eſchenburg ſchreibt: „noch iſt wenig Hofnung, daß ich ſie behalten werde. Ich wollt' es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen;“ wenn er eben dieſem Freunde ihren Tod mit den Worten meldet: „meine Frau iſt todt. Dieſe Erfahrung hab' ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können, und bin ganz leicht;“ und nach dem Tage ihrer Beerdigung:

Digitized by Google

„wenn ich noch mit der einen H... meiner Tage
das Glück erkaufen könnte, die a... Hälfte in der
Geſellſchaft dieſer Frau zu ...eben: wie gern
wollt' ich es thun. Aber ... geht nicht; ich muß
nur wieder anfangen, ...nen Weg allein ſo fort
zu duſeln;“ oder ſe... Bruder erklärt: „Wenn
du ſie gekannt hä...t! Aber man ſagt, es ſey nichts
als Eigenlob, ...eine Frau zu rühmen. Nun gut,
ich ſage nichts weiter von ihr. Aber, wenn du ſie
gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürcht' ich, nicht
wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat, ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden;“ wer erkennt nicht in jedem Worte den wahren Ausdruck des Schmerzes? Mit geſenktem Blicke ſteht der Leidende am Grabe der Eingebüßten, der hervorſtürzenden Thräne nicht wehrend, aber ſchnell ſie trocknend und vom Grabhügel wegeilend.

Was dieſen Schmerz noch hervorſpringender macht, iſt der Witz, hinter den er ſich zu verſtecken ſucht, um ihn, ſo zu ſagen, abzuſtumpfen; der ſich aber doch durch die leiſe Hülle von Wehmuth verräth, die ihn umfließt; zum Beiſpiel in folgender Stelle an Eſchenburg: „Meine Vaterfreude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen

Sohn *). Denn er hatte ſo viel Verſtand, ſo viel Verſtand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß, was ich ſage. War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſobald Unrath merkte? War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort.“ Wahrlich, dieſer bitterwehmüthige Witz des gebeugten Gatten und Vaters iſt eine lebendigere Karakteriſtik ſeines Schmerzes, als es die weichſte, in den ſchwermüthigſten poetiſchen Bildern dahinſtrömende Elegie hätte ſeyn können.

Schwerlich bedarf es einer Entſchuldigung, daß ich in dieſem Denkmale Leſſings bei dieſer Szene ſeines Privatſchmerzes ſo lange verweile. Was iſt an einem großen Manne intereſſanter, als ſolche Züge eines menſchlich ſchönen Gefühls? Was macht ihn uns ehrwürdiger, als die feine Empfänglichkeit auch für das einfache Glück des häuslichen

*) Er ſtarb bald nach ſeiner Geburt.

Digitized by Google

Lebens? Wohnt nicht in ihm de[illegible] einſt, höchſte Genuß? Und iſt der Anblick [illegible]en nicht um ſo anziehender, je ſeltner er iſ[illegible] Und warum ſoll nicht neben ſeinem Den[illegible]ie auch das Denkmal des edlen Weibes [illegible]gen, die ſeinem Herzen in dieſem bunten [illegible]warr des Lebens die Fülle gab, die es, [illegible] ſeinem Beſitze nicht finden konnte? N[illegible] zu ungerecht ſind wir gegen ein Geſchlecht, [illegible]as unſre Verehrung allgemeiner verdienen [illegible]rde, wenn wir ihm Recht widerfahren zu laſſen, nicht ſo oft fälſchlich unter unſrer Würde hielten.

Leſſings Leben in Wolfenbüttel war äuſſerſt einfach. Sein Hang zur Geſellſchaft hatte hier wenig Befriedigung, ob es ihm gleich nicht an Unterhaltung mit würdigen und geiſtreichen Männern fehlte. Aber ſein ehemaliges Leben hatte ihn an mannichfaltigern Umgang gewöhnt. Nur ſeine Frau erſetzte ihm dieſen Mangel. Jetzt verlohr er auch ſie, die ihm mit jedem Tage unentbehrlicher geworden war. Ganz zog er ſich nun in die Einſamkeit zurück. Litterariſche Beſchäftigungen — bei denen ihn aber der Tod bald überraſchte — und die zärtlichſte Sorgfalt für ſeine Stiefkinder, nah-

Digitized by Google